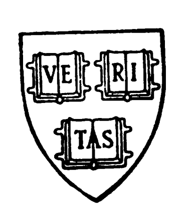










Schiller und Goethe.

Schiller und Goethe
im Urtheile ihrer Zeitgenossen.

Zeitungskritiken, Berichte und Notizen

Schiller und Goethe und deren Werke betreffend,

aus den Jahren

1773—1812,

gesammelt und herausgegeben

von

Julius W. Braun.

Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichter.

Erste Abtheilung:

Schiller.

Zweiter Band.

1794—1800.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

1797.



1794.

Berlin. 25. (November 1793) Die Räuber, Tr. (Daß die Direktion wegen der gar zu häufigen Krankheiten und Unpäßlichkeiten der Schauspieler in Ansehung der aufzuführenden Stücke nicht selten in Verlegenheit gerathen möge, glauben wir gar gern, aber doch möchte man nach so vielen Zurufungen in diesen Blättern endlich ein Stück ruhen lassen, welches immer ein gräßliches und unmoralisches Stück war, das nie auf die Bühne hätte gebracht werden sollen, und für jetzige Zeiten gar nicht frommt. Die Vorstellung eines solches Stücks kann mehr Schaden bewirken, als manches gefährliche Buch, das strenge verboten wird.) 1794.

Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1794, Januar, pag. 40.

Schöne Künste. Paris, b. Maradan: Robert chef des brigands. Drame en cinq actes, en prose, imité de l'Allemand, par le Citoyen La Martelliere. 1793. 8.

Le tribunal redoutable, ou la Suite de Robert chef des brigands. Drame en cinq actes, en prose, par le Citoyen La Martelliere. 1793. 8.

Die Räuber haben bey ihrer Verpflanzung auf das französische Theater Milderungen erhalten, aus welchen abzunehmen

1794. ist, daß die dramatische Kunst dieser Nation noch lange nicht à la hauteur de la révolution kommen kann, da sie, durch die Revolution veranlaßt, den beschränkten Kreis ihrer kalten, steifen, conventionellen Tragödie mit solchen von uns entlehnten Süjets zu bereichern, selbst hinter unsrer beziehungs- und harmlosen, lediglich poetischen, Kühnheit so weit zurückbleiben muß. Der französische Umarbeiter fängt hier sein erstes Stück mit dem Augenblick an, wo in den deutschen Räubern Franz nach seines Vaters Tod Amalien mit seiner Liebe verfolgt; und er läßt demnach Herrmanns falsche Botschaft von Karls Tod darauf abzwecken, Amalien allein zu hintergehen. Die Ermordung eines Freundes und Bundesgenossen von Franz, eines Grafen von Marbourg, dem die Räuber, — welche überhaupt von dem Vf. wohlbedächtig mehr zu einer Art von heimlichen Gericht constituirt worden sind, — sein verdientes Urtheil gesprochen haben, ist als Vorbereitung zu dem zweyten Stück in die Handlung des ersten eingeschaltet; sie wird zwar nur erzählt, ist aber mit einigen von den Details verbunden, die in den deutschen Räubern bey andern Veranlassungen vorkommen. Die wichtigste Veränderung hat der Umarbeiter mit Kosinsky's Rolle vorgenommen, und sich dadurch eine andre, natürlicher Weise viele rundere, Entwickelung verschafft. Kosinsky ist nemlich der verkleidete Sohn eines Grafen von Berthold, eines Günstlings des Kaisers, an welchen Karl Moor, oder wie er hier heißt, Robert sich gewandt hat, um mit seinen Räubern Gnade zu erhalten, und ein ordentliches Leben führen zu dürfen. Eine Zeitlang der Verrätherey verdächtig, vertritt dieser junge Mann am Ende des Stücks, als die Räuber ihren Hauptmann aus den Armen seiner Geliebten und seines im Thurm gefundenen Vaters durch die Erinnerung an seinen Eid aufschrecken, die Stelle des deus ex machina, dessen der deutsche Dichter sich so gewissenlos und grausam überhoben hatte; er zeigt den Pardon des Kaisers vor, nebst der Errichtung der Räuberbande zu einem corps franc de troupes légeres unter Robert's Anführung: worauf sich denn das Stück zur allerseitigen Befriedigung schließt, ausgenommen, daß Maurice (der französische Franz Moor) sich von einem Thurm hinunter in den Mayn gestürzt hat. Man sieht aus diesem kurzen Auszug, daß der französische Vf. in keinem Betracht mit dem deutschen viel gemein hat; und obgleich sein Stück im

vorigen Jahre ein ausgezeichnetes Glück auf dem Theater gemacht hat, so findet man darin doch einen Keim von ungeschickter Furchtsamkeit und von Antirepublicanismus, der sich in der Fortsetzung sehr entwickelt hat, ja sogar dem tribunal redoutable verschiedne Denunciationen zugezogen, und dessen öffentliche Vorstellung verhindert hat. Dies Stück ist fast ganz von des Vf. eigner Erfindung, ausgenommen etwa darinn, daß er seinen Robert, als souverainen Comte de Moldar en Franconie mit den vornehmsten seiner ehemaligen Mitbrüder das heimliche Gericht, was er vorher als Räuberhauptmann errichtet hatte, ungestört fortsetzen läßt, und also vergißt, was er seinem Kosinsky am Schluß des ersten Stücks sagen ließ: 1794.

O Robert! L'Empereur, touché de tes rêmards, veut réformer par sa justice tous les abus, que tu punissois par la force.

Amalia und der alte Moor sind todt; dafür lebt aber der todtgeglaubte Maurice, und gründet auf die Existenz eines jungen Adolphe, eines Sohnes von dem ermordeten Grafen von Marburg, ein höllisches Complot, um seinen Bruder, als Entführer der Braut dieses Jünglings, und als Mörder des letzteren bey seinem eignen Gericht angeben zu lassen, und zugleich den vorgeblich ermordeten Adolphe zum Rächer seines Vaters gegen ihn anzustiften. Aber seine Ränke, — welche, die Wahrheit zu sagen, auch ungeschickt genug angelegt sind, — mißlingen ihm; er wird selbst für den Räuber des Mädchens erkannt, ihr von ihm verführter Liebhaber fällt Robert, der unter einer Verkleidung sein Wohlthäter gewesen war, zu Füßen, und das Stück schließt mit dem diesmal, wie wir hoffen wollen, wirklichen Tode des Bösewichts Maurice, der sich nicht ohne einige Selbsterkenntniß ersticht. Was diesem Stück nach dem 10 August, ungeachtet der Reclamationen des Vf. in seiner Vorrede, hauptsächlich einen gehässigen politischen Nebensinn für die herrschende Partey gegeben haben mag, ist die sehr oft wiederkehrende, mit der ganzen Handlung verbundne, und durch die glückliche Entwicklung vollends ausgeführte loyale Idee des Nachfolgerechts des tugendhaften und liebenswürdigen Adolphe auf die Staaten seines als Tyrann rechtmäßig ermordten Vaters. Schon im ersten Act z. B. erscheinen Marburger Deputirte, welche Robert die Regierung antragen, indem sie den Sohn ihres Fürsten ver-

1794. bannt hätten; sehr kräftig weisen sie Robert und seine Räthe zurecht, und Robert sagt unter andern folgende, im neueren französischen Régime sehr heterodoxe Worte:.

Il est tombé des tyrans sous nos coups, mais c'étoient des tyrans, et les tyrans ne sont pas des souverains.

Man sieht, daß es dem Vf. leicht gehen kann, wie manchem seiner unglücklichen Landsleute: in Frankreich zu wenig, und außer Frankreich zu viel gethan zu haben. Wir wünschen übrigens, daß er vor keinem wirklichen, etwas tragischen tribunal redoutable Rechenschaft abzulegen haben möge; aber von jedem literarischen Jury muß das Urtheil ergehen, daß es nicht der Mühe werth war, sich mit einem solchen Stück in diesen Fall zu setzen.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1794, 27. Februar.

Jena, b. Mauke: Allgemeine Sammlung historischer Memoiren vom 12ten Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten, durch mehrere Verfasser übersetzt, herausgegeben von Fr. Schiller. 2te Abtheil. I. Band. 1791. 1 Alph. 2 Bog. II. B. 1792. 21 Bog. III. B. 1792. 1 Alph. 1 Bog. gr. 8.

Dem Plane gemäß, ist diese zweyte Abtheilung neuern Memoiren aus dem 16ten Jahrh. gewidmet, und die Wahl konnte nicht besser getroffen werden, als daß man mit den Memoiren des Herzogs von Sully anfing. Sie nehmen diese drey Bände ein und sind noch nicht darin geendigt. Ihr vorzüglich reichhaltiger Inhalt, der große politische und edle moralische Charakter des Mannes, aus dessen Briefen und Aufsätzen sie gezogen sind, die Gleichheit der darin erzählten Begebenheiten mit den Vorfällen, die wir jetzt in Frankreich anstaunen, die Treue der aus einer so reinen Quelle geschöpften Erzählung, die einnehmende Simplicität und der Biedersinn, der in allem herrscht, was den Held der Memoiren, Heinrich IV., angeht, geben dem Buche einen so großen Werth, und so viel Anziehendes, daß Rec. es in dieser Uebersetzung noch einmal ganz durchgelesen hat, welches sein Zweck, nur diese Uebersetzung, und die Schillerschen Zusätze an-

1794.

zuzeigen, vielleicht nicht nöthig gemacht hätte. Dieser Zweck verhindert ihn nun zwar auch, den Inhalt des Buches genau anzuzeigen; aber er kann sich doch nicht enthalten, einige Stellen herzusetzen, die für unsere Zeiten so äußerst treffend sind. Der Leser muß dabey erwägen, daß in diesen Stellen Schriften zum Grunde liegen, die fast drittehalb Jahrhunderte alt sind, und er wird alsdann mit uns übereinkommen, daß auch in der Staatskunst, wie in allen andern praktischen Wissenschaften, allgemeine Grundsätze angetroffen werden, die zu keiner Zeit ungestraft aus den Augen gelassen werden können. B. I. S. 141. „Solchen entsetzlichen Demüthigungen sah sich ein König (Heinrich III.) ausgesetzt, der den Factionen weder zuvor zu kommen, noch sie zu ersticken oder zu zertheilen wußte; der sich mit Muthmaßungen aufhielt, wo er handeln sollte, der weder mit Klugheit noch mit Nachdruck zu handeln verstand, ja der niemals weder seine Unterthanen, noch die, die am meisten um ihn waren, kennen lernte. Die Staatsveränderungen großer Reiche sind nicht Wirkungen des Zufalls oder des Eigensinns der Völker. Nichts reizet die Großen eines Staates so sehr zum Aufruhr, als eine schwache, unordentliche Regierung. Das Volk aber empört sich nicht aus Lust, der angreifende Theil zu seyn, sondern nur um eine unerträgliche Last abzuwerfen." S. 172. „Der König (Heinrich IV.) urtheilte, daß die Unternehmung gegen Paris nicht nur unmöglich wäre, sondern daß auch selbst, wenn wir uns der Stadt bemächtigt hätten, eine in einer so ungeheuren Stadt als Paris zerstreuete Armee die größte Gefahr laufen müßte, darin überwältigt zu werden; indem wir zugleich von innen, mit einem unzähligen Volke, und von außen mit einer Armee, die nach uns hineindringen, oder uns darin belagern würde, zu kämpfen gehabt hätten." 1792 dachte man so nicht, und wenn man zur Entschuldigung sagen wollte: was für ein Unterschied unter der Armee Heinrichs IV. und der Aliirten: so muß man darauf wieder antworten; was für ein Unterschied unter Paris damals und jetzt? B. II. S. 115. „Das Lesen der römischen Schriftsteller hatte Brissac einen sonderbaren Plan eingegeben. Er dachte darauf, Frankreich zu einer Republik, und Paris zur Hauptstadt dieses neuen Staats zu machen, wozu er in seiner Einbildung schon den Grund nach dem Modell des alten Roms

1704. legte. Hätte Brissac von dieser erhabenen Speculation sich nur ein wenig zu einzelnen Anwendungen herabgelassen, auf welche man doch bey den größten Entwürfen nothwendig Rücksicht nehmen muß: so würde er gesehen haben, daß es Umstände giebt, wo selbst der glücklichste Entwurf, durch die Natur der Hindernisse, durch die Verschiedenheit des Genies und des Charakters der Völker, durch die Art der Gesetze, die bey ihnen eingeführt sind, und durch den langen Gebrauch, der so zu sagen, das letzte Siegel darauf gedrückt hat, eben so schimärisch als möglich wird. Nur Zeit und eine lange Erfahrung können dem Fehlerhaften in den Gewohnheiten und Herkommen eines Staats, dessen Gestalt schon entschieden ist, abhelfen und doch muß dieses stets nach dem Plan seiner ersten Verfassung geschehen. Dieß ist so wahr, daß jedesmal wo man sehen wird, daß ein Staat einen Weg, der dem, auf welchem er seine erste Einrichtung angenommen hat, zuwider ist, einschlagen will, man versichert sein kann, daß irgend eine große Revolution ihm bevorsteht." — Wir könnten noch sehr viele Stellen dieser Art abschreiben, die eben so wörtlich von unsern Zeiten verstanden werden können, als von denen, in welchen Sully schrieb. Die ausgezogenen mögen zu gleicher Zeit zur Probe der Schreibart des Uebersetzers dienen, mit der wir im Ganzen sehr zufrieden sind. Nur an wenigen Orten sind wir auf Stellen gestoßen, wo uns der Sinn verfehlt zu seyn schien, oder wo der Ausdruck falsch war. So steht z. B. S. 233. So fochten sie ihren blinden Eifer an u. s. w. welches man nicht versteht. Hr. Schiller hat sich auch hier das Verdienst um den Leser gemacht, als eine Einleitung in diese Memoiren eine kurze Erzählung der innern Vorfälle, nach Heinrichs II. Tode voraus zu schicken, die vor dem dritten Bande noch nicht geendigt ist. Der Leser würde dieses gleichwohl gewünscht haben. Uebrigens ist diese Arbeit in Absicht der Materie völlig zweckmäßig, und in Absicht der Schreibart vortrefflich. Wir bemerken, was die erste betrifft, bloß, daß wir nicht wissen, was Hr. S. Th. I. S. XVI. unter dem fremden Einflusse versteht, der in dem Untergange der reformirten Kirche in Frankreich entschieden hätte. Das überlegene Genie des Cardinals Richelieu, die despotische Gewalt, welche er der Krone verschaffte, Ludwigs XIV. Kunst und Glück, diesen Despotismus auf den höchsten Grad zu

treiben, und seine und der Maintenon Bigotterie waren die Ursachen des Untergangs dieser Kirche in diesem Staate. Ferner glauben wir, daß der fehlgeschlagene Angriff auf Lyon, bey der Erzählung des Antheils des Prinzen von Condé, nicht hätte übergangen werden sollen. Er war das Hauptverbrechen, weswegen man ihn zum Tode verdammte. Hn. S. historische Schreibart ist rein, edel ohne Schwulst, besonders in dieser Erzählung; der Materie überall angemessen, gedankenvoll, ohne bey gewöhnlichen Dingen eine vielsagende Miene anzunehmen, und natürlich und ungezwungen, ohne gegen seine Leser einen ins spielende und kindische fallenden Ton der Vertraulichkeit zu gebrauchen. Bey einer so guten Arbeit sollte man also wohl nicht kritteln. Da sie indessen die strengste Beurtheilung nicht scheuen darf; so sey es uns erlaubt, anzumerken, daß wir B. I. S. XXIV. nicht, unreife Söhne, statt des bessern Worts: minderjährige, gebraucht haben würden, wenigstens nicht, ohne hinzuzufügen: an Seele und an Körper; S. XXX. Ehrenstellen zerstreuen, ist hier wohl nicht so richtig gesagt, als Ehrenstellen ausstreuen. S. XXXVIII. steht ein wichtiger nicht verbesserter Druckfehler, Guisen anstatt Guesen. Th. II. S. V. „Nur ein einziges Laster beherrschte sie, aber welches die Mutter ist von allen: zwischen Bös und Gut keinen Unterschied kennen." — Dieses ist nicht Laster, sondern Irrthum des Verstandes, der freylich Quelle von lasterhaften Handlungen werden muß. Ebend. kann man sagen: Tugenden der Verhältnisse? und was sind das für Tugenden? Das Verhältniß kann uns Vortheile geben, und die Klugheit kann uns lehren sie zu gebrauchen; aber Tugend? und besonders, wo von einer Catharina von Medicis die Rede ist, deren Name das Wort Tugend entheiligt. S. XII. Wir würden die Redensart: mit etwas vorlieb nehmen, überall nicht im edlen historischen Stile brauchen und wie der Vf. die Wörter vor und für, an andern Orten gebraucht, müßte es denn doch: für lieb heißen. — Aber dieses mag genug seyn, Hn. S. die Aufmerksamkeit zu zeigen, womit wir diese Einleitung gelesen haben, und das wohl hergebrachte Recht des Rec. zu behaupten, wenigstens etwas zu tadeln.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1794, 28. März.

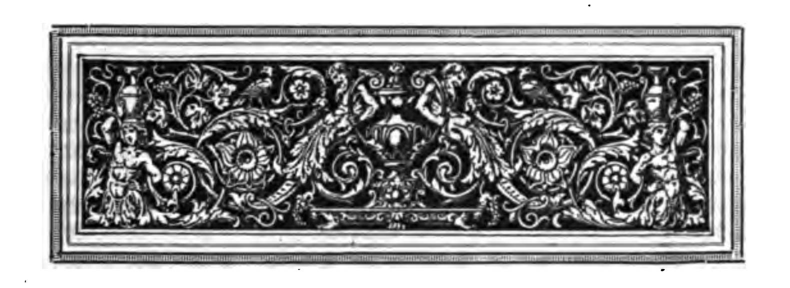
1794.

Jena.

Merkwürdige Rechtsfälle, als ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit. Nach dem französischen Werke des Pitaval durch mehrere Verfasser ausgearbeitet, und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von Schiller. Dritter Theil. Bey Cuno's Erben. 1793. 414 S. in 8vo.

Die Einrichtung dieses Werkes ist bekannt. Dieser Theil enthält drey sehr interessante Rechtsfälle nebst einem Anhange von Beyspielen der schlimmen Wirkung der Tortur. I. Geschichte des Prozesses der Marquise von Brinvillier. — II. Geschichte des Hrn. von la Pivardiere. — III. Das traurige Schicksal des Jacob le Brun. — — Besonders lehrreich und meisterhaft sind die Vertheidigungsschriften, welche in diesen drey Fällen vorkommen. Den Beschluß machen VII. Beyspiele von Unzuverlässigkeit der Aussagen, welche durch die Tortur erhalten werden, die keinen Auszug zulassen, aber den Haß gegen dieses Beweismittel noch mehr zu vermehren im Stande sind, und beweisen, wie nöthig es sey, den peinlichen Richtern die Worte, womit sich dieser Theil schließet, zuzurufen: Erudimini, qui judicatis terram! S.

Würzburger gelehrte Anzeigen, (in Commission bey der Riennerischen Buchhandlung), 1794, 18. Junius.



1795.

Jena b. Mauke: Allgemeine Sammlung historischer Memoiren vom 12ten Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten; herausgegeben von Friedrich Schiller. 2te Abtheilung. 4. Band. 1792. 1 Alph. 5. Bog. 5. Band. 1793. 1 Alph. 7 Bog. 6. Band. 1794. 1 Alph. 12. Bog. 7. Band. 1794. 1 Alph. 2 Bog. 8. 1795.

Der 4te, 5te und 6te Band dieser Sammlung enthalten den Rest der Memoiren des großen Sully, deren Werth den Leser zu fest hält, als daß er sie vor ihrer Endigung verlassen könnte. Dazu haben die jetzigen Zeitläufte so viel ähnliches mit denen, die den Inhalt dieser Memoiren ausmachen, und man entdeckt in ihnen schon so ganz und gar den Geist, den die Franzosen jetzt zeigen, daß die Lesung des Buchs dadurch noch anziehender wird. Manche Sätze sind so belehrend für unsere Zeiten, daß man glauben sollte, sie wären ausdrücklich für dieselben geschrieben. Wir könnten sehr viele dergleichen auszeichnen, aber die einzige folgende mag für alle hier stehen. Th. IV. S. 79. „so leichtsinnig und unbedachtsam man uns auch das Volk vorzustellen pflegt, habe ich doch erfahren, daß es oft in der That ein gewisses Augenmerk faßt, auf welches es mit Wärme, oder vielmehr mit Wuth hinstürzt; daß aber diese gefaßten Gesichtspunkte immer ein gewisses Gemeinbestes

1795. für das Ganze, nie blos einen Privatnutzen zum Gegenstande haben, wie z. B. die Rachgier und andere Leidenschaften einer Einzelnen oder einer geringen Anzahl von Personen. Ich wage sogar zu behaupten, daß der am meisten untrügliche Richter, eben die Stimme des Volks ist." Wie sehr streitet dieser Ausspruch eines Ministers, und eines Mannes, der, übrigens äußerst gegen alle Volksregierung ist, mit den Aussprüchen der mehrsten Beurtheiler der jetzigen französischen Revolution! Wenn man Sullys Staatsklugheit an dem Hofe Ludwigs XV befolgt hätte: so wäre an die unglückliche Verbindung des König Ludwigs XVI mit einer östreichischen Herzogin, nicht gedacht worden. Denn er sagt Th. V. S. 38. „Es ist kein Zeichen einer guten Politik, wie man es, (ob man es gleich) dafür hält, wenn man die Prinzen aus dem französischen Haus, in andre, ungefähr gleiche Häuser, wie Spanien heirathen läßt. Außerdem daß auch die engste Familienverbindung dem Hasse weichen muß, welchen die Ehrsucht gegen einen Nebenbuhler einflößt, wird der Vortheil, den man bey solchen Verbindungen beabsichtigen könnte, schon durch die Betrachtung vernichtet, weil (daß) er allzugroß werden könnte." Uebrigens sieht man aus Sullys Erzählung, daß Heinrichs IV. Thätigkeit und eigne Untersuchung jedes wichtigen Geschäftes, weder verhindern konnte, daß ihn die Großen, und die mit ihnen intriguirenden Minister nicht gröblich hintergangen hätten, noch bewirken, daß die Macht der Hofaristokratie nicht stärker gewesen wäre, als die seinige. Dem Grafen von Soissons wäre es ohne Sullys Widerspruch geglückt, von dem Könige die Einnahme von einer neuen Auflage auf jeden Ballen ausgehenden Kaufmanns Gut zu 15 Sous zu erhalten, weil er diesem gutmüthigen, zu leicht glaubenden Prinzen vorspiegelte, es sey ein Gegenstand von ungefähr 30,000 Livres, da es doch mehr als 300,000 Thaler betragen, und die Handlung zu Grunde gerichtet hätte. Bey Sullys Widerspruche sagte die Marquise von Verneuil, des Königs Maitresse, zu ihm: „Für wen soll denn der König etwas thun, als für die, die seine Vettern, Verwandte und Maitressen sind?" So groß war der Einfluß der Partheyen, daß, als Heinrich mit Jakob I ein Bündniß schließen wollte, er dem Herzog von Sully nur ins Geheim den Auftrag dazu gab, und ihn kein Blanquet eine solche Allianz zu Stande zu bringen ertheilte. „Denn, sagt Sully, die Furcht vor

der Parthey, die wir im Staatsrath zu bekämpfen hatten, ließ uns dies ganz übersehen." Mit so vielem Vergnügen wir diese Memoiren wieder durchgelesen haben, so unzufrieden haben uns viele von den übersetzten Noten dazu gemacht. Diejenigen, welche zu der Geschichte der Wiederherstellung der Jesuiten in Frankreich, und der Angelegenheit des Cardinals d'Ossat hinzugefügt sind, sind so armselig, daß sie gar nicht hätten übersetzt werden müssen. Die, welche sich Th. VI. S. 452. befanden, sind vermuthlich nur beybehalten, um zu zeigen, wie gleichgültig es auch guten Schriftstellern unter Ludwig XV Regierung war, ihre Ehre durch Aufopferung der ersten Vorschriften des gesunden Menschenverstandes, und der Rechtschaffenheit aufs Spiel zu setzen, wenn es darauf ankam, dem Hofe zu schmeicheln. Wir erinnern uns nicht etwas übertriebeners zur Behauptung der Vorzüglichkeit einer uneingeschränkten Gewalt gelesen zu haben.

1796.

Die Memoiren des Herzogs von Sully unterhalten ihren Leser mit den wichtigsten, größten und allgemein einwirkenden Begebenheiten des Reichs und des Hofs. Es ist also nicht zu bewundern, daß uns der 7te Band dieser Sammlung nicht so viel Unterhaltung und Vergnügen gewährt, als die vorhergehenden. Er enthält zuerst die Memoiren des Herzogs Heinrich von Bouillon und darauf den Anfang der Lebensbeschreibung des Connetable von Lesdiguires. Die ersten würden wir gar nicht gewählt haben. Sie sind äußerst unbedeutend, und das einzige, was man daraus nehmen kann, sind zerstückelte Nachrichten von den Intriguen des jüngsten Sohns Heinrich II und der sogenannten Politiker. Da für diese Sammlung noch ein so reicher Vorrath übrig ist, daß wir kaum glauben, daß sie ihn wird erschöpfen können, so muß der Herausg. ungemein aufmerksam auf die Auswahl seyn. Das, was dieser Theil von der Lebensbeschreibung des Connetable von Lesdiguires enthält, ist nicht von größrer Bedeutung, aber sie wird vermuthlich in dem folgenden Bande fortgesetzt werden, und Lesdiguires spielte als Connetable eine wichtige Rolle in der Geschichte der innern französischen Kriege im Anfange der Regierung Ludwigs XIII. Aus dem, was in diesem Bande davon befindlich ist, sieht man nur, wie diese Kriege durch beständige Ueberfälle, kleine Scharmützel, Belagerung von geringen Oertern mit wenigem, oft auch gar keinem, Geschütze und abwechselnden Beweisen von Haß, Wuth, Grausamkeit und

1795. Eigennutz, aber auch von großer persönlicher Tapferkeit, Edelmuth und Entsagung der Privatvortheile geführt sey. — Die Uebersetzung dieser 4 Bände läßt sich zwar nicht unangenehm lesen, und scheint den Sinn des Originals allenthalben getroffen zu haben. Aber sie hat doch sehr wesentliche Fehler, Vergehungen gegen die Grammatik, z. B. wegen dem, die Weglassung des n bei den Adjectiven im Plural, welches zwar nicht immer, aber doch ungemein oft geschieht, undeutsche Wörter, z. B. misliebig, unmächtig (ohnmächtig), strittig, Unbothmäßigkeit (Ungehorsam) u. dgl. undeutsche Redensarten, als: Es geschah ein großer Fehler; einige Mannschaft setzen, (anstatt hinstellen) ein Amt begleiten. Ihr Vf. beobachtet auch zuweilen einen ängstlichen Purismus, und übersetzt z. B. Tournier, Schrankengefecht; Portefeuille, Schriftsack; Vicomté, Wikgrafschraft, u. a. und doch behält er Assembleen, (Versammlungen des Volks) Affection, Expedition, fixiren, regaliren, ja sogar Herr von Lorraine bey.

Hr. Hofrath Schiller hat die Erzählung der innern Unruhen in Frankreich nur bis zu den Zubereitungen zu der Pariser Bluthochzeit fortgeführt. Eine Handlung der hugenottschen Armee, die Hr. S. B. IV. S. 7. erzählt, beweiset, daß der französische Soldat damals mit eben dem Enthusiasmus für seine Parthey focht, als jetzt. Es war kein Geld da, eine deutsche Hülfsarmee zu bezahlen. Nicht nur die Officiere, sondern auch die gemeinen Soldaten, gaben alles Geld, und jede Sache von Werth her, die sie besaßen. Diese wurden verkauft, und die Deutschen befriedigt.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1795, 9. Januar.

Tübingen, b. Cotta: Die Horen.*) Jahrgang 1795. Erstes Stück. X u. 93 S. 8. (Preis des Jahrgangs von 12 Stücken ein Carolin oder 6 Rthlr. 8 gr. sächsisch.)

Mit inniger patriotischer Freude sehn wir glücklich den Anfang einer periodischen Schrift gemacht, deren Ankündigung durch die ihr vorgezeichneten Gesetze die größte Erwartung erregt,

---

*) Die Einleitung der Horen lautet also:

und durch den Namen ihres Herausgebers, in Verbindung mit 1796. einer ansehnlichen Anzahl von Mitarbeitern, worunter mehrere

---

Die Horen
eine Monatsschrift,
von einer Gesellschaft verfaßt
und herausgegeben
von
Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meynungen und Interessen diesen Krieg beynahe in jedem Zirkel erneuert, und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatscritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glük zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen, und ihren Ruhm darinn suchen wird, durch etwas anderes zu gefallen als wodurch jezt alles gefällt. Aber jemehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung sezt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freyheit zu setzen, und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreyen Unterhaltung soll sie gewidmet seyn, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel schliessen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Partheygeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln, und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zulezt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerinn der Wahr-

1795. zu den ersten Schriftstellern der Nation gehören, ihr das gerechteste Zutrauen erworben hat.

Ohne den mannichfaltigen Nutzen, den das lesende Deutschland von so vielen, im Ganzen betrachtet, nicht schlechten, perio-

---

heit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreyen und in einer reizenden, wenigstens einfachen, Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen, und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkühr zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zur Aufhebung der Scheidewand beyzutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beyder trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannichfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freyheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drey schwesterlichen Horen Eunomia, Dice und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nehmlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet, und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugebohrene Venus bey ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmässigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth, zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schliessen den Olymp, und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Nahmens, den sie an ihrer Stirne führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eignen Person nicht geziemen würde, zu versichern, das erlaubt

dischen Schriften zieht, im geringsten bestreiten zu wollen, dürfen wir wohl als ausgemacht voraussetzen, daß die übergroße Menge und Vervielfältigung derselben eine drückende Last, und für die wahren Zwecke der Lectüre mehr schädlich als nützlich sey. 1795.

---

er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollesten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn möchte, um bey einem Werk, das in festgesetzten Zeiten zu erscheinen bestimmt ist, Vortrefflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftsteller werden an dieser Monatschrift Antheil nehmen:

Herr Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
Seine Erzbischöffl. Gnaden Herr Coadjutor von Mainz Freyherr von Dalberg in Erfurt.
Hr. Professor Engel aus Berlin.
— D. Ehrhardt in Nürnberg.
— Professor Fichte in Jena.
— von Funk in Dresden.
— Professor Garve in Breslau.
— Kriegsrath Genz in Berlin.
— Canonicus Gleim in Halberstadt.
— Geheimer Rath von Göthe in Weimar.
— D. Gros in Göttingen.
— Vice-Consistorial-Präsident Herder in Weimar.
— Hirt in Rom.
— Professor Hufeland in Jena.
— Legations-Rath von Humbold aus Berlin.
— Oberbergmeister von Humbold in Bayreuth.
— Geheimer Rath Jacobi in Düsseldorf.
— Hofrath Matthison in der Schweiz.
— Professor Meyer in Weimar.
— Hofrath Pfeffel in Colmar.
— Hofrath Schiller in Jena.
— Schlegel in Amsterdam.
— Hofrath Schütz in Jena.
— Hofrath Schulz in Mieteau.
— Professor Woltmann in Jena.

1795. Durch die übermäßige Concurenz so vieler periodischer Schriften, verbunden mit der Pünktlichkeit, womit die festgesetzten Termine zur Ablieferung gehalten werden müssen, kann nichts anders, als die Unbequemlichkeit entstehen, daß viele gegen einen allenfalls guten Aufsatz zehn mittelmäßige oder schlechte aufnehmen müssen.

Da sich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die Theilnahme daran offen stehen. Auch soll jedem, der es verlangt, verstattet seyn, anonym zu bleiben, weil man bey Aufnahme der Beyträge nur auf den Gehalt und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde, und um die Freyheit der Critik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bey den einzelnen Aufsätzen die Nahmen ihrer Verfasser, bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs verschweigen, welches der Leser sich um so eher gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im Ganzen mit denselben bekannt macht.

Jena, den 10. Dec. 1794.

Schiller.

Jeden Monat, vom Neujahr 1795 an gerechnet, erscheint regelmässig ein Stück von Sieben Bogen in groß Oktav, und die Verlagshandlung wird für ein anständiges Aeussere sorgen. Wer Exemplare auf holländischem Postpapier verlangt, beliebe bey Zeiten die Bestellung zu machen. Der Preiß des ganzen Jahrganges ist ein Carolin in Golde oder sechs Reichsthaler, acht Groschen, sächsisch; einzelne Stücke können nicht unter sechszehn Groschen erlassen werden. Die Herren Mitarbeiter wenden sich unmittelbar an den Herrn Redacteur der Monatsschrift; die Herren Subscribenten an die Buchhandlungen oder an die löblichen Postämter, unter denen die Oberpostämter Stuttgart und Cantstatt die Hauptversendung besorgen. Wer zehen Exemplare zugleich bestellt, erhält das eilfte frey. Man ersucht die Herren Subscribenten, sich zu nennen, weil man entschlossen ist, am Ende des Jahres ein Verzeichnis derselben beyzufügen.

J. G. Cottaische Buchhandlung
in Tübingen.

Die Horen
eine Monatsschrift
herausgegeben von Schiller.
Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.
1795.

---

1. Bd., pag. III—X.

Daraus entsteht wieder der Schaden, daß die mehresten solcher 1795. Schriften nur flüchtig überblättert werden, und mit eben der Eile, in welcher sie die Lesegesellschaften durch laufen, auch von jedem einzelnen Leser vergessen werden, so daß von den mehresten, selbst das Gute, was sie enthalten, kaum eine Spur in dem Gemüthe des Lesers zurückläßt. Vieles trägt dazu auch der Umstand bey, daß eine große Anzahl solcher Journale gleich von ihren Herausgebern nach keinem wohlbestimmten Plane berechnet sind, und indem sie Allen durch ihr Allerley gefallen wollen, keinem verständigen Leser recht gefallen können; denn sie gleichen den Garküchen, wo man zwar vielerley fodern kann, aber sich oft in der traurigen Verlegenheit befindet, zwischen Schlecht und noch Schlechter wählen zu müssen. Seit Erscheinung des deutschen Merkur hat man beynahe die ganze Mythologie blos an Titeln zu neuen Journalen erschöpft; die mehresten waren indeß wahre Pandoren, die aus ihrer Büchse Uebel aller Art ausfliegen ließen, und den Leser immer blos mit der Hoffnung hinhielten, daß das Beste noch kommen würde. Endlich sieht man es manchen Unternehmern neuer Journale gleich bey ihrem ersten Schritte an, daß sie nicht verstehen, die Lücken in der Literatur auszuspüren, vielmehr um das wahre Zeitbedürfniß der lesenden Welt ganz unbekümmert, sich nicht scheuen, Anstalten, die schon zehnmal getroffen sind, zum eilften male zu treffen.

Die Monatsschrift, deren erstes Stück wir jetzt anzeigen, erfüllt einen unsrer liebsten, schon lange gehegten Wünsche, daß doch endlich einmal Anstalt zu einer periodischen Schrift gemacht werden möchte, die mit Verachtung alles Mittelmäßigen und Schlechten, keine andere, als gute und vortrefliche Arbeiten aufnähme, und dadurch werth würde, nicht bloß in Lesegesellschaften geblättert, sondern wirklich mit Ernst gelesen, studirt, und mehr als Einmal gelesen zu werden.

Nicht leicht konnte dermalen ein Mann in Deutschland gefunden werden, der sich an eine solche Unternehmung mit größrem Zutrauen des Publicums wagen dürfte, als der Herausgeber der Horen, ein Mann, den seine großen und selten so glücklich in einem Kopfe vereinigten Talente poetischer, historischer und philosophischer Darstellung berechtigten, auf die Unterstützung mehrerer vortreflichen Schriftsteller zu rechnen. Mit lebhaftester

1795. Freude und innigem Dank sehn wir unter den Mitarbeitern mehrere Veteranen unsrer Literatur, einen Göthe, Herder, Garve, Engel, Jakobi u. a. der ersten Klasse auftreten, sehn einen zur Anwartschaft auf die erste Stelle unter den Fürsten des Reichs berufenen geistvollen Dalberg die Unternehmung durch seinen Beytritt ehren, sehn mehrere jüngere, aber schon durch meisterhafte Arbeiten in verschiedenen Fächern, der Philosophie, Geschichte, Dichtkunst, ausgezeichnete Schriftsteller mit ihnen verbunden; und bemerken auch die Aufmerksamkeit des Herausgebers auf einige erst aufblühende, aber gesunde und edle Früchte versprechende, Genies.

Der Geist des Herausgebers, der so weit entfernt ist, sich jemals selbst zu vernachlässigen, daß er vielmehr mit der tiefsten Achtung für die Foderungen der Kritik das lebhafteste Streben nach größrer Vollkommenheit verbindet, wird sicherlich so zum Vortheile des Ganzen dieser periodischen Schrift walten, daß nie auch nur ein mittelmäßiger Aufsatz, (denn an Aufnahme des Schlechten ist bey einem Schiller ohnedem nicht zu denken,) in die Gesellschaft so vieler guten oder vortreflichen sich eindränge. Für die Möglichkeit bürgt uns die ansehnliche Anzahl der Mitarbeiter, zu denen, da sie keineswegs geschlossen ist, bald noch mehrere hinzutreten werden; und die Schwierigkeit, die mit einer solchen Strenge in der Auswahl durch die Pünktlichkeit, welche man in Absicht der monatlichen Erscheinung der Stücke von einem Journal erwartet, verbunden ist, kann außer andern von der Einsicht des Herausgebers gewiß in Bewegung gesetzten Hebeln auch dadurch mit überwunden werden, wenn man sich nicht allzu ängstlich bey einzelnen Monatsstücken an die bestimmte Bogenzahl bindet, und anstatt bloß zu Erfüllung des Raums Aufsätze zuzulassen, die ihres Platzes nicht würdig wären, lieber was an einem Stücke an Bogen oder Blättern fehlte, bey einem andern ersetzte.

Es zeigt von großer Ueberlegung, daß der Plan dieser Zeitschrift sich auf dasjenige einschränkt, was zugleich der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zur freyen Forschung der Wahrheit, und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen dienen kann; daß sie alles ausschließt, was bloß den gelehrten Leser interessiren, oder was bloß den Nichtgelehrten befriedigen kann; daß sie vorzüglich und unbedingt sich alles ver-

bietet, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung, versteht sich, unsrer Zeiten, bezieht. Wie sehr selbst solche Journale, die doch keine politischen seyn und heißen wollten, besonders seit der französischen Revolution, sich mit Politik überladen haben, liegt am Tage; nimmt man nun noch die beträchtliche Anzahl derjenigen hinzu, die schon auf dem Titel nichts anders, als Staatsneuigkeiten und politische Reflexionen ankündigen, so scheinen in der That viele von der Warnung, die in dem griechischen Sprüchworte γλαυκ' εις 'Αθηνας liegt, nie etwas gehört, oder ihre Wichtigkeit nicht begriffen zu haben. Wohl also den Lesern der Horen, denen durch sie eine Geisteserholung bereitet wird, die Homer selbst für seinen Vater der Götter wichtig fand, ihre Blicke von dem Schauplatze der Mühseligkeiten und des Elendes, wohin sie täglich gezogen werden, dann und wann abzuwenden, und sich an dem Anblicke schuldloser Menschheit zu weiden, den ihnen hier bald die Dichtkunst in Bildern von dem, was die Menschheit seyn könnte, bald die Geschichte durch Darstellung dessen, was sie war, bald die Philosophie durch Beantwortung der vielumfassenden Frage: was sie seyn sollte, aus so mannichfaltigen Gesichtspunkten verschaffen wird.

1795.

Das erste Stück der Horen befriedigt den Leser von Geist und Geschmack schon durch das, was ihm jetzt gegeben wird, indem es zugleich seine Erwartung noch höher für die folgenden Stücke spannt. Die drey ersten Aufsätze nemlich werden noch durch einige der kommenden Monate fortgesetzt, und gleichen in ihrer Wirkung dem ersten Act eines schönen Schauspiels, der, jemehr er selbst gefiel, eine desto lebhaftere Sehnsucht nach den folgenden erweckt.

Zuerst hat man eine Reihe poetischer Episteln im Sylbenmaße der Horazischen zu erwarten, von denen hier die erste erscheint, und durch ihre schöne Einfalt und Urbanität sowohl, als durch die für diese Gattung noch nie so gut gelungene Anwendung des Hexameters den Wunsch erregt, daß noch viele solche Pfeile im Köcher dieses Dichters ruhen mögen. Aus dem Anfange derselben:

Itzt da jeglicher liest, und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern; und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch, mit seltner Fertigkeit propfen,

1795. Soll auch ich, du willst es mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren, und meine Meynung verkünden
Daß auch andere wieder darüber meynen, und immer
So ins unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.

aus diesem Anfange schließen wir, daß noch einige dieser Episteln, die zunächst folgen sollen, das Bücherschreiben betreffen werden. Hier wird die große Meynung, die so manche von der Wirkung der Bücher haben, in Anspruch genommen:

Was mein leichter Griffel entwirft ist leicht zu verlöschen
Und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Denn freylich an viele
Spricht die gedruckte Columme, doch bald, wie jeder sein Antlitz
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.
Reden schwanken so leicht herüber, hinüber wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, so gar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders; es liest nur ein jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden,
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Die Epistel schließt mit einem launigen Mährchen, das der Dichter einst

am wohlgepflasterten Ufer
Jener neptunischen Stadt, die den geflügelten Löwen
Göttlich verehrt,

erzählen hörte, und in dem man die Manier in ähnlichen Erzählungen der homerischen Odyssee zu erkennen glaubt. Der Erzähler wird auf die Insel Utopien verschlagen. Er wird in einem Gasthause freundlich aufgenommen, und herrlich verpflegt.

Am Ende wird ihm um die Zeche bange; er bittet den Wirth, sie billig zu machen. Dafür erhält er vom Wirthe unbarmherzige Prügel, und bekömmt, da er vor den Richter geht, keine Genugthuung, weil er durch die Frage nach der Zeche das Gastrecht der Insel verletzt habe. Wolle er auf der Insel bleiben, müsse er sich erst als Bürger würdig und tüchtig beweisen. Auch versetzte jener: 1795.

ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt, so hab' ich auch keine Talente
Die den Menschen bequemer ernähren, man hat mich im Spotte
Nur Hans ohne Sorge genannt, und vom Hause vertrieben,
O so sey uns gegrüßt, versetzte der Richter, du sollst dich
Oben setzen zu Tische, wenn sich die Gemeinde versammelt,
Sollst im Rathe den Platz den du verdienest erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit,
Oder das Ruder bey dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren, und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauche, zu hören lustige Lieder
Unsrer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht die du gelobest und schwörest.

Hierauf der Schluß der ganzen Epistel, der zugleich den Hauptgedanken ins Licht stellt, daß jeder nur gern hört, was seine Meynung bestätigt:

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und alle wünschten, des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

Auf diese leichte und angenehme Vorkost folgt eine stärkere Speise, eine Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, wovon diesmal die neun ersten erscheinen. Sie sind durchweg mit einer so philosophischen Präcision, und doch auch mit so vieler Eleganz geschrieben, und sind daneben durch die Menge neuer Ansichten und Fülle interessanter Ideen, so charakteristisch, daß es fast unmöglich wird,

1795. den Verfasser der Abhandlung über Anmuth und Würde in der Thalia zu verkennen. Der Zweck dieser Briefe ist, zu zeigen, daß die unglücklichen Widersprüche zwischen der politischen Verfassung und der moralischen Bestimmung des Menschen, nicht anders zu heben sind, als durch die bessere Cultur des Empfindungsvermögens, die freylich eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert ist. Eben daher bekämpft der Vf. im 4ten, 5ten, 7ten und 9ten Briefe mit besonderem Ernste den ungeduldigen Geist der Neuerung und die gefährliche Sucht eine lange noch nicht geendigte Speculation durch plötzliche Reformen im Staate realisiren zu wollen. Aus der Philosophie selbst schöpft er die Gründe, jene eben so ungeschickte als unzeitige Anwendung philosophischer Grundsätze einzuschränken; dagegen ist er bemüht, dem edeln und der Menschheit so würdigen Streben nach Verbesserung eine unschuldigere und nützlichere Richtung zu geben, indem er dasselbe auf den innern Menschen zu lenken sucht, von dessen moralisch-ästhetischer Veredlung er allein eine allmählige, ruhige, und deswegen gründliche Verbesserung des Zustands erwartet. Den ganzen Gang dieses Räsonnements vorzuzeichnen, mag einer künftigen Anzeige vorbehalten bleiben, wenn die Abhandlung erst völlig übersehen werden kann. Jetzt nur auf einiges aufmerksam zu machen, so ist der verderbte Geist unsers Zeitalters, in dem sich die zwey Extreme des menschlichen Verfalls, Verwilderung und Erschlaffung zeigen, S. 23 u. f. vortrefflich geschildert:

In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. — — — — — — Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit, und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Cultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich selbst nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte (hier können wir nachhelfen, es war **Moses Mendelssohn**) daß das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sey, aber man wird sie auch im moralischen wahr finden. Aus dem Natursohne wird, wenn er ausschweift ein Rasender, aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen

veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyranney zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir ihre Grundsätze von ihr an. Die affectirte Decenz unsrer Sitten, verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr in unsrer materialistischen Sittenlehre die entscheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schooße der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit heraus zubringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freyes Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meynung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen, nur unsre Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympatetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Cultur weit entfernt uns in Freyheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet nur ein neues Bedürfniß, die Bande des physischen schnüren sich immer beängstigender zu so daß die Furcht zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit, zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischen Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

Leider ein sehr niederschlagendes, und doch, wie man gestehen muß, zum Sprechen wahres Gemälde! Der Vf. glaubt im 6ten Briefe den Einwurf zu hören, das sey das Gemälde eines jeden in der Cultur begriffnen Volkes; und er setzt der Allgemeinheit dieses Satzes das Beyspiel der Griechen entgegen. „Die Griechen," sagt er S. 25., „beschämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist, sie sind zugleich unsre

1796.

1795. Nebenbuhler, ja oft unsre Muster in den nemlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen." — Wir fürchten aber, es werde unter den Griechen höchstens nur ein sehr kleines Völkchen, auf einem sehr kleinen Boden, und in einem sehr kurzen Zeitraume dieses herrliche Elogium verdienen. Wir wünschten den Vf. zu veranlassen, gelegentlich es historisch zu beurkunden. — S. 40 gibt der Vf. die Ursache an, warum wir bey aller Aufklärung immer noch — Barbaren sind, und findet sie im Mangel der Energie des Muths, der dazu gehört, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur, als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Hier scheint es uns nur, als ob der Vf. die Extension der Aufklärung viel zu groß annehme. Wo das Licht der Philosophie und Erfahrung aufgesteckt ist, da scheint es freylich hell genug; aber wie viele Gegenden, wie viele Stände in Deutschland gibt es noch, in die von jenem Lichte nur wenig Strahlen durchgedrungen sind? Hievon aber abgesehn, ist allerdings wahr, daß (S. 42.) Ausbildung des Empfindungsvermögens (für wirklich schon aufgeklärte Menschen) dringendes Bedürfniß der Zeit sey, nicht bloß weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie Verbesserung der Einsicht erweckt. Das Werkzeug hiezu findet der Vf. in der schönen Kunst, und der neunte Brief schließt sich mit einer herrlichen Apostrophe an den Künstler. Darf man auch nicht hoffen, daß diese edeln Ideen bald ausgeführt werden, so ist es schon Trost genug, sie nur als ausführbar denken zu können.

Der dritte Aufsatz enthält Untersuchungen deutscher Ausgewanderten, zu denen hier vorerst nur die Exposition der Veranlassung mitgetheilt ist, an der man aber schon die simple, edle und rührende Manier eines unsrer ersten Dichter in Composition und Ausdruck erkennt. Wir mögen keinem unsrer Leser das Vergnügen rauben, was es uns gemacht hat, sich selbst in diese Exposition hinein zu lesen. Welchen Reiz aber diese Unterhaltungen schon nach ihrem Inhalt haben werden, darüber

mag man den alten braven Geistlichen, der sie durch seine Erzählung leiten wird, auch hier selbst sprechen hören: 1795.

„Ich lebe schon lange in der Welt, und habe immer gern auf das Acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich, aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publico trägt, die man sich ins Geheim einander erzählt, gibt es manche, die noch einen reinern schönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit. Manche, die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch machen, manche, die uns die menschliche Natur und ihre innern Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen, andre wieder, deren sonderbare Albernheiten uns ergötzen. Aus der großen Menge, die im gemeinen Leben unsre Aufmerksamkeit und unsre Boßheit beschäftigen, und die eben so gemein sind, als die Menschen, denen sie begegnen, oder die sie erzählen, habe ich diejenigen gesammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüthe berührten und beschäftigten, und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten. — Alles, sagt er am Ende, was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an sich. Wenn aber die Gesellschaft nach einer ernsthaften Unterhaltung auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn sie sich von manchem Guten schon gesättigt, nach einem leichten Nachtische umsieht, alsdann werd' ich bereit seyn und wünschen, daß das, was ich vorsetze, nicht unschmackhaft befunden werde." — Gewiß werden hier alle Leser mit Fräulein Luisen ausrufen: Ich bin höchst neugierig, was er vorbringen wird; ohne sich durch die bescheidne Erklärung des Geistlichen, daß gespannte Erwartung selten befriedigt werde, irre machen zu lassen.

Der letzte Aufsatz: über Belehrung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit, macht sich seiner Stelle, durch tiefsinnige Bemerkungen und neue Ansichten werth, ohne durch Trockenheit oder zu große Spitzfindigkeit abzuschrecken. Die Hauptgedanken des Vf. sind folgende. Reines Interesse für Wahrheit geht auf die Wahrheit an sich selbst, um ihrer bloßen Form willen. Diesem steht entgegen das Interesse für den bestimmten Inhalt der Sätze, dem es nicht darum zu thun ist, wie

1795. etwas gefunden sey, sondern nur was gefunden sey. Ihm steht ferner entgegen die Trägheit des Geistes, die Scheu vor der Mühe des Nachdenkens. Beide Unarten vereinigen sich in diejenigen, welche alle Untersuchung fliehn, aus Furcht, dadurch in ihrer Ruhe, und in ihrem Glauben gestört zu werden. Um also das reine Interesse für Wahrheit zu erhöhen, rotte man das unächte Interesse aus, und überlasse sich jedem Genusse, den das reine Interesse für Wahrheit gewähret. Um zu beweisen, wie geistvoll und doch faßlich die Ausführung sey, heben wir nur zwey Stellen aus, S. 82. „Darinn unterscheidet sich der Wahrheitsfreund vom Sophisten; beider Behauptungen an sich betrachtet kann vielleicht der erste irren, und der letzte Recht haben; und dennoch ist der erstere ein Wahrheitsfreund auch wenn er irrt, und der letztere ein Sophist, auch da, wo er die Wahrheit sagt, weil sie etwa zu seinem Zwecke dient. Aber in den Aeußerungen des Wahrheitsfreundes ist nichts widersprechendes; er geht seinen geraden Gang fort, ohne sich weder rechts noch links zu wenden; der Sophist ändert stets seinen Weg, und beschreibt seine krumme Schlangenlinie, so wie der Punkt sich verrückt bey dem er gern ankommen möchte.“ S. 91. „Was uns ohne unser Zuthun von außen gegeben worden ist, gewährt keinen reinen Selbstgenuß. Es ist nicht unser, und es kann uns eben so wieder genommen werden, wie es uns gegeben wurde; wir genießen an demselben nicht uns selbst, nicht unser eignes Verdienst, und unsern eignen Werth. So verhält es sich insbesondere auch mit Geisteskraft. Das was man guten Kopf, angebornes Talent, glückliche Naturanlage nennt, ist gar kein Gegenstand eines vernünftigen Selbstgenusses; denn es ist dabey gar kein eignes Verdienst. — — Meine Kraft ist mein, lediglich, in wie fern ich sie durch Freyheit hervorgebracht habe; ich kann aber nichts in ihr hervorbringen, als ihre Richtung, und in dieser besteht denn auch die wahre Geisteskraft. Blinde Kraft ist keine Kraft, vielmehr Ohnmacht. — —

Am Ende dieses Jahrgangs sollen erst die Verfasser der Abhandlungen genannt, so wie auch das Verzeichniß der Subscribenten geliefert werden. Wenn, wie zu hoffen steht, die folgenden Stücke an Inhalt so reich, und in Form so schön als das Erste seyn werden, so müßte man sehr schlecht von unserm Vaterlande denken, wenn man nicht voraussetzte, es werde ein Werk, das nicht bloß zu flüchtiger Unterhaltung, sondern zu einem

öftern Studium einladet, das wie Thucydides von seiner Geschichte sagte ein κτημα ες αει und nicht bloß ein αγωνισμα ες το παραχρημα verspricht, durch eben so ausgebreiteten als dauernden Beyfall unterstützen. 1795.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1795, 31. Januar.

Leipzig.

Von des Herrn Professor Schillers Thalia sind des dritten Theils zweytes und drittes Stück, und des vierten Theils viertes und fünftes Stück des Jahrgangs 1793 noch zur Anzeige zu bringen; ob wir wohl glauben, daß eine so viel gelesene periodische Schrift ihrer nicht bedarf. Die ästhetischen Abhandlungen betreffen dießmal folgende Gegenstände: Ueber Anmuth und Würde; über Gefühl; vom Erhabenen; zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände, vorzüglich von der ästhetischen Größenschätzung. Ob durch alle solche Abhandlungen das Gefühl selbst Bildung und Richtung erhalte, wissen wir nicht; den betrachtenden Verstand aber schärfen sie. Einige Poesien. Eine Reise auf den Vesuv im Junius 1793. Scene aus dem Leben Kaiser Heinrichs des Vierten. Probe einer Erklärung und Uebersetzung einiger vorzüglichen Gedichte des Petrarch; Uns deucht, bey einer solchen Uebersetzung der sämmtlichen Gedichte Petrarchs müßte unsere Sprache und Kenntniß gewinnen. Ideen über Declamation. Wir übergehen ein Paar schwärmerische Aufsätze.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1795, 16. Februar.

1795. **Jena.**

Bey Cunos Erben: Merkwürdige Rechtsfälle, als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Nach dem französischen Werke des Pitaval, durch mehrere Verfasser ausgearbeitet und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von Schiller. Vierter Theil. 1795. 454 Seiten in 8. (1 rthlr. 8 gl.)

Mit diesem Bande schliessen Hr. Prof. Niethammer in Jena und seine Gehülfen, ihre trefliche Bearbeitung des Pitavalschen Werks, dessen vielseitige Brauchbarkeit wir schon bey Anzeige der vorigen Theile, besonders des ersten, nicht unbemerkt gelassen haben. (S. diese gel. Zeit. 1792. S. 804.) Sowohl der philosophische Jurist, als der Psycholog, ja selbst derjenige, der vorzüglich angenehme Unterhaltung, aber doch zugleich auch etwas Reelles, und nicht blos eitlen Kitzel der Imagination sucht, finden hier volle Befriedigung, und häufige Veranlassung zu den interessantesten Betrachtungen. Dieser Theil enthält sechs Fälle: 1) Martin Guerre; wenig Romane spannen die Erwartung so hoch, als dieser auch zur Einsicht in den französis. Nationalcharakter ungemein brauchbare und höchst interessante Rechtsfall. Wer ist der Deutsche, der eine solche Rolle so spielen könnte, wie dieser Mart. Guerre, und wenn er es könnte, der es möchte, für den eine solche Spannung nicht ärger wäre, als der Tod? 2) Das Fräulein v. Choiseul. 3) Der Bettler von Vernon. Hier gilt, nur nicht ganz im gleichen Grade, was wir von Nr. 1. gesagt haben. 4) Das Mädchen von Orleans. Die Geschichte der bekannten Heldin aus Fanatismus, im Ganzen etwas zu sehr ins Schöne gehalten, doch ohne Veruntreuung der historischen Wahrheit in Hauptzügen. Auch dieses merkwürdige Mädchen ist ein ächt franz. Original. 5) Der Handelsvertrag mit Gott. 6) Das ungleiche Ehepaar. Die Historie von tausend und aber tausend Ehen, und doch nicht ohne Interesse.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1795, 4. Merz.

Tübingen in der Cottaischen Buchhandlung: Die Horen, eine Monatsschrift, herausgegeben von Schiller. Erster Band. 1. 2. 3. Stück, zusammen 20½ Bogen. (1 Thlr. 12 Gr.) 1795.

Unter diesem Titel erscheint ein Journal, welches den Geist unsres Zeitalters vorzüglich bestimmen soll. Herr Schiller glaubte, daß es keinen andern Weg gebe, das achtzehnte Jahrhundert mit Ehren zur Ewigkeit zu senden, als wenn er und einige andere Schriftsteller sich entschlössen, demselben ihren Geist aufzudrücken, damit es sich unter seinen ältern Brüdern, ohne zu erröthen, sehen lassen könne. Das soll nun in diesem Journale geschehen, weswegen den übrigen auch kurz und gut Stillschweigen auferlegt ist. Unsern Lesern ist gewiß noch die berüchtigte Recension bekannt, welche von den Horen in einer sonst so trefflichen Zeitschrift geliefert worden, welche mit einem iam nova progenies coelo dimittitur alto, anhub und endigte. Gegenwärtiger Recensent erwähnt jener Recension nur, um zu verhindern, daß das Publicum, welchem eine so geschmacklose Lobpreisung mit Recht anekelte, nicht gegen die Recensenten überhaupt einen Widerwillen fassen möge, indem er versichert, daß er sich seines Herrn Collegen recht herzlich schämt, und daß die Mitarbeiter der Annalen sich in ihrem Entschlusse, ihrem Publicum mit Rechtschaffenheit und Treue zu begegnen, bey solchen Gelegenheiten noch mehr bestärkt fühlen, wo sie genöthiget sind, sogar wegen des Betragens fremder Recensenten das Publicum um Verzeihung zu bitten.

Das Journal selbst zählt Schriftsteller unter den Mitarbeitern auf, die unter unsere vorzüglichsten gehören, einen Engel, Garve, Schütz, nur daß diese noch nichts von sich haben hören lassen. Wenn aber das Journal wirklich auf eine Wirkung berechnet ist, als die Ankündigung angiebt, so ist es befremdlich, woher der Titel komme, bey dem sich das Publicum trotz aller Erörterungen durchaus nichts Bestimmtes denken kann. Es ist zu befürchten, daß der Herausgeber seine Sache zur Sache des Publicums mache, und daß dem Eifer, den er für die Ausbildung des Volks zeigt, nicht so recht zu trauen sey. Warum muß doch, da diese Zeitschrift ganz vorzüglich an den Geist des Volks gerichtet seyn soll, gleich das erste Wort, das man ihm zuruft, ein ihm unverständliches, fremdes, Ehrerbietung heischendes Wort seyn? Gewiß liebt und achtet man ein Volk nicht, dessen Sprache man nicht liebt

1795. und achtet! Ist hier also nicht gleich der erste Schritt verdächtig? Was soll dieses Wort, das vor dreytausend Jahren eine herrliche Bedeutung gehabt haben mag, über die aber unsere scharfsinnigsten Philologen bis auf den heutigen Tag nicht haben einig werden können, bey dem also ein Ungelehrter durchaus nichts versteht? Die ersten Gründer unsrer schönen Litteratur, die es mit ihrem Publicum recht herzlich gut meinten, und die ihm eine herrliche Richtung gegeben haben würden, wenn man sie ihre Arbeiten hätte vollenden lassen, und die Genie-Männer sie nicht durch ihre volle Excentricität gestört hätten, nannten ihr Journal: Bremische Beyträge. Unser Herausgeber würde sich verschwören, nie die Feder anzusetzen, wenn er für seine Arbeiten einen so plebejischen Titel wählen sollte. Dafür griff aber unser Publicum mit Liebe und Zutrauen zu seinen Bremischen Beyträgen, und war auf dem Wege, sich vortrefflich zu bilden, und zu einer National-Cultur zu gelangen, während es mit Aengstlichkeit, Mißtrauen und geheimen Widerwillen um die vornehmen griechischen Horen herumgeht, mit denen es nie vertraut werden kann, und die es nur liest, weil es ja Mode seyn soll. Sollte aber Hr. Sch. nicht wissen, wie groß der Einfluß der Sprache ist, so ist zu bedauern, daß er sich einfallen ließ, auf den Geist des Volks wirken zu wollen, und es ist Pflicht des Recensenten, ihn zu warnen, und ihn zu fragen: ob er sich auch wohl ernstlich geprüft habe, ob er zu einem solchen Unternehmen Beruf, Kenntnisse und Kräfte habe?

In der That sieht man nirgends deutlicher, in welchem Verhältnisse unsere Schriftsteller zu unserm Publico stehen, als hier. Gerade in diesem Journale, das dem Deutschen Volke recht eigentlich gewidmet seyn soll, treibt sich ein Häufchen idiosynkrasistischer Schriftsteller in seinen engen Kreise herum, in welchen kein anderer, als ein Eingeweihter treten, und mit dem das Volk so wenig gemein haben kann, daß es vielmehr davor, als vor einem Zauberkreise zurückbeben wird. Die alte Wahrheit, daß unser Publicum und unsere Schriftsteller ihr Wesen für sich treiben, und zwey abgesonderte Menschenklassen ausmachen, die sich immer fremd bleiben, weil sie ein getheiltes Interesse besitzen, findet man leider! hier vorzüglich bestätigt. Doch es werden sich dergleichen erbauliche Betrachtungen bey der Inhaltsanzeige selbst genug anbiethen, zu der wir sogleich übergehen.

I. Epistel. Im ersten und zweiten Stücke. Unser Publicum räth und räth, was hier gedeutet seyn möge. Pindar sagt wenigstens vorher, wenn er etwas Dunkles sagen will: „jetzt schaffe dir Oedipus Weisheit an“ unser Dichter giebt aber seine Räthsel ohne ein solches Wahrzeichen dem Publicum aufzulösen. Mag es sich damit quälen! Der Dichter schließt seinen letzten Hexameter, und zieht mit einer mystischen Verbeugung ab, damit man ihm nachstaune. 1795.

II. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Im ersten und zweyten Stücke. Man würde sich sehr irren, wenn man hier etwas für Erzieher erwartete. Der Verf. hat es mit dem ganzen Menschengeschlechte zu thun. Lessing, von dem die Idee von der Erziehung des Menschengeschlechts genommen ist, nennt ausdrücklich das Menschengeschlecht, unser Verf. aber, als Original, bindet sich an seinen Vorgänger nicht. Er will die Erziehung des Menschengeschlechts durch Ausbildung des Gefühlvermögens vorgenommen wissen. Unser Verf. hat sich eingebildet, daß man nur durch Schönheit zur Freyheit wandere, und diesen Gedanken führt er hier eigentlich aus. Zwar kann man ein bestimmtes Thema nicht eigentlich angeben, denn bey unserm Verf. heißt es: man weiß wohl wann man ausgeht, aber nicht, wann man ankommt. Denn wenn ihm in seiner Begeisterung ein anderes Bild vorkömmt, oder ihm aus seiner Lectüre ein interessanter Gedanke einfällt, mit dem er einen Brief pomphaft endigen, und wodurch er den Vorhang mit einem tableau fallen lassen kann, so nimmt er ihn auf, bildet ihn aus, indem er ihn ein paar Mal durch die Phantasie jagt, und auf diese Weise erhalten wir ein zweytes und ein drittes Thema. Der Verf. sollte sich wenigstens erinnern, daß man die Einheit der Handlung beobachten müsse. Alles was ein Rec. hier thun kann, ist die Entstehungsart eines solchen Aufsatzes anzugeben, denn ein Inhalt wird sich nicht gut angeben lassen, indem die Scene alle Augenblick verändert, und mitten im Spiele andere Culissen eingeschoben werden. So viel kann man sagen, daß der Inhalt größtentheils aus Kantischen Ideen besteht, deren wahren Sinn einzusehen, es aber dem Verf. an Nüchternheit und Ueberlegung fehlte, die er aber dennoch brauchen zu können glaubte, weil sie, wenn sie durch Uebertreibung zu einer abendtheuerlichen Carricatur verzerrt worden sind, dazu dienen können,

1795. das Gemüth des unerfahrnen Lesers in Erstaunen zu versetzen, und ihm eine abergläubische Ehrerbietung gegen den V. abzunöthigen. Bey der unbestimmten Vorstellung, die unsere Kritiker selbst von der Darstellung haben, hat man sich noch immer den Ausdruck erlaubt, philosophische Darstellung. Selbst Kant, der sonst die Worte so genau nimmt, spricht von Hümens unübertrefflicher Darstellungskunst. Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn ein phantasiereicher Kopf auf den Gedanken kam, daß er noch ganz anders darstellen wolle, als der nüchterne David Hume, der ein Buch, wie das Trauerspiel: die Räuber, wohl hätte ungeschrieben lassen sollen. So bildete sich denn der Gedanke, Kantische Ideen darstellen zu wollen, ein Gedanke, der an Seltsamkeit durch nichts übertroffen wird, als durch die Ausführung desselben. Die Wahrheiten mit denen Kant die Welt erleuchtet hat, und die in ihrer himmlischen Einfalt so herrlich dastehen, sind hier mit den Attributen einer regellosen Phantasie ausstaffiert, und so verunstaltet worden, daß man es nicht ansehen kann, ohne daß es einem im Herzen wehe thut, und daß man mit Verdruß und Unwillen gegen den ungebetenen Verschönerer angefüllt wird. Gewiß bleibt der große Urheber der Kritik bey den wüthigen Angriffen gegen seine Philosophie ruhig und ungestört, allein es schmerzt und kränkt ihn gewiß, wenn er sieht, daß sich ihm Leute zu Freunden aufdrängen, denen an seiner Philosophie weiter nichts gefällt, als das Paradoxe, weil es, ohne daß sie es zu verstehen und zu ergründen brauchen, ihrer erschöpften Phantasie einen neuen Stoff liefert, an dem sie sich thätig beweisen kann, und weil sie dann bey den Schwachen im Publico damit paradieren können. Wenn das Publicum dazu schweigt, und öffentliche Beurtheiler dazu zu schweigen ihren Grund haben mögen, so wird doch wohl wenigstens der Eine oder der andere gefunden werden, der seinen Unwillen laut an den Tag legt, einen solchen Schriftsteller in seine Grenzen zurückweißt, und ihn bedeutet, daß er treiben möge, was seines Geschäffts sey.

Uebrigens sind diese Briefe, wie der V. zu verstehen giebt, an einen Mann gerichtet, zwischen welchem und ihm die Verhältnisse im bürgerlichen Leben eine große Kluft befestigen. Auch hieraus erklärt sich, wie der Verf. immer so starr und steif daherschreitet, und daß seine Philosophie eine so vornehme Miene

macht. Sie sondert sich aus dem Haufen der Alltags-Philosophien, welche nichts als die nackte Wahrheit suchen, mit welcher sich der Pöbel behelfen mag. Der alte Euclid, der der Meinung war, daß die Wahrheit keinen absonderlichen Zugang zu gekrönten Häuptern habe, war ein unartiger grober Mann, ein litterarischer Sansculotte, von unserm Verf. hätte er lernen sollen, wie man mit Fürsten philosophiren müsse! — 1795.

Eine ausführliche Beurtheilung dieser Briefe würde ein ganzes Buch erfodern, denn es ist hier nicht leicht eine Zeile, gegen die sich nicht Vieles erinnern ließe. Das Thema, das der Verf. ausführt, „daß der Mensch nur durch Schönheit zur Freyheit wandere," wird verständlich werden und beurtheilt werden können, wenn wir mit der Beurtheilung der Ausführung desselben den Anfang machen, denn man kann den Verf. und sein ganzes System nicht anders als zugleich mit seiner Manier kennen lernen. (Eine manierierende Philosophie!) Erster Band. Der Verf. will seinem Correspondenten das Resultat seiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst vorlegen, einen Gegenstand, der mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung stehe. (Nun ist aber das eigentliche Thema: daß nur die Schönheit uns zur Freyheit führen könne; also ist es ja eine sehr enge Verbindung.) Er werde aber bey diesen Untersuchungen eben so oft genöthigt seyn, sich auf Gefühle, als auf Grundsätze zu berufen. (Hinten nach sagt er: daß man das Object des innern Sinnes erst zerstören müsse, wenn man es sich zu eigen machen wolle. Sollte man nicht glauben, daß hier von Gefühlen gar die Rede nicht seyn solle?) Es seyen größten Theils Kantische Grundsätze, auf denen die nachfolgenden Untersuchungen beruhen. Doch bittet der V. um Verzeihung, wenn sein Freund unvermerkt an eine besondere philosophische Schule erinnert werden sollte. (Soll man um Verzeihung bitten, daß man etwas nach Grundsätzen abhandle, und heißt das die Freyheit des Geistes verletzen? Auf jeden Fall hätte der V. doch seinen eignen Grundsätzen folgen müssen. Welch eine abgenutzte Grimasse ist diese Miene, daß man sich gern einmal der gewohnten Gründlichkeit entschlagen wolle, daß es aber, bewandten Umständen nach, wirklich nicht angehe! Die Klagen, „daß der Verstand den schönen Körper der

1795. Erscheinungen in Begriffe zerfleischen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren müßte," bedeuten gar nichts, und sollen nur anzeigen, daß der V. so fürchterlich gründlich zu Werke gehen werde, daß ihm selbst davor schaudere. Welche Gasconade! Es hat keinen Sinn, zu klagen, daß der Begriff einer Sache, nicht die Sache selbst seyn könne. Soll der Astronom, der Himmel und Erde berechnet, es beklagen, daß er sich zu seinen Rechnungen nicht der Planeten und Fixsterne selbst bedienen könne, sondern dürftige + und —, und trockene dx und dy zu Hülfe nehmen müßte?) Zweiter Band. „Aber es ist nicht außer der Zeit, sich nach einem Gesetzbuche für die ästhetische Welt umzusehen, (doch wohl kein solches Gesetzbuch von unserm Verfasser? das wolle Eunomia in Gnaden von uns abwenden!) da die Angelegenheit der moralischen ein so viel näheres Interesse darbiethen?" Nun kömmt der Verf. auf einen Gedanken, der so sonderbar ist, daß er nur in der Ueberzeugung, daß man in der litterärischen Welt schon was wagen könne, ohne vor den Folgen besorgt seyn zu dürfen, ernsthaft und mit Anspruch auf Beyfall geäußert werden könnte. Die höchste Aufgabe für den Menschen ist, sich in den Zustand zu setzen, daß er alle seine Handlungen lediglich durch seine eigene Freyheit bestimmen könne. . . . .

Nun meint unser Verf. daß dies nicht so leicht gehe, und daß man die Freyheit erst gelenkig machen müsse. Mit einem Worte: er will dem Menschen, der gut handeln soll, aber gern nach Gelüsten handeln will, dadurch helfen, daß er ihm ein Gelüst, nach dem was was er soll, beybringt. Dieß ist nun freylich so wenig Kantisch, daß es vielmehr Kanten gerade entgegengesetzt ist, allein der V. muß seine Schönheit unterbringen, und er weiß keinen bessern Platz für sie, als hier. Das Schönheitsgefühl soll machen, daß der Mensch nicht blos Stoff, (Welt, erfüllter Zeitmoment, wie er sonst auch wohl heißt,) nicht bloß Form, (die alle Zeit aufhebt,) sondern beydes zugleich ist, daß der Stoff, Form, und die Form, Stoff wird. (Der Verf. trägt seine Ideen aus allen Gegenden zusammen. Hier ist etwas von Reinhold.) Man sieht leicht, daß es auf diesem Wege tausendmal leichter ist, moralisch zu seyn, als auf dem, den die Rigoristen einzuschlagen gebiethen, und daß, bevor der Mensch nicht diese Übung gehabt hat, mit Form und Stoff zu spielen, und das

Eine in das Andere zu übersetzen, man ihm gar zu viel zumuthet, 1795.
wenn er moralisch handeln soll. — Man muß also, gebiethet der V. „um jenes politische Problem in der Entfernung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen,“ (von einem ästhetischen Probleme ist hier die Rede nicht, denn es ist hier nichts problematisches, das politische Problem muß aber Gesellschaft haben,) weil es die Schönheit ist, durch welche man zur Freyheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bey einer politischen Gesetzgebung leitet.“ Dritter Band. In diesem wird eigentlich der Knoten geschürzt; denn so wie man sonst die Wahrheit in Capiteln und Paragraphen abhandelte, so wird sie hier in Scenen und Acten verhandelt. — Gleich der Anfang ist so auf Schrauben gestellt, und die Gestalten sind alle so schwankend, halb wahr und halb nicht wahr, daß es eine wahre Quaal ist, die erste Periode zu lesen. Der V. fängt damit an, daß der Mensch nur dadurch Mensch sey, daß er es nicht bey der Leitung der Natur bewenden lasse, sondern daß er durch Freyheit wirke. „Der Mensch blickt um sich, und sieht sich im Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freyheit diesen Stand wählen konnte,“ (wenn der Mensch im Staate gebohren ist, wie kann man denn sagen, daß der Zwang der Bedürfnisse ihn hineingeworfen? Hier ist der individuelle Mensch für die Menschheit genommen, in der folgenden Periode wird es umgekehrt seyn, denn mit diesem Qui pro Quo treibt der Verf. sein Wesen immerfort.) „Die Noth richtete ihn nach bloßen Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte,“ (soll doch wohl heißen: die Menschen richteten ihn aus Noth nach Naturgesetzen ein, d. h. für erst nur aus dem Groben; „ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte,“ wer? unser Individuum? schon recht, oder die Menschheit? wie kann denn die verfahren seyn? nicht nach Vernunftgesetzen? wie ist das möglich? und wie reimt sich das mit der Äußerung des V., die er noch auf dem vorigen Blatte that, da er die Grundsätze in Erinnerung bringen wollte, durch welche sich die Vernunft bey einer politischen Gesetzgebung leitet? Der V. hat sich nie erklärt, was er sich unter seinem Vernunftstaat eigentlich denkt, aber gerade dieses Unbestimmte dient zu seinem Vorhaben ganz vortrefflich.) „Aber mit diesem Nothstaat, der aus seiner

1795. Naturbestimmung hervorgegangen, und nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn." (Hier frägt nun gewiß ein Jeder: in aller Welt warum denn nicht? als physisches Wesen kann ich oft Ursach haben, mit diesem Nothstaate sehr unzufrieden zu seyn, allein was hindert mich denn in ihm meine moralische Natur aufs Höchste auszubilden, und mich um mit dem V. zu reden, nach Belieben zur Gattung zu steigern? Um aber dieser Frage, die das ganze Spiel verderben könnte, zuvorzukommen, fügt der Verf. drohend hinzu: „und schlimm für ihn, wenn er es könnte!" Soll es aber heißen: der Mensch darf nicht zufrieden seyn, wenn er bloß legal handelt, als worauf im Staate allein gesehen werden kann, so sagt der V. etwas ganz anders und spült mir den Begriff unter den Händen weg. Quo teneam nodo vertentem Protea formas?) „Er verläßt also mit demselben Rechte mit welchem er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, (mit dem Rechte? den Augenblick vorher hatte er mit der Pflicht gedroht!) So hohlt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach," (Sonderbar! die Menschheit muß erst mündig werden, um ein zu Recht beständiges Kind werden zu können! noch mehr: in diesem Nothstaate konnte die Menschheit wohl mündig werden, allein zu einer gehörigen Kindheit kann sie es nicht bringen!) „bildet sich ein Naturstaat in der Idee, leihet sich in diesem einen idealischen Endzweck (er leihet ihn sich? ich denke, gerade dieser Zweck, der sich ihm mit Nothwendigkeit ankündigt, ist die Ursach, warum er den Staat verläßt,) wie kunstreich und fest auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Freyheit sie es umgeben mag," (mit welchem Schatten ficht doch hier der Verf.? Er hat es ja hier nicht mit dem Verhältnisse der Menschen zu Menschen, sondern zur Moralität zu thun. Menschen richteten den Staat nach Naturgesetzen ein, aber dieselben Menschen müssen nachher, durch Vernunft aufgefordert, diesen Staat wieder aufheben, was hindert sie denn ihr eigen Werk zu stören? spielt hier nicht die blinde Willkühr dieselbe Rolle, die vorhin die Noth spielte? was wollen denn diese Abstracta? ich lobe mir den Dichter meum qui pectus inaniter angit, irritat, mulcet, falsis terroribus implet, aber was ich aus einem Philosophen machen soll, der das thut, weiß

ich wahrlich nicht,) „er darf es bey dieser Operation als völlig 1795.
ungeschehen betrachten. Auf diese Weise entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.“ (Vorher hatte der Verf. den Menschen aus dem Naturstaat mit Gewalt herausgejagt, er sollte und mußte ihn verlassen, jetzt entschuldigt und rechtfertigt er ihn, daß er es gethan.) Dieser Naturstaat widerspricht nun dem moralischen Menschen,“ (auf gleiche Weise? gerade in diesem Staate ist es ja, daß der Mensch sich erst seiner moralischen Natur bewußt wird.) Nun aber ist der physische Mensch wirklich, und der sittliche nur problematisch“ (was ist dieß wieder? der V. wollte sagen: der sittlich gute Mensch ist noch nicht in der Erfahrung gegeben, er sagt aber: ob es so ein Ding geben könne, als ein moralischer Mensch, müssen wir dahin gestellt seyn lassen,) stellt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, (weiß der V. auch wohl was er sagt? er sagt, die Vernunft hebt den Naturstaat auf gut Glück auf, ohne gewiß zu seyn, ob der Mensch moralisch sey. Aber sie hob ja den Nothstaat deshalb auf, weil sie gewiß wußte, daß der Mensch moralisch sey,) „sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und weißt ihn dafür an etwas, das er besitzen könnte und sollte,“ (aber wer heißt den der Vernunft so unvernünftig zu verfahren? Wäre es wohl nicht das Natürlichste, zu sagen: daß, wenn die Vernunft einen Staat auf ihre Weise haben wolle, sie sich allgemach so weit ausbilden müsse, bis die Banden des Naturstaates sich von selbst ablösen, und der moralische Staat anbricht? warum sollen wir die Nothbrücke eher abtragen, als die neue auf den Quadern der Vernunft aufgeführt ist? Aber man sieht, daß, wenn man so denken wollte, die ganze Comödie aus seyn würde. Deshalb wagt der V. lieber einen Gedanken, bey dem sich Jeder etwas Anderes denken kann, und hüllt sich in eine räthselhafte Sprache, mit der er sich und andere täuscht.) „Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, während die moralische in der Idee sich bildet,“ (man sollte glauben, daß hier nichts zu bedenken sey,) „wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen, aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt

1795. es, das rollende Rad während des Umschwunges auszutauschen." (Unser V. sieht bey seinen Bildern immer mehr auf das Verhältniß, daß sie zur Phantasie, als auf das, welches sie zur abgebildeten Sache selbst haben. So ist hier ein Rad, das während seines Umschwungs ausgetauscht wird, ein Bild, das die Phantasie des Lesers mit Leichtigkeit und Bestimmtheit erzengen kann, es drückt sich in der Phantasie gut ab, allein wie ist sein Verhältniß zur abgebildeten Sache? Hätte dieß beobachtet werden sollen, so hätte es heißen müssen: das Rad des Staats muß während seines Umschwunges — ausgebessert werden. Nun will das aber in die Phantasie nicht recht passen, die Einbildungskraft weigert sich ein solches Bild zu erzeugen, unser V. verläßt deshalb seinen Gedanken, eines bequemern Bildes wegen, ohne zu überlegen, ob er damit nicht etwas anderes sage, als er sagen wollte.) „Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht." (Nun vermählt der V. die Freyheit mit der Natur, und der Sohn, der hier erzeugt wird, ist der Atlas, der diese neue Welt tragen soll. Ein Charakter, der halb Natur und halb Freyheit, freye Nothwendigkeit und nothwendige Freyheit ist, soll nun der seyn, der das Vicariat versehen soll. Man sieht ungefähr, was der V. sagen will: die Vernunft will, daß der Staat nach formalen Grundsätzen eingerichtet werden soll, zu einer solchen Einrichtung ist aber der Mensch im Naturstande noch nicht reif, diese Reife kann ihm durch nichts gegeben werden, als durch die schönen Künste, die ihn, der von der Materie zu sehr angezogen wird, von ihrer Herrschaft allgemach befreyen, ihn mit einer innern Gesetzmäßigkeit bekannt machen, und ihn darauf führen, sich mit dieser mehr zu beschäftigen, als er sonst wohl gethan haben würde. Die älteren Ästhetiker pflegten zu sagen: die freyen Künste heißen deshalb freye, weil sie die Freyheit der Seele beförderten. Darüber sind sie denn von einigen neuern Philosophen so gewaltig ausgepfiffen worden, daß sie sich nicht einmal getraut haben, ihre Meinung zu vertheidigen. Es ist offenbar, daß unser V. dasselbe sagt, nur mit dem Unterschiede, daß er diese Freyheit eine Vorübung der moralischen seyn lassen will, welches ein abentheuerlicher Gedanke ist. Besteht er darauf, so kann ihm gezeigt werden, daß seine Theorie so wenig mit Kants Philosophie übereinkömmt, daß sie ihr vielmehr ganz

entgegen ist, wie ich es denn sogleich thun werde. Hält er sich aber blos an die älteren Ästhetiker, so ist diese Abhandlung weiter nichts, als eine Ausführung des: didicisse fideliter artes etc.) Vierter Band. Der Knoten schürzt sich immer fester. „So viel ist gewiß, nur das Übergewicht eines solchen Charakters bey einem Volke kann eine Staatsverwaltung nach moralischen Principien unschädlich machen.“ Daß sie schädlich werden sollte, ist etwas ganz Ungedenkliches, sie kann ihres Zweckes verfehlen, aber das Übel ärger machen kann sie nicht. (Wenn es doch dem Verf. gefallen hätte, sich über seinen moralischen Staat näher zu erklären! Es ist verdrießlich, wenn man nur immer so ins Blaue hineingewiesen wird.) Nun folgt ein Wortkram, der ein Ansehen von Tiefe hat, die unergründlich scheint. Der ganze Gedanke ist aber falsch, wie Jeder leicht sehen würde, wenn der V. aus seinem mystischen Dunkel ins helle Licht hinausträte. Bey Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, die Bestimmungsgründe des menschlichen Willens sind aber immer zufällig, und der Wille des Menschen ist frey zwischen Pflicht und Neigung. (Der V. sagt „in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nöthigung greifen.“ Hat das wohl einen Sinn: der Mensch darf nicht: nicht frey seyn?) Wenn der Mensch also noch immer das Vermögen der Wahl beybehalten, und dennoch auf seinen Entschluß sicher gerechnet werden soll, so müssen die Triebe, die seinen Willen bestimmen, schon mit seiner Vernunft übereinstimmen, um zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu taugen. (Der Rec. dieses Journals in der A. L. Z. sagt: es sey unmöglich, in diesen Briefen den V. von Anmuth und Würde zu verkennen. [Unmöglich? man wollte ihn also gern verkennen, kann es aber nicht dahin bringen.] Freylich nicht, wer nur auch diesen Brief gelesen hat. Der Verf. jener Schrift war in die pomphaftesten Lobeserhebungen des Kantischen Moral-Princips ausgebrochen, und hatte sich, was wohl zu merken ist, für die Lehre von der Freyheit, wie die kritische Philosophie sie aufstellt, erklärt, meint aber doch, daß Kant nur der verderbten Zeiten wegen den Bogen so hoch gespannt, und es mit der Achtung fürs Gesetz so gefährlich nicht sey, das Eigentliche wäre, es hübsch lieb zu haben. Nun aber beruht der Ueberzeugungsgrund von der Freyheit lediglich darauf, daß das Sittengesetz von der Art ist,

1795.

1795. daß es nicht allein nicht Neigung, sondern aller Neigung entgegen ist.

Es überzeugt mich also durch seine Form von dem Daseyn einer Freyheit, eine Überzeugung, zu welcher ich auf keinem andern Wege gelangen könnte. Denn, wenn ich glaube, ich bestimme mich nach einer Neigung, so ist dies eine Täuschung, die Neigung bestimmt mich; wenn ich mich aber nach etwas bestimme, was durchaus nicht Neigung ist, so bin ich gewiß, daß ich es bin, der sich bestimmt, und daß der Gegenstand nicht mich bestimmt hat. Nun überlege man ein wenig, was von einem Schriftsteller zu halten sey, der eine Überzeugung aus dem Grunde annimmt, aus welchem er sie verwirft. Der Verf. will das Sittengesetz zur Neigung machen, und nimmt doch die Freyheit an, die lediglich darauf beruhet, daß das Sittengesetz aller Neigung entgegen ist. Dieselbe Inconsequenz herrscht auch hier. Er läßt dem Willen die Wahl zwischen Pflicht und Neigung, richtet es aber so ein, daß die Pflicht Neigung wird. Wo bleibt nun hier die Freyheit, und also die Moralität, wenn kein anderer Bestimmungsgrund des Willens da ist, als Neigungen? So zerstöret der Verf. sein eigenes System. — Es ist zu bewundern, wie der V. dem Alles erhaben ist, sich die Erhabenheit des Sittengesetzes nicht denken kann. Es ist zu besorgen, daß er es nie lernen werde; seine Phantasie hat sich an dem Prächtigen verwöhnt, und kann nur durch gewaltige Massen bewegt werden, als etwa durch Planeten-Systeme, ausgebrannte Sonnen, die unendliche Zeit u. dergl.) Nun wird das reine Ich aufgeführt. „Der reine Mensch wird repräsentiert durch den Staat. Nun lassen sich aber zwey verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt, oder dadurch, daß das Individuum Staat wird." (Ein großes Kunststück!) Hier findet nun der Verf. wieder erhabene Schwierigkeiten. Die Vernunft fordert Einheit, die Natur erfordert Mannigfaltigkeit. Da nun die Vernunft diese Mannigfaltigkeit nicht rein aufheben darf, (man sieht zwar nicht ein, warum nicht? da der V. ausdrücklich sagt, daß sie die subjective Menschheit nur in dem Grade zu respectieren habe, als sie sich zur objectiven

veredelt habe,) so ist die Frage, wie wir dieses halsstarrige Mannigfaltige, dem wir keinen Zwang anthun dürfen, auf eine glimpfliche Weise werden auf Einheit bringen können? „Totalität des Characters muß also bey einem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig seyn soll, den Staat der Noth mit dem Staate der Freyheit zu vertauschen." (Totalität des Characters ꝛc. kann heißen: die Individuen im Volke müßten einen und denselben Character haben; aber auch: der Character der Nation muß mit sich selbst übereinstimmen. Was aber am merkwürdigsten ist, ist: daß wir hier ein zweytes Thema erhalten. Das erste war: Da der Nothstaat aufgehoben werden soll, der Vernunftstaat aber noch nicht angehen kann, was wird da dem physischen Menschen zur Stütze dienen? Das zweyte: Da der Staat den empirischen Menschen aufheben soll, aber doch die Mannigfaltigkeit der Natur ehren muß, wie wird diese Mannigfaltigkeit auf Einheit zu bringen seyn?) Fünfter Band. Hier eröffnet sich die Scene mit einer interessanten Situation. Der Character des Zeitalters zeigt jene Totalität des Characters nicht. (Der Absatz: „Wahr ist es", bis zu Ende, ist vortrefflich, obgleich die Ungehörigkeiten im Ausdrucke auch hier nicht ausbleiben, z. B. vergebliche Hoffnung; man hofft nicht, um etwas zu erlangen.) Die Depravation der höheren Volksclassen, (der Verf. hat noch die altfränkische Mode beybehalten, seinen Vortrag durch lateinische und französische Wörter zu schmücken,) wird nun mit einer ausnehmenden Pracht geschildert. Unsern V. hat das Schicksal des Midas getroffen: alles, was er berührt, wird Gold, nur Schade, daß es nicht zu genießen ist. Die affectierte Decenz unsrer Sitten verweigert der Natur die verzeihliche erste Stimme, um ihr, in unsrer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende letzte einzuräumen." (Wie viel ist hier aufzuräumen! Der Gedanke ist: die ersten und natürlichsten Regungen der Natur, lassen wir, aus einer abgeschmackten Schaam nicht laut werden, dennoch aber bestimmen wir uns insgeheim lediglich nach Naturgesetzen, und suchen nichts als Genuß. Dieser ganz gemeine Gedanke, wird nach der Manier des V., das Gemeine durch Übertreibung zu veredeln, in einen Bombast gekleidet, der selbst als Bombast falsch ist. „Wir verweigern der Natur die erste Stimme", heißt: wir geben ihr unsere erste Stimme nicht, der Verf. wollte aber sagen: wir räumen ihr die erste

1795.

1795. Stimme nicht ein. Was ist ferner eine verzeihliche Stimme? Ein Irrthum, eine Schwäche, kurz, was nicht seyn sollte, kann unter gewissen Umständen verzeihlich seyn, eine Stimme, die verzeihlich ist, ist gar nichts. Man sieht, daß der V. sagen wollte: wir könnten ihr verzeihen, daß sie die erste Stimme hat. Aber zu geschweigen, daß die Zusammenziehung dieses Satzes in den Ausdruck: verzeihliche Stimme ein ganz unstatthaftes Verfahren ist, sagt auch der Satz selbst nichts. Hier kann von keiner Verzeihung die Rede seyn, sondern die Frage ist: Hat sie die erste Stimme mit Recht, gebührt sie ihr? und nun dächte ich, daß, wenn es irgendwo Rechtmäßigkeit giebt, sie gewiß hier anzutreffen ist. Das verzeihlich ist dem entscheidend entgegengesetzt, es kann ihr aber nur das Unverzeihliche entgegengesetzt werden. — Eine solche genauere Untersuchung der Sätze unsers V. ist desto nöthiger, da selbst in unsern Büchern über den Styl dergleichen Stellen als unübertreffliche Muster der Schreibart aufgestellt werden. Wahrhaftig, das sicherste Mittel, bei dem Jünglinge, der sich bilden soll, alles Gefühl fürs Wahre und Gute im Keime zu ersticken. Wie muß es doch mit der Urtheilskraft in dem Kopfe desjenigen stehen, der eine solche Periode, in welcher jeder Gedanke falsch ist, bloß deswegen schön findet, weil, wenn man sie ausspricht, der Mund so schön voll wird; und ist es nicht eine armselige Mühe so faules Wasser durch so prächtige Cascaden zu treiben?) Sechster Band. Der V. macht sich den Einwurf, daß dies Gemählde nicht allein unserm Zeitalter, sondern allen Völkern gleiche, die in der Cultur begriffen sind. Hier folgt nun ein Langes und Breites über die Griechische Menschheit. „Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur gelten machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu statten kommen, die sich mit allen Reitzen der Kunst, und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. (Das Opfer? wovon? der Weisheit? oder der Ausbildung? und ist dies nur der Unterschied zwischen unsrer Cultur und der griechischen, daß wir uns zwar, wie sie, mit allen Reitzen der Kunst, und mit aller Würde der Weisheit vermählen, aber dabey das Opfer unsrer Ausbildung werden?) Was der V. von der Vorzüglichkeit der Griechen-Natur sagt, ist größtentheils richtig, aber längst besser gesagt worden. Er rühmt an

den Griechischen Staaten ihre Polypen-Natur, (freylich ein sonderbares und selbst unrichtiges Bild, aber lassen wir's! wer kann immer gäten und putzen!) „Jedes Individuum konnte bey den Griechen, wenn es Noth that, zum Ganzen werden." (Was der unvergleichliche Lessing längst weit schöner und bestimmter in den Worten gesagt hat: „Der Staat setzt seine Trennung sogar bis auf den Einzelnen fort," wird hier in einem mystischen Tone durch mehrere dunkle Perioden geschleppt. Wir wollen dem V. nur zu bedenken geben, ob der Fall mit unsern Staaten wohl derselbe seyn könne, der bey den Griechen war. Bey unsern Staaten, die meistentheils von großem Umfange sind, ist die Aufgabe: Einen Willen hervorzubringen; wahrlich, ein schweres Problem! Dieser Nothstaat, auf den der V. mit einer verächtlichen Miene so lächerlich herabsieht, hat etwas sehr Erhabenes. Daß Menschen, die von Natur ungesellig sind, sich in einen Staat zusammenfügen, um gesellig zu werden, daß sie sich Einer dem Andern unterordnen, und sich von einander abhängig machen, dieß Alles konnte wohl jenen Griechen, der sich besser auf das Erhabene verstand, zu dem Ausrufe bringen: sogar ein Bürger konnte der Mensch werden! Ganz etwas anderes ist es, wenn dem Willen Mehrerer dasselbe Object angewiesen wird, also nur Uebereinstimmung zu einem Zwecke hervorgebracht werden soll. Man sollte die Staaten, in welchen sich die Mitglieder eines Zwecks wegen, der außer ihrer Verbindung selbst liegt, (als etwa Handel,) verbinden, nicht einmal Staaten nennen; es sind Gesellschaften. Nun ist aber offenbar, daß in einer solchen Gesellschaft, eine solche Trennung der Mitglieder nicht nöthig gemacht wird, sie vereinigen sich zuletzt alle in ihrem gemeinschaftlichen Objecte. Daher ist unter ihren Mitgliedern eine gewisse Aehnlichkeit, man kann den Einen für den Andern nehmen. Die Holländer sind alle ähnlich, jedes Individuum ist hier, (um in der Sprache des V. zu reden, die mir freilich schlecht stehen wird,) Staat. So geht es den Wilden, so geht es den mehr cultivierten Nationen, die ein Object des Willens haben, als etwa Jagd, Fischerey, Caperey, auch das Lootsen. Die Römer nannten die Deutschen ihrer Aehnlichkeit unter einander wegen, Germanos. (Hier hätte der Verf. also ganz die verlangte Polypen-Natur finden können. Nun ist jenes aber gerade der Fall bey den Griechen. Hier waren kleine Ochlocratien, die sich eines

1795. Zwecks wegen verbunden hatten, nämlich: einander den Hals zu brechen. Hier war ein Object des Willens, der Krieg. Es ist gar nicht zu verwundern, daß man unter solchen Menschen die Verschiedenheiten nicht findet, in welchen die Menschen in unsern Staaten erscheinen, wo das Ganze durch ganz andere Machinationen zusammengehalten werden muß.) Der V. gesteht nun zwar, daß durch eine solche Vertheilung und Zerstückelung der Kräfte, die Gattung zur Wahrheit geführt werde, wenn auch in dem Individuum die Menschheit nicht vollständig entwickelt werde; allein, da es doch billig scheint, daß diese dafür entschädigt werden, daß sie der folgenden Menschheit, mit Aufopferung ihrer Kräfte ein goldenes Zeitalter bereiten, so müsse ein solches Entschädigungsmittel aufzufinden seyn. Kann der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? es muß also falsch seyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht, oder, wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahin strebte, so muß es bey uns stehen, die Totalität in unsrer Natur, welche die Kunst zerstöhrt hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen?" (Hier könnte man nun dem V. einwenden, daß doch so mancher die Totalität in seiner Natur habe aufopfern müssen, ohne daß ihm dafür eine Entschädigung geworden, und daß er von der Bühne dieses Lebens abgetreten, ohne daß weder Hund noch Hahn darnach gekräht habe. Doch wir wollen ihm das Spiel nicht verderben, sondern nur anmerken, daß hier nur ein drittes Thema aufgestellt ist, ohne daß die ersten beyden ausgeführt sind.)

So lang diese Anzeige auch schon geworden ist, so können wir uns doch nicht enthalten, aus der Fortsetzung dieser Briefe im zweyten Stücke einiges auszuheben, um eine Probe zu geben, wie der Verf. Kants Ideen mißhandelt, und zu welchen Zwecken sie ihm dienen müssen. Man lese einmal den 11. 12. und 13. Brief. Sganarelle in der Comödie, als médicin malgré lui kann nicht lächerlicher über Aristoteles und die Arzneikunst sprechen, als hier über Kantische Philosophie gesprochen wird. Man sieht hier mit Verdruß den Poeten, der die Kritik in der Absicht durchblättert hat, um etwas zu finden, was in seinen Kram diente, und was er verpoetisieren könnte. So hat er gelesen, daß wenn der Verstand ein gegebenes Mannigfaltiges zusammenfaßt, er dadurch den innern Sinn afficiert, und die Zeit erzeugt. Hier

ist ein Gedanke, aus dem sich etwas machen läßt: wir machen die Zeit. Nun gebe ich zu bedenken, ob es wohl Kunst sey, einem Gedanken, den man mit der größten Nüchternheit denken muß, durch gräßliche Uebertreibung ein riesenhaftes und barockes Ansehen zu geben, um damit, wie mit einem Popanz, den armen Leser, der nicht weiß, wo das herkömmt, zu erschrecken und zu betäuben? Man höre nur: „Der Mensch setzt die Zeit, er hebt die Zeit auf; um nicht bloß Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen, um nicht bloß Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklicht die Form, wenn er die Zeit erschafft. Sobald der Mensch Form ist, so hat er keine Form." Das sind die Schreckenbilder, mit denen der Leser hier außer Athen gesetzt wird. Das Traurigste, oder, wenn man will, das Lustigste dabey ist, daß der V. sehr wenig von diesen Philosophemen verstanden hat. Man höre nur: „Die Zeit ist die Bedingung alles Werdens, ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anders, als: die Folge ist die Bedingung, daß etwas erfolgt." O ihr Freunde der Logik und der gesunden Vernunft! Ein identischer Satz! Hat diese erhabene Philosophie sich denn nie herablassen können, einmal in die Logik zu blicken, und zu sehen, was ein identischer Satz sey? Noch dazu ist dieser, so die Götter wollen, identische Satz grundfalsch, denn die Ursach ist die Bedingung des Werdens. Ferner: „die Folge ist die Bedingung, daß etwas erfolgt." Meint denn der V., daß Folge und Zeit einerley sey? weiß er nicht, daß Folge schon etwas durch einen Begriff Gedachtes ist, und daß wenn Zeit und Folge einerley wären, es noch eine Zeit geben müsse, in der die Folge erfolgte? Wenn wir unsern V. sein Wesen ferner ungestöhrt treiben ließen, so würden wir am Ende eine travestierte Vernunftkritik erhalten.

1795.

Die drey Triebe, die in ihrer Verbindung den vollkommenen Menschen ausmachen sollen, der Sachtrieb, Formtrieb und Spieltrieb, (welch ein widriges Wort!) wollen wir hier unkritisiert lassen. Rec. kann gleichwohl an diese Dreyeinigkeit noch nicht glauben. So viel ist indessen klar, daß der Name Spieltrieb unglücklich gewählt ist, um die eigentlichste Aeußerung der Freyheit zu bezeichnen. Wo Trieb ist, ist immer Nothwendigkeit, er ist nie sein selbst wegen da, er ist nur, damit etwas anderes sey. Noch weniger kann Rec. dem Spieltriebe die Ehre lassen, daß die Moralität ihn um seine bons offices ansprechen müsse. Bey der

1795. höchsten Ausbildung des Schönheitsgefühls, sogar bey dem sorgfältigsten Anbau der geselligen Tugenden und der sympathetischen Triebe, bleibt der Mensch im Staate noch immer ein zahm gemachter Wolf, der gewiß wieder beißt, wenn in ihm seine alte Natur wieder wach wird. Unmittelbar der moralischen Zucht muß er untergeben werden, wenn er nicht das bösartigste aller Thiere seyn soll. Das ausgebildetste und zarteste Schönheitsgefühl war es, das zuerst den teufelischen Einfall eingab, den Menschen zu entmannen, um seine Jugendblüthe und den zarten Umriß des jugendlichen Körpers einige Jahre länger hinzuhalten.

Müde von der verdrießlichsten aller Arbeiten, von nichts als von Fehlern und Irrthümern sprechen zu müssen, wollen wir zum Beschluß eine herrliche Stelle hersetzen, mit welcher der V. den 15. Brief beschließt. Es ist von der Juno Ludovisi die Rede: „In sich selbst ruht und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raums wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte." Meisterhaft und unnachahmlich! Hier ist der V. in seiner eigentlichen Sphäre, und o! wenn er sich doch nie daraus entfernte! Aber sobald er Erscheinungen erklärt, ist er verloren. So sieht er auch hier der Juno nichts als den klaren Spieltrieb aus den Augen. Die Bemerkung, die der V. über die Griechischen Künstler macht: „sie löschten aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, sie ließen sowohl den Ernst, und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seeligen Götter verschwinden," ist so wahr und so unvergleichlich gesagt! aber wie ist die Erscheinung erklärt? Aus dem Spieltriebe! Aus der edelsten Nation des Erdbodens wird ein Haufen Lazaroni gemacht, und ihnen zum Idol das Far-niente gegeben. Die Ursach jener Bildung der Griechischen Gesichter lag in einer größern organischen Kraft, durch welche sich die andern Kräfte einander mit gleicher Stärke anzogen und banden, und so ein festes vollendetes Ganzes bildeten. Daher das scheinbare Rohe und Geistlose in den alten Büsten. Hier ist das eigentlich Schöne zu finden. Bey uns muß eine hervorstechende Neigung, ein ausgedrücktes Mißverhältniß unter den Seelenkräften, eine sonderbare Bestimmung des Willens

dem Gesichte das Interessante geben. Wir haben für jene rohe, aber starke und schöne Natur, nur die Fadheit des homme d'esprit eingetauscht. 1795.

III. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Scheint ein Versuch zu seyn, den Französischen Erzählungston im Deutschen einzuführen. Oft glaubt man das galante Sachsen zu lesen.

IV. Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesses für Wahrheit. „Es ist eine wichtige Frage für jeden, der die Würde der Vernunft in sich behaupten will: was habe ich zu thun, um reines Interesse für Wahrheit in mir zu erwecken?“ Diese Frage ist etwas ganz Ungedenkliches. Wer nicht Interesse für Wahrheit hat, kann sich auch nicht bekümmern, es zu erlangen, so wie der, der etwas nicht wünscht, nicht wünschen kann, daß er es wünschen möge. Uebrigens führt der Verfasser den bekannten Satz aus: daß man bey seinen Untersuchungen nicht schon auf ein gewisses Resultat hintreiben müsse, sondern daß die Wahrheit ihrer selbst wegen zu suchen sey, indem man nur dadurch allein mit sich selbst übereinstimmen könne. Diesem reinen Interesse steht das Interesse für den bestimmten Inhalt der Sätze entgegen. Die Hindernisse dieses reinen Interesse setzt der V. in Stolz und in Trägheit des Geistes. (Wo Trägheit des Geistes ist, da ist kein Interesse für Wahrheit, wo das Eine ist, kann das Andere nicht seyn, aber die Trägheit des Geistes ist so wenig ein Hinderniß des Interesse für Wahrheit zu nennen, als Armuth ein Hinderniß des Reichthums ist.) Um nun das reine Interesse zu erhöhen, schlägt der V. vor: 1) das unreine auszurotten, 2) sich jedem Genusse zu überlassen, den das reine Interesse für Wahrheit gewährt. (Sonderbar! um Interesse zu erlangen, soll man Interesse haben! Heißt das nicht, dem Kranken vorschlagen, daß er, um besser zu werden: 1) sich die Krankheit vom Halse schaffen, und 2) sich in den Zustand der Gesundheit versetzen müsse?)

V. Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst. Es wird nun bald von aller bisherigen Geschichte der Kunst, gesprochen werden, und unser genialischer Winkelmann als ein Empiriker verworfen werden, der von keinem bestimmten Puncte ausging. Unser V. geht indessen noch den empirischen Weg, und will nur die merkwürdigsten Kunstwerke

1795. des Alterthums in eine solche Ordnung stellen, die den Gang, den die Kunst bey den Griechen genommen hat, überschauen läßt. Rec. hat hier durchaus nichts neues gefunden, und glaubt, daß man das, was der V. hier sagt, aus Winkelmanns classischem Werke mit weit mehr Vergnügen und Belehrung lernen könne.

VI. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur. Rec. gesteht, daß er nicht zu den Adepten gehört, die den geheimen Sinn dieses Aufsatzes zu deuten vermögen. Der V. scheint genau zu wissen, was die Natur eigentlich bey Aufstellung zwey verschiedener Geschlechter im Sinne gehabt hat. Die Zeugung scheint nicht die alleinige Bestimmung derselben zu seyn, sondern die Natur konnte nur dadurch, daß sie zwey einander entgegen wirkende Kräfte auf diese Weise einander entgegensetzte als ein Ganzes zusammengehalten werden. Die Weisheit des V. scheint die Weisheit des Korans zu seyn, welcher die ganze Natur in eine männliche und weibliche Hälfte theilte, und der Prophet, der den rechten Flügel des Cherubs ein Männchen, und den linken ein Weibchen seyn ließ, scheint auch von der Secte gewesen zu seyn, zu welcher unser Verfasser gehört. Er statuiert männliche und weibliche Genies, und Genies wie Sophocles sind ihm geschlechtslose. Man sollte glauben, daß seyen Zwidder-Genies. Welche bizarre Einfälle! der menschliche Verstand muß nun einmal Analogien verfolgen, aber sie so übertreiben ist ekelhaft! S. 107 ward Rec. ganz heiß; er vermuthete die abendtheuerliche Grille des Moscherosch wieder zu finden, der zur Erzeugung jedes Gedankens eine Begattung im Gehirne vorgehen ließ. Etwas Aehnliches findet sich freylich hier, nur, wie es sich von selbst versteht, den Bedürfnissen des Zeitalters gemäß, vorgetragen. Man hätte von dem V. wohl in dieser Abhandlung eine Erläuterung über die berüchtigte Behauptung: daß die Weiber keine Menschen seyen, erwarten können. Rec. hörte einmal einen scharfsinnigen Anthropologen sagen, daß diese Behauptung in gewisser Rücksicht so falsch nicht sey, das Weib wäre durchaus Geschlecht, und bey ihm beziehe sich alles aufs Geschlecht, es könne nicht essen, trinken, verdauen, ohne daß das Geschlecht ins Spiel komme. Daher könne es die Welt nicht so erkennen, wie der Mann, indem es sie nur in Beziehung auf ihr Geschlecht erkenne, da hingegen der Mann, der eigentlich ohne

Geschlecht sey, die Welt zu erkennen strebte. — Rec. scheint, als ob in diesem Gedanken mehr Wahrheit und mehr Aufschluß über den Geschlechtsunterschied liege, als in diesem ganzen Aufsatze trotz seines Ansehens von Wichtigkeit und Neuheit. Noch muß Rec. bemerken, daß der Verf. behauptet, daß die physische Natur unläugbar nur ein großes Ganze (Ganzes) mit der moralischen ausmache, und daß die Erscheinungen in beyden nur einerley Gesetzen gehorchen, doch hat er, einige Seiten darauf, die rühmliche Inconsequenz, die Freyheit, das große Vorrecht der Geisterwelt zu nennen, nur daß die Natur diese Freyheit auch zuweilen in ihr Gebiet hinüber zu ziehen strebe, welches wunderbar anzusehen sey. (Es wäre zu wünschen, daß der V. einmal Jemanden riefe, wenn er dieß wahrnimmt, damit wir Andern dieß doch auch einmal sehen. — Ueberhaupt ist in diesem Aufsatze das Manöuvriren, Manierieren, Kokettieren der Schriftsteller so recht sichtbar. Um dem Ganzen den Schein von einem Resultate zu geben, sagt der Verf. am Ende, daß es dieß nun eigentlich sey, was der ahnende Weisheitssinn der Griechen schon im Mythus vom Chaos und Eros gedichtet. Sollte man nicht glauben, daß hier das, was die Griechen in jenem Mythus nur geahndet, hier nach Naturgesetzen erklärt sey? aber man lese nur! Eben so gut könnte der Urheber jener Dichtung, wenn er diesen Aufsatz läse, sagen: daß der V. mit ihm beynahe auf demselben Wege sey.)

1795.

VII. Das eigene Schicksal. Der V. führt hier den Satz aus: „Jedermann ist seines Glückes Schmied," nur freylich nach neuester Manier. Dein Schicksal ist der Nachklang, das Resultat deines Characters, — denn — angulus incidentiae est aequalis angulo reflexionis. Man lese nur! Uebrigens ein unwahrer, liebloser Satz! Besser hat es gewiß jener Alte getroffen, welcher ausrief: Vater Zevs, von wie vielen Uebeln würdest du Menschen befreyen, wenn du jedem sagen wolltest, was er aus sich selbst machen solle. (*ποιω τω δαιμονι χεωνται.*)

VIII. Dante's Hölle. Ich dächte, wir ließen dieses verbrannte Gehirn! Ein unseliges Bemühen, diese gestaltlose Masse in zierliche terze rime auszudrechseln, welcher man sobald müde wird.

IX. Entzückung des las Casas, oder Quellen der Seelenruhe. Mittelmäßig.

1795. X. Ueber die männliche und weibliche Form. Unvollendet. Was der V. über den verschiedenen Ausdruck der Weiblichkeit sagt, wie er in der Venus, Diana, Minerva und Juno dargestellt ist, ist gut und lesenswerth. Weniger befriedigend ist das, was er über den Character der Männlichkeit sagt. Die Manier ist die von VI.

Von einem Recensenten, der seine Unzufriedenheit mit einem Producte der Litteratur ohne Rückhalt an den Tag gelegt hat, glaubt man gemeiniglich, daß er sein Müthlein gekühlt habe. Eine traurige und niederschlagende Erfahrung! Man kann sich nicht einbilden, daß Jemand ein etwas lebhafteres Interesse für eine Sache fasse, die nicht unmittelbar mit ihm zusammenhängt, und daß man bloß darüber entrüstet werden könne, daß etwas nicht so ist, als es seyn soll. Man glaubt deshalb, daß da Bosheit zum Grunde liegen, geheime Absichten angelegt, eine Leidenschaft befriedigt seyn müsse. Ein andrer Theil des Publicums ist mit einem Aberglauben behaftet, der der lächerlichste ist, der es geben kann, den litterärischen. Diese Leute sind sehr geneigt, sich Respect und Ehrerbietung einflößen zu lassen, und sobald es ein Schriftsteller erst dahin bey ihnen gebracht hat, so sehen sie jede unbefangene Beurtheilung desselben, die seine Schwächen aufdeckt, für eine Lästerung an, und wissen nicht, wie sie dem Frevler begegnen sollen, der seine Hand an den Gesalbten der Litteratur legt. Unsere Schriftsteller wissen diese schwachen Seelen auch sehr geschickt in ihren Glauben zu bestärken, und sobald sich einer im Publico regt, der ihnen gefährlich werden könnte, so suchen sie ihn frühzeitig genug mit Verachtung zu überschütten, und können die Nase nicht hoch genug gegen ihn rümpfen. Da ist Pöbelhaftigkeit, litterärischer Sansculottismus, das gewöhnlichste, was ihm entgegen geworfen wird. Rec. ist es sehr gleichgültig, mit welchem Namen man ihn belegen wird, und er wiederholt öffentlich sein Glaubensbekenntniß: daß dieß Journal, wenn es auf dem Wege bleibt, den es eingeschlagen hat, für deutsche Bildung nun und nimmermehr etwas thun werde.

Ueberhaupt scheint eine Wirkung aufs Allgemeine von unsrer Litteratur nicht mehr zu erwarten zu seyn. Ein Schriftsteller muß sich bey uns immer erst sein Publicum machen. Er muß einen Theil desselben sich ähnlich machen, er muß es anstecken,

1795.

wenn er einiges Glück machen will, er kann nur *durch Sympathie* wirken. Daher ist es oft eine gewisse Kränklichkeit des Geistes, die einen Schriftsteller bey dem Theile des Publicums der gleichfalls damit behaftet ist, sein Glück finden läßt, ja, oft sind unsere schönen Geister nur Leute, deren ganze Kunst darin besteht, daß sie die Krankheiten ihres Geistes interessant zu machen wissen. Die Epoche der Kraftmänner wird daher immer ein Fleck in unsrer Litteratur bleiben. Der erhabenste Vorzug des Menschen ist wohl, daß er über seine Sinnlichkeit gebiethen kann, aber wie stellten unsere *Genie's* den Menschen dar? als ein Spiel seiner Sinnlichkeit unaufhörlich und unwiderstehlich von ihr herumgetrieben, und ihr endlich unterliegend. Das sollte Größe, das sollte Kraft seyn, die zu bewundern wäre. Sie ließen uns unser Auge an dem Anblicke des Unglücklichen weiden, der in Verzuckungen und Convulsionen liegt; denn er zeigt eine so übermenschliche Kraft, und das ist etwas Großes!

Wenn nun endlich diese Kraftmänner zahm wurden, so wollten sie von nichts als von Veredlung wissen, riefen jedem, der eine lustige Miene machte, unaufhörlich zu: hübsch artig! hübsch ehrbar! hübsch *moralisch*! und sprachen sogar von Kritik, die bey ihnen aber, wie es sich bald zeigte, in dem einzigen Worte *Veredlung* bestand. Wie nun die Verwirrung einmal so weit gekommen war, so war es wohl kein Wunder, daß die wenigen Schriftsteller, bey denen Gesundheit des Geistes, wahrer Scharfsinn, (kein *Ahndungsvermögen*,) und ächter, kritischer Geist herrscht, nicht gelesen wurden, und also schwiegen. *Engel*, ein Mann von brittischen Geiste, der uns die frohe Entdeckung machen ließ, daß der Deutsche, wenn er den richtigen Weg zu seiner Veredlung einschlägt, dem Britten ähnlich sey, wird nicht gelesen. *Voß* hat es erst in einem Zwischenraume von mehrern Jahren zu einem zweyten Theile seiner Gedichte bringen können, während *Meisners Skizzen* in kurzer Zeit drey Auflagen erlebt haben. Natürlich! dem Leser ist mehr daran gelegen, sich in einen besondern Zustand versetzt zu fühlen, als sich veredelt zu sehen, und an *Objectivität* ist also nicht zu denken. Wenn diese erlangt werden soll, so müssen wir erst zu unsrer alten Nüchternheit zurückkehren, und unsre schönen Schriftsteller müssen nicht bloß wunderbar bestimmte Individuen seyn. Der Tragiker muß kein wahnsinniger Grübler, der Dramendichter kein weinerlicher Schwächling,

1795. der Comiker kein possierlicher Kerl, der Heldendichter kein Renomist, der Satyriker keine boshafte Seele, der Elegiker kein Hypochondrist, der Philosoph endlich kein herz- und empfindungsloser Grübler seyn, der mit Begriffen wie im Damenbrette spielt, sondern der gesunde Geist muß die Grundlage von allem, und bey jedem derselbe seyn, und sich nur ein besonderes Object ausgesucht haben. Mögen die Zeiten doch nicht mehr fern seyn, wo dieser gesunde Geist sich in seiner Natürlichkeit und Klarheit zeigt, und mögen unsre Schriftsteller doch recht bald an Natur, Wahrheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit glauben lernen; das wallte Dice, Irene und Eunomia.

Jakob, Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes, Halle, 1795, 2., 5., 7., 9. und 12. October.

Plautus, Lessing, Schiller,

vom Rector Schmieder, zu Halle.

— Ich sahe neulich eine sehr gute Aufführung des Trauerspiels Cabale und Liebe, von unserm berühmten Schiller, mit an, und das Stück reitzte mich, es hinterher noch aufmerksam durchzulesen. Ich stelle es übrigens, in aller Betrachtung, unter die ersten Stücke seiner Art; Einiges aber fiel mir doch auf. Kleinigkeiten will ich nicht erwähnen, z. B. den Ausfall auf den Tübinger Nachdrucker, welche Züchtigung, mitten im Feuer der Handlung, doch wohl am unrechten Ort angebracht seyn möchte; oder, daß Lady Milford, da sie ihren wahren Namen schreiben will, sich Johanna Norfolk unterschreibt, da sie doch, als Tochter vom Geblüte der Herzoge von Norfolk, sich Johanna Howard unterschreiben muste, weil nur eine Gemahlin oder Witwe des Herzogs selbst sich Norfolk nennen darf; oder, da die Zeit der Handlung, wegen des Verkaufs der Unterthanen nach America, in den letzten americanischen Krieg zu setzen seyn möchte, da Lady Milford drey und zwanzig Jahre alt seyn mußte, wenn man rechnet, daß sie drey Jahre Maitresse gewesen war, sechs Jahre zu Hamburg gelebt hatte, und bei der Hinrichtung ihres Vaters vierzehn Jahre alt war, daß damals ihr Vater, als Katholik, unmöglich Groß-Siegelbewahrer in

England gewesen seyn kann; oder, daß eines englischen Herzogs 1795.
Tochter sich keineswegs eine geborne Fürstin nennen kann, ob sie gleich Fürstinnen gegen sich verachten mag. Das sind Kleinigkeiten; der Dichter sollte aber doch wider die Sitten der Völker nicht verstoßen. Ich will auch nicht untersuchen, ob solche Charaktere, wie die des Präsidenten von Walter, und des Secretärs Wurm, die gantz mit Farben der Hölle ausgemahlt sind, ein nützliches, ja ich möchte sagen ein unschädliches Vergnügen gewähren können? und ob so ein Teufel, wie der Präsident von Walter einer war, der durch Mord seine Staffel erstiegen hatte, sich nicht lieber durch Wegräumung seiner Mitschuldigen auf derselben gesichert, als vor ihren Drohungen gebebt haben würde u. s. w.? Aber wer kann es wahrscheinlich finden, daß Louise den Brief schrieb, der einzig den tragischen Ausgang veranlaßte? Der Dichter scheint die Wahrscheinlichkeit auf zweierley zu bauen, auf des Mädchens sehr kindliche Liebe zu ihrem Vater, den sie von Todesgefahr retten will, und auf den großmüthigen Entschluß, den innigst Geliebten, um sein selbst willen, zu veranlassen, daß er selbst mit ihr breche. Allein, bei aller angenommenen möglichsten Wirksamkeit von beyden, will mir die Wahrscheinlichkeit doch gar nicht einleuchten. Louise war im Begriff, selbst zum Fürsten zu gehen, und dringend für ihren Vater zu bitten, sobald aber der Secretär Wurm den Gedanken in ihrer Seele weckt, was für einen Preis der Fürst für die Begnadigung fodern möchte, verwirft sie ihr Vorhaben augenblicklich; und doch, fast in dem nemlichen Augenblick sollte sie an einen unbekannten Höfling ein Billet doux schreiben, und sich Ansprüchen aussetzen, die ihr einfallen mußten? Soll sie geglaubt haben, daß der Höfling das Billet nicht zu sehen bekommen sollte? Das, was weder ihr versprochen, noch von ihr bedungen worden; daß es aber in die Hände ihres Geliebten gespielt werden sollte, das wurde ihr gesagt, dazu schrieb sie es. Nun nehme man ein Mädchen, die von ihrem Geliebten durch keine Beleidigung gereizt ist, die sanft und bedächtig ist, die noch in dem Augenblicke, da sie schreibt, den Major mit solcher Inbrunst liebt, als nur irgend eine Mädchenseele, die das erstemal liebt, zu lieben fähig ist, und nun sage man, ob es im mindesten wahrscheinlich ist, daß so ein Mädchen von ihrem Geliebten in Ausdrücken schreiben sollte, die ihn einem unbekannten Dritten lächerlich machen musten,

1795. wenn ihr auch in ihrem Taumel von Großmuth, nichts von Spöttereien und Duellen einfiel? Noch mehr; Louisens Liebe war ganz rein, und ihre Tugend die Tugend eines Engels, wenn nun auch ihre Großmuth möglich war, was ganz der Natur einer unglücklich Liebenden zu widersprechen scheint, aus Liebe auch den letzten Hofnungsstrahl ihrer Liebe vorsätzlich in Mitternacht zu verwandeln, läßt es sich denken, daß sie, um die Liebe des Majors zu vertilgen, sich ihm als eine Lasterhafte, als eine schändliche Betrügerin gezeigt haben sollte, die sie nicht war? Welches tugendhafte Mädchen, die noch so überweiblich wünschte, ihren noch angebeteten Abgott von der Liebe zu ihr selbst abzubringen, wird dieses dadurch thun wollen, thun können, daß sie in seinem Herzen, an die Stelle der Liebe zu ihr Ueberzeugung von ihrer Nichtswürdigkeit, Verabscheuung ihres Charakters erweckt? Das ist unmöglich, dieser Gedanke kann keinem tugendhaften Mädchen ausstehlich seyn, so eine Großmuth liegt außerhalb der Grenzen der Natur. Endlich ist auch das nicht ganz wahrscheinlich, daß Louise ein frommes Mädchen, und noch mehr, eine Katholikin, sich von einem Menschen, den sie verabscheuet, überreden läßt, auf die Verschweigung einer Sache, die sie für abgefäumte Bosheit erkennt, das Sacrament mit ihm zu nehmen.

Annalen des Theaters, Berlin, 1795, 15. Heft, pag. 11—14.

Neue Thalia, herausgegeben von Schiller. Zweyter Band, welcher das vierte bis sechste Stück enthält. Leipzig, bey Göschen. 1792. 410 S. 8. 1 Rthl. 12 gl.

Den Anfang des vierten Stücks machen acht Gedichte von ungleichem Werth; die mit v. N. unterzeichneten nehmen sich darunter am vortheilhaftesten aus, und verrathen viel Gefühl. Das nicht vollendete philosophische Gedicht, die Seele, von Conz, hat einige glückliche Stellen; und in dem Abschiedsschreiben von Seume nimmt man Herzenserguß nicht ohne Mitempfindung wahr. — Die metrische Uebersetzung des Prometheus in Fesseln von Äschylus ist mit dem Namen Achtsnicht unterzeichnet; und sie selbst sowohl, als die angehängten Be-

merkungen geben Beweise genug, daß ihr Vf. seinen Dichter studirt hatte, und der gewiß nicht leichten Unternehmung, ihn zu übersetzen, gewachsen war. — Zuletzt noch der Anfang einer exegetisch-kritischen, mit philosophischem Scharfblicke geschriebene Abhandlung: der Geist Samuels des Propheten.

1795.

Im fünften Hefte steht zuerst eine Abhandlung über die Frage: Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken? vom Hrn. W. von Humbold. Sie ist noch nicht ganz vollendet. Der Verf. sucht zu beweisen, daß die wahre Vernunft dem Menschen keinen andern Zustand, als einen solchen wünschen kann, in welchem nicht nur jeder Einzelner der ungebundensten Freyheit genießt, sich aus sich selbst in seiner Eigenthümlichkeit zu entwickeln; sondern in welchem auch die physische Natur keine andre Gestalt von Menschenhänden empfängt, als ihr jeder Einzelne nach dem Maaße seines Bedürfnisses und seiner Neigung, nur beschränkt durch die Gränzen seiner Kraft und seiner Rechte, selbst und willkührlich giebt. In Hinsicht nun auf das ganze Bemühen des Staats, den positiven Wohlstand der ganzen Nation zu erhöhn, in Hinsicht aller Sorgfalt für die Bevölkerung des Landes, für den Unterhalt der Einwohner, theils geradezu durch Armenanstalten, theils mittelbar, durch Beförderung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, aller Finanz- und Münzoperationen, Ein- und Ausfuhrverboten, u. s. f. aller Veranstaltungen zur Verhütung oder Herstellung von Beschädigungen durch die Natur, kurz, in Hinsicht jeder Einrichtung des Staats, welche das physische Wohl der Nation zu erhalten oder zu befördern bestimmt ist, behauptet der Verf. daß alle diese Einrichtungen nachtheilige Folgen haben, und einer wahren Politik unangemessen seyn. Diese nachtheiligen Folgen sind, seiner Meinung nach: Einförmigkeit in dem ganzen Geiste der Nation; Schwächung ihrer Kraft, der Energie des Handelns überhaupt, und des moralischen Charakters; Herabsetzung der Würde der Menschheit und ihrer freyen Entwickelung zur immer größeren Vollkommenheit. — Es folgt eine sehr gute Uebersetzung des Gastmahls von Plato, eines Gesprächs über die Liebe; gleichfalls noch nicht ganz geendigt. Dann, ein Paar mit Empfindung geschriebene Gedichte, deren noch zwey andre dies Stück schließen, nachdem vorher der Anfang eines Schauspiels, der leukadische Fels, mitgetheilt ist.

1795. Dies Schauspiel wird im sechsten Hefte fortgesetzt; aber noch nicht geschlossen; ein etwas unbequemer Umstand bey Werken dieser Art, für die lieber der Raum eines ganzen Hefts gewährt werden sollte. Es ist zu unangenehm, bey erregtem Interesse für ein Schauspiel auf einmal abbrechen, und Monate lang auf die neue Anknüpfung des Fadens harren zu müssen. — Eine glückliche Probe von einer Uebersetzung Virgils in achtzeiligen Stanzen: Die Seefahrt von Troja nach Karthago, aus dem dritten Buche der Aeneis, verdiente ganz ausgeführt zu werden. Man hätte wirklich mehr Abänderung des ganzen Charakters dieser Epopöe durch diese Aenderung und Modernisirung ihrer Form erwarten sollen, als Rec. zu seinem Vergnügen an dieser Probe wahrgenommen hat. — Die Uebersetzung des Platonischen Gastmahls wird in diesem Stücke geschlossen, welches zuletzt noch die Minneköniginn und die schwarzen Schwestern, Bruchstücke aus einer abentheuerlichen Geschichte, enthält, mit phantasiereicher Wärme erzählt.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1795, 19. Band, 1. Stück, pag. 260—261.

Neue Thalia, herausgegeben von Schiller. Dritter Band, welcher das erste bis dritte Stück enthält. Leipzig, bei Göschen. 1793. 394 Seiten in 8.

Der Inhalt des ersten Hefts: I. Reise auf den Montonvert zu dem Eismeer und zu der Quelle des Arveiron in den Savoyer Alpen; im August 1792; eine interessante Schilderung großer und auffallender Naturscenen. — Aus dem zwölften Stücke der älteren Thalia erinnert man sich vielleicht noch mit Vergnügen eines Dialogs: Minner und seine Freunde, dieser wird hier fortgesetzt, aber noch nicht geendigt. — Der Abschied des Leonidas, von seiner Gattin und seinen Kindern, aus dem ersten Buche dieses Gedichts von Glover, nach der neuesten Londoner Ausgabe, in zehnsilbige Jamben von W. Fink übersetzt. — Ferner, der Anfang des ersten Gesanges von Ariost's rasendem Roland, gleichfalls in das Silbenmaaß des Originals,

in achtzeilige gereimte Stanzen, übersetzt und mit D. unterzeichnet. 1795.
Hier sind die beyden ersten Stanzen zur Probe:

Von Frauen sing' ich euch, von Rittern und von Schlachten,
Von Edelsitte, von der Liebe Glück und Quaal,
Von Thaten, die erstaunen machten,
Zur Zeit, als Mauren ohne Zahl,
Bewaffnet durch die Wuth, die Agramant durchglühte,
Auf Gallien den wilden Sturm gethan,
Zu rächen den erschlagenen Trojan
An Kaiser Karls verwüstetem Gebiete.

Auch will ich euch von Roland Dinge melden,
Die man in Reim und Prosa nie gehört,
Wie Liebe den Verständigsten der Helden
In einen Rasenden und Thoren umgekehrt —
Wenn die, die mir dasselbe Schicksal zugetheilet,
Die unermüdet, Tag vor Tag,
An meinem dünnen Witze feilet,
Mir anders so viel läßt, daß ich es enden mag.

Zwey schöne elegische Gedichte, deren letzteres wohl den Vorzug verdienet, machen den Schluß dieses Stücks.

Im zweyten Stücke dieses Jahrgangs findet man: 1) Den Einsiedler, an die Fürstin von Dessau gerichtet. 2) eine schätzbare ästhetische Abhandlung über Anmuth und Würde. 3) Über Schönheit; ein Fragment an Ida. 4) Nachruf an Seume.

Den Anfang des dritten Stücks macht ein Brief über eine im Junius 1793 gemachte Reise auf den Vesuv; dann ein erzählendes Gedicht, der Wilde, von Seume; ferner, Schwärmereyen und ernsthafte Launen aus dem Tagebuch eines einsamen Wanderers. Die Reise geht hier von Jena nach Heidelberg, und soll noch fortgesetzt werden. Der Verf. hat sich R. unterzeichnet. Ein Gedicht über Gefühl. Die Aussichten des verklärten Kleists in die Schöpfung; oder achter und neunter Gesang der Borussias, von Hrn. Prediger Jenisch in Berlin. Zuletzt noch der Anfang einer Abhandlung vom

1796. Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger Kantischer Ideen, mit S. unterschrieben.

Kr.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1795, 19. Band, 2. Stück, pag. 261—263.

An Herrn M**

Vierter Brief.

So oft mir ein neuer Meßkatalog in die Hände fällt, erinnere ich mich der prophetischen Worte, welche Sie kurz vor unserer Trennung aussprachen: Es werde mit der Litteratur unseres Vaterlandes bald dahin gelangen, daß sie weder ihre Gebrechen, noch eine Heilung derselben ertragen könne.*) Damals schienen mir Ihre Besorgnisse ungegründet. Ich sah nur die Blüthe der deutschen Schriftstellerey, und ich hoffte, daß sich das Unkraut schon von selbst verliehren würde. Ich rechnete Ihnen die Menge vortreflicher Köpfe unseres Vaterlandes vor, und suchte Ihnen zu beweisen, daß die Schriften derselben in kurzer Zeit den guten Geschmack so allgemein verbreiten müßten, daß dadurch der Vertrieb der schlechten, ja selbst der mittelmäßigen Produkte unmöglich gemacht werden würde. Die schlechten Schriftsteller werden gezwungen seyn, zu schweigen, setzte ich hinzu, wenn sich niemand mehr finden wird, der ihr Geschwätz anhören will; sie werden ihre Hände zu nützlichern und angemessenern Beschäftigungen darbieten; die Anzahl der Bücher wird sich vermindern, und das Gute wird leichter zu bemerken seyn, wenn es nicht von so vielem Mittelgute umgeben ist. Dieses wird den Wetteifer der guten Köpfe noch mehr beleben; sie werden ihren Eifer noch reichlicher belohnt, und sich in den Stand gesetzt sehn, mit größerer Muße und Ruhe an der Vollendung ihres Geistes und ihrer Werke zu arbeiten. Diese Werke werden Meisterstücke seyn. An ihnen werden fähige Köpfe die Regeln der Kunst und des Geschmackes lernen; durch sie wird in empfänglichen Gemüthern der Funke des Genies geweckt werden; und bald wird es auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste keine Gegend mehr geben, die nicht von Deutschen mit Erfolg bearbeitet und angebaut wäre.

Das Lächeln, mit welchem Sie diese Tirade beantworteten, hat sich seitdem meiner Einbildungskraft oft wieder dargestellt, aber nie ohne eine kleine Schamröthe auf meiner Stirn hervor zu treiben. Ich war damals um zehn Jahre jünger, und meine Einbildungskraft nahm einen leichten und jugendlichen Flug. Ich träumte gern, und träumte jederzeit angenehm. Ich habe mich tausendmal betrogen. Aber was schadet es? Auch täuschende Träume sind nicht ohne Genuß. 1795.

Das, was ich hoffte, ist freylich nicht in Erfüllung gegangen. Die Anzahl der mittelmäßigen und schlechten Schriften hat sich auf eine unglaubliche Weise vermehrt; diese Vermehrung hat selbst die bessern Schriftsteller zu einer gewissen Vielschreiberey fortgerissen, und wer nach Celebrität strebte, mußte wenigstens dafür sorgen, daß sein Name in den gelehrten Jahrbüchern recht oft genannt würde. Die Produkte der einen Messe werden von den Produkten der nächstfolgenden verschlungen; und die unaufhaltsame, immer verstärkte Fluth reißt wahrscheinlich manches gute und geistreiche Buch mit sich fort, das, kaum entstanden, schon von dem Wirbel ergriffen und in den Abgrund der Vergessenheit hinabgezogen wird.

Die guten Schriftsteller sind demnach fast wieder in dem nemlichen Falle, in welchem sie zu den Zeiten der weichenden Barbarey gewesen sind. So wie damals mancher glückliche und große Gedanke zur Erde fiel, weil niemand war, der ihn auffing, und manches geistreiche Werk erst lange nach dem Tode seines Verfassers Leser und Bewunderer fand, weil der Verkehr so gering und der empfänglichen Gemüther so wenige waren; so verschwindet auch jetzt manches Gute und Große, aus einem ganz entgegengesetzten Grunde und unter ganz veränderten Umständen. So berühren sich die äußersten Enden auch in diesem Falle. Wie damals, so bedarf es auch jetzt keines gemeinen Muthes, ein Werk, auf welches der Fleiß vieler Tage und Nächte gewendet, bey welchem vielleicht Gesundheit und Kräfte zugesetzt worden sind, mitten auf den weiten Ocean zu schleudern, und es der Regierung des Zufalls zu überlassen, ob es ein günstiger Wind in den Hafen der Unsterblichkeit führen soll. Würde es also wohl ein Wunder seyn, wenn die bessern Köpfe der Nation ihre Kräfte sparten und mit einem geringern Aufwand von Zeit und Geist, ihre Talente in ein sicheres Capital verwandelten, ohne

1795. sich weiter um die Spiele des Zufalls und den unsichern Gewinn einer oft allzuspäten Bewunderung zu kümmern? Auch breitet sich in der That diese Denkungsart täglich weiter aus. Man fängt an, das Urtheil des Publikums gering zu achten; der Gedanke an die Nachwelt wird lächerlich gemacht; und man bemüht sich, gegen die Stimme seiner eigenen Beurtheilungskraft taub zu werden. Würden diese Gesinnungen allgemein, so wäre es um die Litteratur und alle ihre Vortheile gethan. Aber dafür, glaube ich, hat der Himmel zum Besten der Menschheit gesorgt. Der göttliche Funke in der Brust der Menschen wird nie ganz verlöschen; und, wie tief wir auch in Eigennutz und Verderbniß hinabsinken mögen, so wird es doch noch edle Geister geben, die sich aus dieser Niedrigkeit erheben, und ihren Flug durch die Aussicht in die Gefilde der Unsterblichkeit stärken.

Diese Hoffnungen, welche auf den Glauben an die Würde der menschlichen Natur gegründet sind, kann ich Ihnen getrost äußern, weil ich in meinem Innersten überzeugt bin, daß Sie dieselben so wenig als den Grund, auf welchem sie ruhen, aufgeben werden. Was aber an mir liegt, diesen Glauben in Ihnen zu erhalten und zu stärken, will ich nicht unterlassen anzuwenden. Und noch brauche ich, dem Himmel sey Dank, nicht verlegen und ängstlich nach den Mitteln dazu umher zu sehn. Ich bemerke noch eine nahmhafte Anzahl von Schriftstellern, welche mit Achtung gegen das Publikum, und was noch mehr sagen will, mit Achtung gegen sich selbst, das Feld der Wissenschaften bearbeiten. Manche derselben haben es sogar versucht, Eroberungen in solchen Gegenden desselben zu machen, die wir bisher nur mit einem unglücklichen oder höchst zweifelhaften Erfolge betreten hatten.

Eine Gegend dieser Art war das Gebiet der Geschichte. Sie wißen, wie ich dieses meynen kann. Die Verdienste unserer großen Geschichtsforscher wird noch die Nachwelt dankbar verehren; aber sie streuten erst den Saamen aus, von welchem wir bisher noch keine oder doch nur sehr sparsame Früchte zu sehn bekamen. Diese Früchte fangen nun doch allmählich zu reifen an. Die Philosophie und der Geschmack bemächtigen sich der formlosen Massen, welche der Fleiß der vorigen Zeiten aufgehäuft hat. Man sucht nicht mehr blos das Wissen zu vermehren, ohne das Denken zu befördern. Man wählt höhere

Gesichtspuncte. Der Geist und Geschmack der Chroniken, welcher in unsern Geschichtsbüchern so lange geherrscht hat, fängt allmählig zu verschwinden an. Mit einem Worte, unsere Geschichtschreiber, welche die Spuren der Tacitus, Hume und Robertson aufsuchen, widerlegen durch ihre glücklichen Versuche das Vorurtheil, als wenn wir in diesem Fache immer und ewig Stümper bleiben müßten. 1795.

Diese Sache ist an sich schon einer kleinen Freude werth; aber noch mehr ist es der Grund derselben. Wenn die Kunst, Geschichte zu schreiben, sich nicht früher unter uns erhob, so lag dieses, wenn ich nicht sehr irre, an der Denkungsart des größten Theils der Nation. Diese hat seit nicht langer Zeit eine merkliche Veränderung erlitten. Man wagt es, die Handlungen der Großen nicht mehr blos nach ihrer Klugheit, sondern auch nach ihrer Gerechtigkeit abzumessen, und demnach den politischen Begebenheiten einen ganz andern Maasstab anzuhalten, als man wohl ehedem that. Man ist gegen den äußern Glanz gleichgültiger und empfänglicher für den innern Werth der Menschen geworden. Vieles von dem, was ehedem allein den Inhalt unserer Geschichtsbücher ausmachte, hat sein Interesse verlohren; und die Betrachtung einer friedlichen, gerechten und der Menschheit nützlichen Regierung ohne Glanz ist uns wichtiger geworden, als jene ruhmvollen Thaten, mit denen selten Gerechtigkeit, und noch seltner erspriesliche Folgen für die Menschheit verbunden sind. Wenn also vormals immer nur die Frage war, was ein Reich unter dieser oder jener Regierung an Ausdehnung, Reichthum und Ansehn gewonnen, und wie sich die Verfaßung desselben zur Vermehrung oder Verminderung der höchsten Macht entwickelt habe; so fühlt man sich jetzt fast noch mehr zu der Untersuchung geneigt, was in dieser oder jener Periode für die Veredlung der Menschheit und das Glück der Nationen gethan, und wie weit das Reich einer vernünftigen und weisen Freyheit befördert oder gestört worden sey.

Diese Ideen, welche den besten Geschichtschreibern alter und neuer Zeit vorgeschwebt haben, befördern den Fortgang der Kunst aus mehr als einem Grunde. Sie stellen nicht nur den Geschichtschreiber in einen Gesichtspunkt, in welchem er das Detail unbedeutender Vorfälle aus den Augen verliehrt; sondern sie sind auch allein im Stande, durch das ihnen beywohnende Interesse,

1795. das Gemüth zu beleben, und zu einer wahren Theilnahme an den vorzutragenden Begebenheiten hinzureißen. Aber eben das war es, was unsern Geschichtsschreibern mangelte. Sie unterschieden das Bedeutende allzuwenig von dem Unbedeutenden; und da die Dinge, auf welche sie ihre Augen zu richten pflegten, eine unmittelbare Theilnahme unmöglich erregen konnten, so schrieben sie entweder mit einer ermüdenden Trockenheit, oder wurden, indem sie Blumen auszustreuen bemüht waren, gesucht und frostig.

Nun kann ich Ihnen aber einige Geschichtschreiber bekannt machen, welche männlich denken, und mit Kraft und Gefühl schreiben. Ich werde mich dabey an keine chronologische Ordnung binden. Der erste, welcher mir in die Hände fällt, soll auch der erste seyn, über den ich mich mit Ihnen unterhalte.

Ein Dichter, in dessen ersten jugendlichen Versuchen Sie, trotz aller ihrer Abentheuerlichkeiten, die ungemeine Kraft der Darstellung und die Stärke des Colorits bewunderten, der aber seit geraumer Zeit die Beschäftigung mit der Poesie verlassen zu haben scheint, um sich der Philosophie zu widmen, mit einem Worte, Schiller hat, nach einigen kleinen historischen Versuchen, die Bahn der Geschichte mit einem Werke**) betreten, das zu den größten Erwartungen berechtiget, wenn er sich diesem Studium mit einem anhaltendern Eifer widmen wollte. Er zeigt alle die Eigenschaften, welche dem wahren Geschichtschreiber unentbehrlich sind. Einen tiefen Blick in das Innere der Begebenheiten und der Charaktere; eine scharfe Beurtheilungskraft in der Wahl und Anordnung der Begebenheiten; ein lebhaftes Gefühl von der Würde seines Berufs, und die mit demselben verbundene Unpartheylichkeit; ein seltenes Talent, den Vortrag zu beleben und anziehend zu machen. — Eigenschaften, welche ihn auf den Gipfel der Vollkommenheit geführt haben würden, wenn sie mit einer größern Gleichförmigkeit und Einfalt des Ausdrucks verbunden wären. Indessen hat dieser Schriftsteller sowohl in andern Werken, als auch in dieser Geschichte des Abfalls der Niederlande selbst, so viele Proben gegeben, daß er einfach, edel und schön zu gleicher Zeit schreiben könne, daß ich die Hoffnung noch gar nicht aufgebe, ein in Materie und Form vollendetes Werk aus seiner Feder fließen zu sehn.

Den Gesichtspunkt, aus welchem die niederländischen Unruhen in diesem Werke betrachtet, und den Geist, mit welchem sie be-

handelt sind, können Sie am besten aus der Darlegung der Gründe 1788.
kennen lernen, die den Verfasser zur Bearbeitung dieses Theiles der Geschichte bewogen haben. Es ist, sagt er, nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. — Auch erwarte man hier keine hervorragende, kolossalische Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbey, jene Menschen sind nicht mehr. — Das Volk, welches wir hier auftreten sehn, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeists fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung giebt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eignen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Die Kraft also, womit es handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren, und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht; und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Überlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Beynahe ein Drittheil dieses Bandes ist der Entwicklung der Umstände gewidmet, welche jene wichtigen Begebenheiten hervorgebracht haben. Auf eine lichtvolle und befriedigende Weise erklärt der Verfasser die Möglichkeit des scheinbaren Wunders, durch welches ein eingeschränktes, zum Theil armes Volk die unermeßlichen Hülfsquellen Philipp II. erschöpfte, und sich um eben die Zeit zur Macht und zum Wohlstande erhob, wo die spanische Monarchie in Ohnmacht und Dürftigkeit niedersank. Er geht bey dieser Gelegenheit bis auf die ältesten Zeiten zurück. In einer interessanten Parallele zeigt er die Aehnlichkeit, welche sich zwischen dem Kampfe der Niederländer mit der spanischen Monarchie und den Kriegen der Belgier gegen den römischen Despotismus findet. Er sucht die Quellen des Wohlstandes auf, zu welchem die Nieder-

1795. lande in dem Mittelalter gelangt waren, und findet dieselben in ihrer geographischen Lage und in der Verfassung ihres Landes, welche Carl der fünfte, bey aller Eigenmächtigkeit, doch in so weit unverletzt bestehen ließ, als der Handel und Reichthum dieser Provinzen von derselben abhängig war. Er macht bey dieser Gelegenheit die richtige Bemerkung, daß glücklicherweise die entgegengesetztesten Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf eins führen, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein Marcus Aurelius zum Ziele setzt, unter einem Ludwig und August doch gelegentlich befördert wird. Das Gebiet eines denkenden Despoten, setzt er hinzu, hat darum oft die lachende Außenseite jenes gesegneten Landes, dem ein Weiser das Gesetzbuch schrieb, und dieser täuschende Schein kann das Urtheil des Geschichtschreibers irre führen. Aber er hebe die verführerische Hülle auf, so wird ihn ein neuer Anblick belehren, wie wenig bey der Macht des Staates das Wohl der Individuen zu Rathe gezogen worden, und wie weit noch der Abstand ist von einem blühenden Reiche zu einem glücklichen.

Da unter den Veranlassungen des niederländischen Aufstandes der Glaubenszwang einen ganz vorzüglichen Platz einnimmt, so hat sich der Verf. hiebei am längsten verweilt, und die beyden einander entgegen gesetzten Systeme, der katholischen Intoleranz, welche dem Despotismus seine stärksten Waffen gab, und der protestantischen Glaubensfreyheit mit großer Unpartheylichkeit dargestellt. Mit Vergnügen werden sie hier die Umstände, welche der Sache des Protestantismus in den Augen der Fürsten ein so verhaßtes Ansehn gab, in wenige Worte zusammengedrängt lesen: „Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte austreten sollen. Der wieder auflebende Geist der Freyheit und der Prüfung, der doch nur in den Gränzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. Da man anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigsten und nothwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nun allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abentheuerlichsten Fanatismus eben so gut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen

Weg der Rebellion wählen müssen, und nun erfolgte, was immer 1795.
erfolgen wird, so lange Menschen Menschen seyn werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft, und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert; jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach, hieß jetzt Lutheraner. Die Faction, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe, die ungeheuersten Verbrecher bekannten sich vor dem Richter zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fehlenden Menschheit herabgezogen; eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, daß eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigt, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen, und kein Wunder also, daß er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte."

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die glücklichen Bemerkungen, die treffenden Gemählde, die scharfsinnigen Urtheile auszeichnen wollte, die ich mir angemerkt habe. Die Einleitung bietet deren vorzüglich eine beträchtliche Menge dar. Aber zugleich kann ich doch nicht unbemerkt lassen, daß sich der Verfasser gerade in diesem Theile seines Werkes am weitesten von der guten historischen Schreibart entfernt zu haben scheint. Er giebt ihr bisweilen einen so poetischen Anstrich, daß man gar nicht mehr glaubt, einen Geschichtschreiber, sondern einen Redner zu lesen. Die Stellen dieser Art sind bisweilen vortreflich; aber sie sind außer dem Tone, und ich fürchte, daß gerade ihre Vortreflichkeit den Geschmack der Leser bestechen, und sie gegen die einfachern Schönheiten des wahren historischen Styls unempfindlich machen dürfte.

Könnte wohl die Sprache der feyerlichsten Rede poetischer seyn, als sie es in folgender Stelle über die spanische Inquisition ist? — „ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Proceduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so wie in Spanien hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten ver-

1795. gißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche Nation hat sie mitten auf dem Wege der Vollendung gehalten, aus einem Himmelsstrich, worin es einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war."

Sie sehen, mein Freund, daß der Geschichtschreiber seinen Pinsel noch ein wenig zu stark in den Farbentopf des Dichters taucht.

An einigen Stellen hat das Bestreben, das Gewöhnliche durch den Ausdruck zu heben, der Sprache einen höchst sonderbaren und falschen Anstrich gegeben. Kaum versteht man den Verfasser noch, wenn er von den Schlachtopfern der Inquisition sagt: „Ihn meynte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten." Was soll man sich bey einer Seele denken, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war? oder würden Sie es, mit allen ihrem Scharfsinne wohl wagen, folgende Stelle, die ich, wie die vorige, aus der Charakteristik Wilhelms von Oranien nehme, auf eine befriedigende Weise zu erklären? „Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegnen Betrachter Gestalt und Ebenmaaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der Kette der Zukunft herunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freyern Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Gränze noch wandelt."

Ich mag die Beyspiele nicht häufen; es ist an diesen genug. Auch nehmen die schwülstigen, die gesuchten, die unverständlichen Stellen in dem Fortgange des Werkes merklich ab, und in dem größten Theile des dritten Buchs herrscht eine natürliche, ungezwungene und edle Schreibart.

Der Verfasser beschließt diesen Abschnitt seines Werks mit einer gedrängten Kritik der Staatsverwaltung Margarethens von

Parma, über welche die niederländischen Geschichtschreiber aus Haß gegen die spanische Tyranney, die sich erst nach dem Abgange der Statthalterin in ihrer unverhohlnen Gestalt zeigte, ein weit günstigeres Urtheil gefällt haben, als sie unserm Verf. zu verdienen scheint. Diese Kritik ist ein so sprechender Beweiß seiner Einsichten und seines Talentes zum Geschichtschreiber, und sie ist zu gleicher Zeit, einige wenige Ausdrücke abgerechnet, so gut geschrieben, daß ich meinen Brief nicht besser schließen kann, als wenn ich Ihnen auch noch diese Probe mittheile. 1795.

Nachdem er gezeigt hat, warum das Urtheil der Zeitgenossen Margarethens nicht für vollgültig angesehen werden darf, und eine Revision des spätern Geschichtschreibers fordert, fährt er folgendermaßen fort: „Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ohne gegen die Rechte des niederländischen Volkes und die Pflichten der Menschlichkeit anzustoßen; aber im Kampf mit diesen zwey widersprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beyden erfüllt, und der Nation augenscheinlich zu viel geschadet, um dem Könige so wenig zu nutzen. Wahr ists, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerey that ihr dabey größere Dienste, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Bund des Adels, aber erst nachdem durch seine innere Zwietracht der tödtliche Streich schon an seiner Wurzel geschehn war. Woran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein beruhigtes Land; aber nicht zu läugnen ist es, daß die Furcht vor seiner Ankunft das Beste dabey gethan hatte. Durch ihre Berichte führte sie das Conseil von Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geist (die Gesinnungen) und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Partheyen bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil sie erbitterte, ohne genugsam zu schrecken; sie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbey, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verord-

1795. nungen, als der Unzuverläßigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beyzumessen seyn. Margaretha besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, (in Redlichkeit bestand) hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freygebig zum Verdienst anrechnete, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hatte sie sich aus selbstgebohrnem (eignem) Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigner schöner Menschlichkeit misverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth sie zwang, gab sie mit unsichrer, zurückgezogner Hand, als hätte sie gefürchtet, zu viel zu geben; und sie verlohr die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau."

Was dünkt Ihnen zu dieser Stelle? Lassen Sie in derselben einige Beywörter aus, ändern Sie einige Kleinigkeiten, und sie wird vortreflich seyn. Gleichwohl habe ich sie nicht mühsam aufgesucht. Der größte Theil des dritten Buchs ist in eben diesem, oft in einem noch einfachern Style geschrieben.

Sie werden gewiß mit mir und dem größten Theile des Publikums wünschen, daß Schiller dieses Werk endigen möge. Dann möchte ich aber auch noch den Wunsch hinzuzufügen, daß er diesen ersten Band, vornemlich die Einleitung, mit welcher er selbst gewiß nicht mehr zufrieden ist, in Rücksicht auf den Vortrag umarbeiten, und auch dem Style das Gepräge des stillen Ernstes und der ruhigen Würde aufdrücken möchte, durch welche derselbe erst in die volle Harmonie mit dem Geiste, welcher die Erzählung belebt, gesetzt werden würde.

Das übrige, was ich Ihnen über diesen Gegenstand zu

schreiben habe, verspare ich bis zu meinem nächsten Briefe. Leben Sie wohl ꝛc. 1795.

---

*) Ad haec tempora, quibus nec vitia nostra, nec remedia pati possumus, perventum est. Livius Prooem.

**) Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Erster Theil. Enthaltend die Geschichte der Rebellion bis zur Utrechtischen Verbindung. Leipzig 1788.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1795, 55. Band, 1. Stück, pag. 1—21.

Vorlesungen über den Styl von K. P. Moritz, Berlin, 1794.

Versuch einer Theorie des deutschen Styls von D. W. Kosmann, Berlin, 1794.

— Die Vorlesungen über den Styl, über deren ersten Theil wir uns bereits mit den Lesern unserer Bibliothek unterhalten haben, gehören unter die bessern Arbeiten von Moritz und sind besonders reich an guten, ihm eignen Bemerkungen; aber auch diese zu vollenden ward ihm nicht vergönnt. Nur die sechs ersten Vorlesungen des zweyten Theils sind von ihm selbst; das übrige hat Hr. D. Jenisch in Berlin hinzugefügt.

— Von Hrn. Schiller heißt es: „er vereinige unter allen deutschen Schriftstellern, in der hervorstechendsten Harmonie, Tiefsinn, Einbildungskraft, Witz (?) und philosophische Gelehrsamkeit."

— In der eilften Vorlesung macht H. J. sich selbst, seinem Geschmack und seiner Vorliebe für gewisse Schriftsteller ein etwas starkes Compliment. „Thucydides, Klopstock, Schiller, sagt er, gehören zu den Lieblingsschriftstellern starker und ungewöhnlicher Geister — — Schriftstellern dieser Gattung ist eine gewisse Dunkelheit und Undurchsichtigkeit der Diktion eigenthümlich (Richtig; den dunkeln Schriftstellern ist die Dunkelheit eigenthümlich.). Aber diese Dunkelheit ist die natürliche Folge ihrer Ideen-Zusammenstellung, (abermahls richtig!) des Tiefsinns, mit welchem sie ihren Gegenstand durchschauen

1795. (wenn der tiefe Blick nicht zugleich ein heller Blick ist, so sehen wir nicht, wie er dem Mann, als Schriftsteller, zum Ruhm gerechnet werden könne?) der Innigkeit, mit der sie ihn empfinden — — Freylich werden sie nie zur Klasse der allgemein Gelesenen gehören. Die ungemeinen Geister von erhöhetem Kraftgefühl, die mit ihnen sympathisiren, sind immer weniger, als der andern mit dem Hange zu einem leichten und gemächlichen Spiel ihrer Kräfte." — — Da haben wir es, wir andern; da erfahren wir erst den wahren Grund, warum wir einen Tacitus nicht für den musterhaftesten Geschichtschreiber halten, warum uns so viele Schriften, Gedichte und Stellen von Klopstock, Schiller &c. nicht gefallen wollen.

— Wir kennen Männer, die unendlich mehr Tiefsinn besitzen als Hr. Schiller, und die gleichwohl seiner Manier, wahrlich nicht aus Gemächlichkeit, nie Geschmack abgewinnen konnten. Wo findet man die meisten neuen, wo die tiefer geschöpften Beobachtungen und Entdeckungen über das menschliche Herz und seine geheimsten Falten, im Nathan oder in D. Carlos? und wie hell und klar ist dort alles, wie hier alles so dunkel, mystisch und räthselhaft! Wie muß man sich hier oft quälen, eine Stelle zu entziffern, die am Ende doch nur einen gemeinen Gedanken enthält, der sich weit besser, und zugleich allgemein verständlich hätte sagen lassen! — —

Die S. 242. von Hrn. J. so gepriesene kurze Stelle aus Hrn. Schillers Abhandlung über das Studium der Universalgeschichte, dünkt uns, in mehr als einer Rücksicht, tadelhaft. Wir setzen die Stelle selbst, unsere Einwendungen und Hrn. J's Urtheil über sie her, und überlassen die Entscheidung dem Leser.

„Wahr ist es, auch in unserm Zeitalter haben sich manche barbarische Überreste aus den vorigen Zeiten eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte". Erstlich erfordert die Grammatik: barbarische Überreste haben sich in unser Zeitalter eingedrängt, oder sind eingedrungen — dann ist der Ausdruck eindringen hier überhaupt unpassend. Überreste, Dinge, die sich aus den vorigen Zeiten erhalten haben, die noch da sind, brauchen sich nicht, ja sie können sich nicht erst

eindrängen. Geburten verewigen gehört auch nicht 1795.
unter die bestimmtesten, schicklichsten Ausdrücke. Kein Zeitalter
kann, und wenn es auch wollte, irgend etwas verewigen:
also auch das Zeitalter der Vernunft nicht. Man merkt wohl,
was Hr. S. sagen wollte. Es war der ganz gemeine Gedanke:
„Ein Zeitalter, wie das unsrige, das so gern für das
Zeitalter der Vernunft gelten möchte, sollte sich schämen,
die noch bestehenden Vorurtheile einer barbarischen Vorwelt
zu erhalten, zu nähren und fortzupflanzen" — allein dieser
gemeine Gedanke sollte auf eine ungemeine Weise vorgetragen
werden, und so entstand das verunglückte, metaphorische Gewand
desselben.

Dafür aber hält es Hr. Jenisch nicht. „So kühn das
„ganze gesagt ist (ruft er aus), so bestimmt ist jeder Begriff, so
„eigenthümlich jedes Wort. Das Wort scheint aus dem Begriff
„hervorgegangen, und gleichsam eine natürliche Geburt
„desselben zu seyn; so wie dieser wiederum das Wort, wie der
„Geist seinen Körper durch und durch zu erfüllen und zu beleben
„scheint." Hr. J. ist, wie man sieht, mitunter ein sehr
poetischer Kunstrichter; er ist — wie jener Zerbster Bürger,
von dem der Verf. der weiland berühmten Menschenfreuden
rühmte — stark in Worten, und groß in Redensarten.

— Richtig ist die Bemerkung, daß die deutsche schöne
Litteratur, in Rücksicht der Popularität, von Seiten der Gelehrsamkeit
sowohl, als des philosophischen Scharfsinns, um einen
Ton höher gestimmt sey, als selbst die englische, der sie übrigens
in anderem Betracht am ähnlichsten sey. „Kein Geisteswerk der
„Engländer, in Sachen des Geschmacks, erhebt sich zu der Freiheit
„und tiefen Philosophie eines Agathon, eines Proteus — keines
„ihrer Dramen und keines ihrer dichterischen Werke reicht bis
„zu dem Scharfsinn des unsterblichen Leßingschen Meisterstücks,
„Nathan der Weise; und keines (die Shakespearschen Schauspiele
„haben andere Vorzüge) bis zu dem platonischen Idealismus des
„Schillerschen Don Carlos hinan." Es fragt sich nur, ob es so
ganz recht ist, in Romane so viel tiefe Philosophie, in Schauspiele
so viel grübelnden haarspaltenden Scharfsinn zu legen,
oder die Charaktere derselben zu Idealen, zu platonischen Schwärmern
hinauf zu schrauben, und sie auf eine halsbrechende Weise

1795. auf Metaphern, wie auf Luftbällen schwimmend, sich in den Wolken herumtummeln zu laßen? —

Wir gehen nun zu Hrn. Kosmanns Theorie des deutschen Styls über.

— Gleich die ersten Seiten des Buchs liefern einen Beweis, daß der Verf. seinen Erläuterungen der ausgewählten Beyspiele nicht immer die gehörige Deutlichkeit und Bestimmtheit zu geben, noch sich so gut und richtig auszudrücken wußte, als man von einem Lehrer des schönen Styls billig erwarten und fordern kann. Hr. K. führt Schillers Gedicht an die Hoffnung als Beyspiel eines Geistesproduktes an, dessen Stoff erfunden und nicht bloß bemerkt seyn wollte, und dessen Darstellung ohne einen sehr geläuterten und gebildeten Geschmack unmöglich gewesen. „Der verborgene, in tausend abwechselnden „Nüancen sich stets gleiche, und bey der höchsten Verfeinerung „unserer Empfindungen noch immer statt findende Unterschied „des sich sonst so ähnlichen Hoffens und Genießens, deren „jenes nur durch die mögliche Denkbarkeit des endlichen Er„ringens dieses letztern denkbar ist, mußte aus seinem versteckten „Dunkel hervorgezogen werden, um Hoffnung und Genuß „einander so entgegen setzen zu können, wie sich die Resultate der „Unsterblichkeitslehrer und der Leugner einer Fortdauer nach dem „Tode dieses Körpets, in Rücksicht auf den weisen Gebrauch „dieses Lebens, entgegenstehen." Welch ein langer, verwickelter, dunkler Periode! Welch ein Aufwand von Worten, um sich für geübte Leser doch nur halb, und für andere gar nicht verständlich zu machen. Ist es erlaubt, für Anfänger auf diese Weise — ja ist es überhaupt erlaubt, so zu schreiben? Das Hoffen ist nur durch die mögliche Denkbarkeit des endlichen Erringens des Genießens denkbar! Warum diese gelehrte Miene, um etwas so Gemeines und Bekanntes zu sagen? Warum dem Anfänger einen sehr begreiflichen Satz durch den Ausdruck erst schwer und dunkel zu machen? — Schiller vergleicht in dem erwähnten Gedicht Hoffnung und Genuß mit zwey Blumen. Was kann gemeiner seyn, als diese Vergleichung, die überdieß nichts weniger als sehr passend ist, noch viel ästhetische Kraft hat?

Zwey Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.

1795.

Man begreift so wenig, warum der Weise von diesen zwey Blumen, die für ihn blühen, nur Eine begehren und pflücken, als warum er statt nur zu hoffen, oder nur zu genießen, nicht den wahren Weg des Weisen, die Mittelstraße wählen, und zugleich vernünftig hoffen und vernünftig genießen soll? Hr. K. indeß weiß kaum Worte genug zur Anpreisung dieser Vergleichung zu finden: sie ist ihm eine Erfindung des Dichters, ein Produkt seines Genies rc.
— Wie kommen S. 58 Sulzer, Schiller*) unter die ersten Klassiker unserer Nation, und sogar Hr. Ewald unter die ersten Kanzelredner, neben die Mosheime und Zollikofer? rc.

---

*) Recensent hat in dieser Beurtheilung verschiedenemahle Hrn. Schillers erwähnt, und zwar nicht in einem Tone, den man in den meisten neuen Schriften und kritischen Blättern über ihn zu hören gewohnt ist. Er gesteht, daß dies absichtlich geschehen ist, aber wahrlich ohne die mindeste Leidenschaft, ohne irgend eine unwürdige Nebenabsicht dabey zu haben. Auch er schätzt die ungemeinen Talente dieses Mannes ungemein hoch, unmöglich aber kann er ihn für den Einzigen, für den musterhaften Dichter, Geschichtschreiber und Aesthetiker halten, wofür er besonders in unserer jungen gelehrten und poetischen Welt gilt. Seine Werke, besonders die dichterischen, haben, bey einzelnen großen Schönheiten, viele und große Fehler, die, wie gewöhnlich, am eifrigsten nachgeahmt werden, weil sie so leicht zu erreichen sind. Die Musenalmanache, die Journale und neuen poetischen Sammlungen von Gedichten beweisen zur Genüge, was die zur Mode gewordene Nachahmung seiner Manier (als Manier die unnachahmungswürdigste, die es geben kann) schon jetzt für Folgen gehabt, was für Früchte sie getragen hat, und mit welchen Uebeln sie noch ferner droht, wenn man dem Unwesen keinen Damm entgegensetzt. Hierzu, nach seinem Vermögen, nach Ort und Gelegenheit, wenigstens etwas beyzutragen, war die Absicht, die einzige Absicht des Rec. bey seinem Tadel und Widerspruch gegen einseitiges und überspanntes Lobpreisen eines übrigens sehr vortrefflichen und schätzbaren Schriftstellers.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1795, 55. Band, 1. Stück, pag. 21. ff.

1795. **Die Horen, eine Monatsschrift, herausgegeben von Schiller. Erstes bis viertes Stück. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1795. gr. 8.**

Unter den vielen Zeitschriften, welche seit mehreren Jahren in Deutschland entstanden sind, hat vielleicht keine die Erwartungen des Publikums höher gespannt und die Aufmerksamkeit der Leser so ungetheilt auf sich gezogen, als die Horen. Der Name des Herausgebers, der Ruhm der meisten, als Theilnehmer genannten, Schriftsteller, der in der Ankündigung angegebene eigne Zweck, ja, wir dürfen sagen, der ganze Ton, in dem die Ankündigung abgefaßt war, — alles dieß erweckte Hoffnungen, die schmeichelten und erheiterten. Es war an sich schon Pflicht für die Mitarbeiter der Bibliothek, ein Journal, das ausdrücklich für die Musen und Charitinnen in dem politischen Tumulte ein Zufluchtsort zu werden versprach, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, und es wird doppelt Pflicht für sie, seiner zu erwähnen, da die meisten Aufsätze, die es enthält, zu einer nähern Betrachtung aus mehr denn einer Ursache auffordern. Zwar gestehen wir ganz aufrichtig, daß zu dieser Ursache die ausgezeichnete Vortreflichkeit nicht gehört, die ihnen hie und da beygelegt worden ist. Im Gegentheil, unser Urtheil weicht hierin von dem allgemeinen Urtheil etwas ab. Aber eben diese zwischen uns und andern wahrgenommene Verschiedenheit bewog uns zuerst, die Horen mehrmals aufmerksam durchzulesen, und bewegt uns itzt, was wir beym Durchlesen empfanden und dachten, ausführlicher aus einander zu setzen. Wenn wir hierbey ganz unbefangen und freymüthig zu Werke gehn, so wird uns der Herausgeber dieß um so weniger verübeln; da er ausdrücklich sagt, daß er, um die Freyheit der Kritik zu befördern, von einer allgemeinen Gewohnheit abgegangen sey, und die Namen der Verfasser der einzelnen Aufsätze erst am Schlusse jedes Jahres zu nennen denke.

Der unstreitig wichtigste Aufsatz, dessen Verfasser jedoch durch die Ausrufer der gelehrten Welt sogleich aus seinem Incognito auf das Theater gezogen worden ist, sind ohne Zweifel die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Wir werden mit ihnen den Anfang machen und, um der größern Verständlichkeit willen, den Inhalt derselben in einem kurzen Auszuge unsern Lesern in's Gedächtniß zurückrufen.

(Folgt Auszug, pag. 284—320.) 1795.

Wir brechen hier ab, nicht, daß wir diese Blumenlese nicht noch um ein ansehnliches erweitern könnten, nein, sondern weil wir die Geduld unserer Leser durch mehrere Proben zu ermüden fürchten. Was wir geschrieben haben ist so sehr es auch der allgemeinen Stimme widerspricht und daher den Verdacht der Parteylichkeit erregen könnte, gleichwohl sine omni ira et studio geschrieben. Wir erkennen und ehren Hrn. Schillers Verdienste und haben es in dieser Beurtheilung mehr, denn einmal, laut und lebhaft gesagt. Eben so sehr empfinden und erkennen wir die Vorzüge der Kantischen Philosophie und das Verdienst der Zeitschriften, die auf selbige aufmerksam gemacht und uns die Entdeckung eines Weltweisen, dem die Hochachtung der Nation gebührt, nachdem man mehrere Jahre kaltsinnig vor ihm vorübergegangen war, schätzen gelehrt haben. Aber weder der Ruhm, den sich der Verfasser der Geschichte der Niederlande erworben hat, wird uns abhalten, das an ihm zu tadeln, was wir wirklich tadelnswerth finden, noch das Ansehen unserer gelehrten Blätter uns hindern, nach unserer Ueberzeugung zu sprechen. Wir billigen es, daß sie sich der Kantischen Philosophie angenommen und das Studium derselben laut und wiederholt empfohlen haben, — und es bedarf bey uns trägen Deutschen zuweilen lebhafter und eindringlicher Erinnerungen, um verjährte Vorurtheile zu überwältigen, — aber wir werden es nie billigen, daß sie alles nach Einem Maßstabe beurtheilen, daß sie überall nur fragen, ob der Verf. in Kants Geiste philosophire oder nicht, und insbesondere, daß sie auf Darstellung und Einkleidung so wenig Rücksicht nehmen, daß sie beynahe jedes Machwerk ohne Prüfung von der Seite durchschlüpfen lassen. Wenn, wie wir fest überzeugt sind, die kritische Philosophie Wahrheit enthält, so wird und muß diese Wahrheit, zumahl durch eine für das größere Publicum bestimmte Monatsschrift, wie die Horen sind, nur um so mehr Eingang gewinnen, jemehr man sich zur Darstellung derselben jener Sprache bedient, in die ein Mendelssohn und andere die Wahrheiten der Wolfischen Philosophie einkleideten. Die Sache der kritischen Philosophie ist nunmehr über zehn Jahre in Anregung und wird in einer Sprache geführt, die hinlänglich und für den philosophischen Vortrag sogar vorzüglich gebildet ist. Offenbar bringt es den Freunden und Vertheidigern

1795. derselben keine Ehre, sondern macht vielmehr sie und die gute Sache verdächtig, daß sie noch bis diesen Augenblick größtentheils an Formeln hängen, und sich nur in und durch diese Formeln auszudrücken wissen. Die Leibnitz-Wolfische Philosophie hatte auch ihre Kunstausdrücke und ihre Sprache. Aber als Männer von Geschmack sie bearbeiteten, warfen sie jene hinweg und gaben dieser Faßlichkeit und Anmuth, und kein Mensch klagte über Undeutlichkeit und Mißverständnisse, dahingegen diese Vorwürfe, nun zehn Jahr lang, bey den Streitigkeiten über die kritische Philosophie, der Gegenstand einer bis zum Ekel wiederholten Klage gewesen sind. Möchte es doch den Männern, die sich unter H. Campe zur Prüfung der deutschen Sprache und Reinigung der Sprachfehler unserer Schriftsteller verbunden haben, gefallen, einigen neuern kritischen Philosophen ihre Aufmerksamkeit zu schenken, oder einige Abhandlungen, seys von Hr. Schiller oder von seinem Freunde H. Fichte, der es ihm in der Abenteuerlichkeit der Schreibart schon um ein grosses zuvorthut, ins Deutsche zu übersetzen. Ein Mitglied jener Gesellschaft, H. Mackensen, hat in seinen Beyträgen zur Kritik der deutschen Sprache sich über die Manier, in welcher unsere kritische Philosophen arbeiten, auf eine Weise erklärt, die uns neugierig macht, einmahl etwas ausführlicheres über diesen Gegenstand von ihm zu lesen.

Es bleibt uns noch übrig, unsere Meinung von den andern in den Horen enthaltenen Aufsätzen zu sagen. Wir werden uns aber dabey kurz fassen, da die Beurtheilung des ersten Aufsatzes uns schon weit über die Gränzen einer gewöhnlichen Anzeige hinausgeführt hat.

Eines der vorzüglichsten Stücke ist unstreitig die Belagerung der Stadt Antwerpen in dem Jahre 1584 und 85. Wenn es, wie wir glauben, von dem Herausgeber selbst ist, so gewährt es uns eine zweyfache angenehme Hoffnung, — einmal die, ein Werk, das wir, im Ganzen genommen, hochschätzen, die Geschichte der Niederlande, vollendet, und zweytens, die, es auf eine unsern Wünschen entsprechende Art vollendet zu sehn. Das Ganze ist in einem ächt historischen Styl abgefaßt, und die Schilderung der von den Minenschiffen hervorgebrachten Wirkung (St. 4. S. 110.) in Wahrheit meisterhaft. Wir würden der Versuchung sie abzuschreiben nicht widerstehn, wenn wir nicht fürchten müßten,

für den größten Theil der Leser unserer Bibliothek eine vergeb- 1795.
liche Arbeit zu thun.

Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten sind freylich nur eine leichte, aber darum doch nicht uninteressante Lectüre. Sie enthalten manche recht niedliche Schilderung und eine Menge feiner Betrachtungen, unter denen sich die über die Erfordernisse einer guten Erzählung, St. 4. S. 41. vorzüglich auszeichnet. „Ihre Geschichte, sagt die Baronesse unter andern zu ihrem Hausfreunde, sey unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zum Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz weiter nachzudenken.“ Vortreflich! Möchten doch alle unsere stets fertigen Romanschreiber diese Lehre beherzigen! Was uns nicht ganz in diesen Unterhaltungen gefallen hat, ist das Gespräch über Anzeigen und Vorbedeutungen im zweyten Stück. Abenteuerliche Erzählungen, ohne einen vernünftigen Aufschluß, entsprechen den Forderungen, welche die Baronesse an den Erzähler thut, gerade am wenigsten.

Der Aufsatz über Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit enthält größtentheils bekannte und oft gesagte Ideen, die durch die gewählte Darstellung nicht anziehender geworden sind.

Die Abhandlung, die das dritte Stück eröffnet, ist ein kleiner Commentar über die Frage: Was ist eignes Schicksal? in Herderischem Geschmacke, d. h. sehr blumenreich und ziemlich unbestimmt. Wir sind indeß doch auf mehrere Gedanken gestoßen, die uns theils durch sich, theils durch ihre Einkleidung vergnügt haben. Ein solcher ist der S. 9. „Am Loose eines andern, der uns nahe ist, Antheil zu nehmen, ihm wo wir können mit Rath zu helfen, seine Last zu erleichtern, sein Glück zu fördern, gebietet uns Allen Menschenliebe, oft Freundschaft, Pflicht und Tugend. Aber uns selbst, vielleicht auf Lebenslang, zu verlassen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unsrer selbst blind zu folgen, das verbietet uns unser Genius, der, wenn wir seine Warnung nicht achten, zu seiner Zeit dafür hart strafet. Es giebt imperatorische Menschen, die von der Natur dazu bestimmt zu seyn glauben, die Führer Anderer zu seyn, in entscheidenden Augenblicken über ihr Schicksal zu gebieten und mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn sie auch Herren dieses Schicksals wären, und ihre Macht sich bis in die Brust des Andern erstreckte, dessen

1795. Verhängniß aus ihrer Meinung sie zu bestimmen wagen. Da dieß aber nicht ist, so bleibet dem, der andere für sich rathen, wählen, sorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als entweder die von einem fremden Verstande verwickelten Fäden mit eignem Verstande, so gut er kann, aufzulösen, oder dem Wagen des andern, der über sein Schicksal geboth, demüthig zu folgen. Will er großmüthig ein Auge auch dich werfen, und mit den Zügeln, in denen du daherschleichst, seine Hand bemühen, so ists Gnade; wo nicht, so schreibe dirs selbst zu, wenn du dafür geachtet wirst, wofür du dich selbst achtetest, da du dich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beygeselltest. Versöhne deinen Genius, so viel du kannst, und mache dich selbst geltend."

Die Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst liefern einen Versuch die griechischen Werke in Marmor, nach der Zeitfolge, in eine solche Ordnung zu stellen, in welcher sich der Gang, den die Kunst bey den Griechen von ihrem Entstehen an genommen habe, überschauen lasse. Der Verfasser unterscheidet den alten Styl, den hohen Styl und den gefälligen Styl, und nennt die Kunstwerke, die ihm unter jeden zu gehören scheinen. Wir halten den Versuch für nützlich: ob sich aber aus ihm für die Gewißheit der Kunstgeschichte so viel ergeben werde, als der Verfasser zu glauben scheint, bezweifeln wir. Nach bloßem Gefühl, und ohne von historischen Zeugnissen unterstützt zu seyn, über das Alter der Kunstwerke zu entscheiden, führt immer etwas Mißliches und Unsicheres mit sich, und doch sind die letzten so selten, daß sie sogar beym Laokoon fehlen.

Die Abhandlungen über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur und eine andere über männliche und weibliche Form sind beyde in dem Geist der ästhetischen Briefe geschrieben und überheben uns einer weitern Beurtheilung. Wir sind überzeugt, daß die erste viele recht gute Ideen enthält, die, in einer gefälligen Sprache vorgetragen, würden gefallen haben. Aber freylich hätten sie dann nicht so fremd und ungewöhnlich geschienen, als itzt, und größtentheils den blendenden Schimmer der Neuheit verloren; und ungehört und ungesagt soll alles seyn, was die Speculation in unserm Zeitalter hervorbringt.

Den Auszug aus Dantes Hölle kennen unsere Leser bereits aus Bürgers Academie der Redekünste. Auch stehen,

wenn wir nicht irren, Proben davon in der Leipziger Monatschrift für Damen. Wir sind weit entfernt, einem Uebersetzer, der einen reimenden Dichter in gereimten Versen wiedergiebt, die Abweichung von der Urschrift vorzurücken und ihn jeder Veränderung anzuklagen, zu der ihn Reim und Sylbenmaaß nothwendig zwingen müssen, so sehr dieses Verfahren auch vor unsern kritischen Tribunalen gewöhnlich ist. Aber für diese höchst billige Nachsicht verlangen wir auch, daß sein Ausdruck richtig, leicht und natürlich, und sein Vers nett und rund seyn soll. Und diese eben so billige Forderung scheint uns Hr. Schlegel allerdings bey einem fortgesetzten Fleiße und durch eine unverdrossene Feile erfüllen zu können, allein itzt noch nicht erfüllt zu haben. Einige Beyspiele mögen unsere Behauptung rechtfertigen. St. 3. S. 22 heißt es, gleich im Anfange des Gedichts: 1796.

Es fällt mir hart zu sagen, wie der wilde
Gewalt'ge rauhe Wald beschaffen war,
Denn noch ergraut mein Geist vor seinem Bilde.
An Bitterkeit kommt er dem Tode nah,
Doch um des Heils, das ich darin gefunden,
Will ich das andre melden, was ich sah.

In diesen Strophen gefällt uns mehreres nicht: Erstlich ist wie der Wald beschaffen war doch selbst für diesen Styl noch zu prosaisch. Zweytens heißt ergrauen nicht sich entsetzen, sondern jederzeit, grau werden. Drittens kann der Wald unmöglich an Bitterkeit dem Tode nahen können, auch sagt Dante das nicht: Tanto è amara geht offenbar auf cosa nicht auf selva. Viertens ist um des Heils für um des Heils (hier besser Glücks,) willen sprachwidrig. S. 28. heißt es von dem Orte der Quaal:

Verschiedner Sprachen, grauenvolle Zungen,
Des Jammers Worte, Stimmen hohen Zorns
Und heis'res Schreyn, wozwischen Fäuste klungen,
Erregten ein Getös', das ohne Rast
In diesen ewig schwarzen Lüften kreiset,
So wie der Staub, vom Wirbelwind erfaßt.

1795. Und ich, deß Haupt vom Irrthum war umschlungen,
Sprach: Was vernehm' ich, Meister? Welch ein Volk
Ist dieses da, von Quaalen so bezwungen? —

Bekanntlich gehört diese Stelle unter diejenigen, die von den Italiänern ganz vorzüglich bewundert werden; wir fürchten, daß das der Fall bey den Lesern dieser Uebersetzung nicht seyn dürfte. Wo zwischen Fäuste klungen ist für die Phantasie, wie für das Ohr, höchst widrig; erfaßt für gefaßt für diesen Styl zu fremd; ein Haupt von Irrthum umschlungen eine für unsre Sprache unerträgliche Metapher; ein Volk von Quaal bezwungen, weder natürlich noch eigentlich genug gesagt, und die ganze Stelle, gegen das Original gehalten, schwach. Hier ist das Italiänische:

Diverse lingue, orribile favelle,
Parole di dolore, accenti d'ira,
Voce alte fioche e suon, di man con elle
Facerano un tumulto, il qual s'aggira.
Sempre'n quell' aria senza tempo tinta,
Came l'arena quando il turbo spirà,
Ed io ch'avea d'error la testa cinta
Dissi: Maestro, che è quel ch'i' odo?
E che gent' è, che par nel duol si vinta?

Wir wissen nicht, ob die göttliche Comödie viel Liebhaber unter uns finden wird. Aber sie wird deren sicher noch weniger finden, wenn H. Schlegel seinen Versen und Ausdrücken nicht mehr Sorgfalt schenkt, und die Arbeit, deren er sich unterzogen hat, statt sie ganz zu thun, halb thut.

Noch liefert das dritte Stück eine sinnreiche Dichtung unter der Aufschrift: Entzückung des Las Casas und das erste und zweyte Stück, jedes eine Epistel in Hexametern. Wenn jede folgende, (denn der Verfasser verspricht mehrere,) sich über die vorhergehende so erhebt, wie die zweyte über die erste, so ist kein Zweifel, daß die sechste eine vortreffliche Epistel werden wird.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1795, 55. Band, 2. Stück, pag. 283—330.

Cabal and Love; a Tragedy. Translated from the German of Frederic Schiller. 1795. 119. S. 8. Der Übersetzer dieses bekannten Trauerspiels hat die Schwierigkeit seines Unternehmens nicht verkannt und er äußert in der Vorrede die Besorgniß, vielleicht nicht im Stande gewesen zu seyn, to preserve unabated the author's fervor, or to save undiminshed the interest of each succeeding incident. Diese Besorgniß ist auch nicht ganz ungegründet gewesen. Die Übersetzung würde vollkommener geworden seyn, wenn der Verf. derselben einen kühnern Gebrauch von der starken Sprache der Leidenschaften gemacht und sich genauer an das Original gehalten hätte. Luisens Mutter ist ganz ausgelassen und also auch ganze Stellen übergangen, in denen sie vorkömmt. Auch einige andere Stellen des Originals sind entweder ausgelassen oder wesentlich geändert. Einige Scenen können ganz für neu gelten.

1795.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1795, 56. Band, 2. Stück, pag. 367.



1796.

1796. **Die Horen, eine Monathsschrift, herausgegeben von Schiller. Erstes bis sechstes Stück. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1795. (Drey Stücke in gr. 8. machen jedes Mahl einen Band aus.)**

Die Erwartung des Publikums von dieser Zeitschrift mußte schon durch den im Voraus bekannt gemachten vortrefflichen Plan sowohl, als durch die Nahmen des Herausgebers und der Mitarbeiter, welche unter Deutschlands beste Köpfe und gelesenste Schriftsteller gehören, aufs Höchste gespannt werden. Daß jene Erwartung dieß Mahl nicht, wie bey so manchen andern literarischen Speculationen getäuscht; sondern in vollem Maße befriedigt worden sey, weiß nun jeder, der dieses Journal auch nur aus den Relationen gelehrter Zeitungen kennet. Ein so interessantes, und unsrer Nation wahrhaft Ehre bringendes Werk dürften wir (so spät auch unsre Anzeige folgt) in unsern Blättern nicht mit Stillschweigen übergehen, wärs auch nur, um durch eine gedrängte Uebersicht des Inhalts diejenigen, welchen es noch unbekannt seyn könnte, darauf aufmerksam zu machen.

Das erste Stück beginnt mit einer Epistel voll Anmuth, echtgriechischer Simplicität und Leichtigkeit. Goethes Geist weht zu sichtbar darin, als daß man ihn nicht gleich bey den

ersten Versen als Verfasser erkennen sollte. Hierauf folgen 1796. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, die bis in das sechste Stück fortlaufen, und von jedem gelesen und beherziget werden müssen, dem das am Herzen liegt, was der Menschheit Noth ist, und worüber in unsern Tagen so viele Stimmen laut, und in ihren Meinungen verschieden sind. Sie rühren zweifelsohne vom Herausgeber selbst her; denn kein anderer Schriftsteller verbindet mit so viel Kraft und Würde des Ausdrucks einen so großen Ideenreichthum; keiner besitzt in so hohem Grade die Gabe, auch den tiefsinnigsten Untersuchungen eine gewisse Anschaulichkeit zu geben; keiner weiß die Resultate der forschenden Vernunft dem gemeinen Menschensinne so nahe zu legen. Er sucht in diesen Briefen zu zeigen, daß bey dem herrschenden Reformationsgeiste unsrer Zeit der Zustand der Menschheit eher verschlimmert als verbessert werde, und daß der Mensch allein durch innere Cultur, hauptsächlich durch Ausbildung seiner ästhetischen Seelenkräfte sich dem Ziele nähern könne, wo die politischen Verfassungen seinen höhern Zwecken die Hand reichen, und die jetzt noch bestehenden Widersprüche zwischen den Formen der Menschheit und der Regierungen sich durch Verschmelzung beyder auflösen werden. Wie der Verfasser dieß alles entwickelt, welche Folgerungen und Maximen er aus seinen Grundsätzen zieht, muß man bey ihm selbst nachlesen; denn ein so fruchtschwerer Schriftsteller läßt sich nicht gut epitomiren.

Der dritte Aufsatz, welcher ebenfalls in den folgenden Stücken fortgesetzt wird, hat die Aufschrift: Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, und ist wahrscheinlich ebenfalls von Göthe. Eine für unser Zeitalter äußerst fruchtbare Lehre ist mit feiner Kunst durch das Ganze verwebt, obgleich dieses dem Anscheine nach nur aus wenig zusammenhängenden häuslichen Szenen und kleinen Erzählungen besteht. Es herrscht in diesem Aufsatze jene anziehende Kunstlosigkeit, die alle Produkte dieser Meisterhand charakterisirt. Nro. IV.: Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit, ist voll neuer Bemerkungen.

Zweytes Stück. 1) Fortsetzung der Unterhaltung deutscher Ausgewanderten. 2) Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst. Ein eigenthümlicher Kunst-

1796. trieb, sagt der Verfasser, hat sowohl die bildenden Künste (von denen hier eigentlich die Rede ist), als Dichtkunst und Musik hervorgebracht. In ihrer ersten Periode beschäfftigte sich die bildende Kunst mehr mit dem mechanischen als geistigen Theile: Richtigkeit und Deutlichkeit in Nachahmung allgemeiner Formen war das Höchste, wonach sie strebte. Allmählig erhob sie sich höher, und der Stoff schmiegte sich unter ihren Willen. Der Verfasser zeigt hierauf an den verschiedenen artistischen Ueberresten des Alterthums den stufenweisen Fortgang der bildenden Kunst bis zu ihrer schönsten Blüthe, und von da wieder bis zu ihrem Abwelken. Eine Geschichte der Kunst, nach dieser Idee ausgeführt, müßte allerdings sehr lehrreich seyn. 3) Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Bildung der Menschen. 4) Zweyte Epistel, die nicht allen Mädchen gefallen wird. 5) Ueber den Geschlechts-Unterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur. „Man irret, wenn man glaubt, daß die Natur bey der Verschiedenheit der Geschlechter keine andere Absicht, als die der Fortpflanzung gehabt habe. Sie ist unbeschränkt in ihrem Streben, und will überall ein Ganzes; darum mußte sie ungleichartige Kräfte einander gegenüber stellen, die durch gegenseitiges Bedürfniß aufeinander wirken, und durch diese Wechselwirkung sich zu einem Ganzen vereinigen." Dieß sind die Hauptideen, welche in diesem Aufsatze auf eine sehr genugthuende Weise ausgeführt werden.

Drittes Stück. 1) Das eigene Schicksal. Man hört oft sagen: Dieser Mensch hat sein eigenes Schicksal. Der Verfasser dieses angenehmen Beytrages zur Lebensphilosophie zeigt, wie gewöhnlich das Wenigste dessen, was man Schicksal nennet, auf Rechnung der Nothwendigkeit; sondern das Meiste vielmehr auf die des Menschen selbst komme. Folgende sind die Hauptmomente seines Raisonnements: „Jeder Mensch hat sein eigenes Schicksal, weil jeder Mensch seine eigene Art zu seyn und zu handeln hat. — Das Schicksal scheint inconsequent mit uns zu handeln, weil wir selbst inconsequent sind. — Es ist mächtig und groß, weil wir selbst sehr klein sind. — Vermeide jeder so viel er kann, der Sklave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.

— Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet, so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.“ 2) Dantes Hölle. Ein räsonnirter Auszug mit Belegen von Schlegel. Der Anfang dieses Aufsatzes stand in Bürgers Akademie der schönen Redekünste, und es wäre zu wünschen gewesen, daß er hier wieder abgedruckt worden wäre. 3) Entzückung des Las Casas, oder über die Quellen der Seelenruhe. In der Manier von Engels Traum des Galiläi und Mansos Traum des Empedokles. 4) Ueber die männliche und weibliche Form.

Viertes Stück. Enthält außer Fortsetzungen einiger in den vorhergehenden Heften angefangenen Aufsätze die Belagerung der Stadt Antwerpen im Jahre 1584. Die Meisterhand des Verfassers der Geschichte des Abfalls der Niederlande ist hierin nicht zu verkennen. Möchte er uns bald mit der Fortsetzung jenes schätzbaren Werkes, wovon dieses Gemählde ein Bruchstück zu seyn scheint, beschenken!

Fünftes Stück. Außer einer Fortsetzung 1) Beytrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters. Der Verfasser geht von der wahren Bemerkung aus, daß es äußerst schwer sey, den Charakter der neueren Nationen aufzufassen, weil wir selten eine Nation als solche, fast immer nur als das Werkzeug von wenigen Einzelnen handeln sehen. Dieß ändert sich, wenn ein Volk die Zügel der höchsten Gewalt selbst an sich reißt, wie dieß bey den Franzosen der Fall war. Um die anscheinenden Widersprüche im Charakter dieses Volkes zu erklären, muß man in die Geschichte seiner Cultur zurückgehen. Diese gieng von der Phantasie aus und zwar zu einer Zeit, wo Frankreichs verschiedene Provinzen mehr als der Geist der Feudalaristokratie dieß in anderen Ländern erlaubte, zu einem großen Staat vereinigt waren. Alle Erscheinungen in dem Charakter dieses Volkes sind daher Folgen seiner Erziehung durch die Einbildungskraft. Dieß alles entwickelt der Verf. vortrefflich mit stätem Hinblick auf die französische Geschichte; und Rec. hält diesen Aufsatz für einen der lesenswürdigsten unter den vielen, welche bey Gelegenheit der französischen Revolution erschienen sind. 2) Litterarischer Sansculot-

1796. tismus. Durch einen Aufsatz im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmackes veranlaßt; aber mehr als bloße Controverspredigt. Besonders beherzigenswerth sind seine Bemerkungen über die Ausdrücke: Classischer Auctor, classisches Werk, die so oft gemißbraucht werden. Was er am Ende zum Lobe der deutschen Schriftsteller sagt, ist gewiß nicht übertrieben. 3) Das Spiel in strengster Bedeutung. Schwerlich würde Jemand unter dieser Aufschrift eine tiefgeschöpfte, philosophische Abhandlung suchen. Eine genaue Darstellung der darin enthaltenen Sätze überlassen wir einem philosophischen Journale, da wir ohnehin in unsrer Anzeige schon zu weitläufig waren. 4) Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine artige philosophische Erzählung, oder vielmehr Allegorie. 5) Ueber Charakterdarstellung in der Musik. — Kann die Musik das Ideal eines Charakters, so wie überhaupt bestimmte Gegenstände darstellen? Diese Frage wird hier bejahet, und die Gründe des Verfassers sind wenigstens scharfsinnig, wenn sie auch nicht durchaus über alle Einwürfe erhaben seyn sollten. 6) Kunstschulen — wie sie eingerichtet seyn sollten — von Dalberg, der sich am Ende dieses Aufsatzes seiner vielen anderen Geschäffte wegen von der ferneren Mitarbeitung an den Horen lossagt. 7) Weihe der Schönheit, und Sängerlohn, zwey schöne Lieder (vielleicht von Voß?)

Sechstes Stück. 1) Elegien (von Göthe) in Rom gedichtet. Man könnte sie kühn für — jetzt erst durch irgend einen glücklichen Zufall entdeckte — Ueberbleibsel aus dem Alterthum ausgeben, wenn nicht einzelne Anspielungen darin an unser Zeitalter erinnerten. Sie athmen übrigens nicht Tibullische Schwermuth, sondern jene fröhliche, sorglose Liebe, die sich der ihr gegönnten Augenblicke freuet. Hier eine der kürzeren zur Probe:

„Warum bist du, Geliebter! nicht heute zur Vigne gekommen?
 Wie ich dir es versprach, wartet' ich einsam auf dich.
Beste! schon war ich hinein, da sah ich zum Glücke den Oheim
 Ueber den Stöcken bemüht, hinwärts und herwärts sich drehn;
Schleichend eilt' ich hinaus! — O welch ein Irrthum ergriff dich!
 Nur ein Vogelscheu wars, was dich vertrieb! die Gestalt

Flickt er emsig zusammen aus alten Kleidern und Rohren,
Ach, ich half ihn daran, selbst mir zu schaden bemüht.
Nun! sein Wunsch ist erfüllt, er hat den losesten Vogel
Heute verscheucht, der ihm Gärtchen und Nichte bestiehlt."

Das Uebrige dieses Heftes füllen die hier geschlossenen Briefe über die Erziehung des Menschen aus.

m. n. o.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1796, 4. Jäner.

Tübingen, b. Cotta: Die Horen. Eine Monatsschrift herausgegeben von Schiller. Des Jahrgangs 1795. I—X Stück. 8. (Preiß des Jahrgangs 1 Carolin.)

Welchen Plan sich diese Monatsschrift vorsetzte, was die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter erwarten ließen, und wie fern schon das erste Stück die Sicherheit dieser Erwartung verbürgte, ist bereits (A. L. Z. 1795. Nro. 28.) dargelegt worden. Bey den vor uns liegenden Heften finden wir uns durch die Menge trefflicher, und lesenswürdiger Stücke, die denjenigen, welche sie schon kennen, in Erinnerung zu bringen, andern aber zu empfehlen sind, wirklich im Gedränge zwischen den Schranken, die uns der Raum setzt, und den Foderungen, welche diese Monatsschrift an die Kritik zu machen berechtigt ist. Wir werden jene etwas überschreiten, und von diesen uns einen Nachlaß erbitten müssen, um uns mit Ehren aus der Verlegenheit zu ziehn. Bey der Verschiedenheit des Inhalts und der Form so vieler anziehenden Aufsätze halten wir fürs beste, dieser Anzeige zwey Abtheilungen zu geben, und in der ersten die poetischen Stücke, in der zweyten die von historischem und philosophischem Inhalte durchzugehn, und mit unserm Urtheile zu begleiten.

Die beyden Episteln im ersten und zweyten Stück gehören sowohl durch die darinn herrschende Manier (wenn anders dieser Ausdruck für die natürlichste und ungesuchteste Eigenthümlichkeit passend ist) als durch den Inhalt zu einander. Die zweyte ist eine an denselben Freund gerichtete Fortsetzung der

1796. ersten. Diese redet im Allgemeinen vom Bücherschreiben und Bücherlesen. Beides, behauptet der Dichter, habe im Guten und Bösen weit geringern Einfluß, als man sich gewöhnlich vorstelle. Der gemeine Leser erblicke überall nur den Widerschein seiner eignen Plattheit; der klügere verarbeite den dargebotenen Stoff eigenmächtig bis zur Gleichartigkeit mit seinen Begriffen und Gesinnungen. Der Menge gefalle ein Schriftsteller nur, wenn er geschickt ihren Meynungen und Wünschen zu schmeicheln wisse. Wie leicht das Leerste und Luftigste Eingang findet, wird in einer artigen Erzählung gezeigt, womit die Epistel schließt. Der Gang der zweyten ist noch einfacher; der Dichter beantwortet darinn die Frage seines Freundes: wie bewahrt man seine Töchter vor der Lesung verderblicher Bücher? indem er häusliche Geschäftigkeit empfiehlt, und in ihren mannichfaltigen Zweigen schildert. Eine heitre Laune, welche die Angelegenheiten des Lebens auf die leichte Achsel nimmt; guthmüthige Schalkheit und freundlicher Ernst beseelen in diesen Briefen den schmucklosen, aber selbst in seiner Geschwätzigkeit gefälligen, Vortrag. Sie vereinigen den Reiz, den man an prosaischen Briefen vorzüglich liebt, den zutraulichen Ton, und unvorbereiteten freyen Gang des mündlichen Gesprächs, mit dem fließenden Wohlklange eines Sylbenmaßes, dem sich die Worte ebenfalls ohne allen Aufwand von Kunst gefügt zu haben scheinen. Wie der Dichter selbst nichts von Ansprüchen weiß, so überläßt er sich auch seinen Einfällen, unbekümmert und die Foderungen, die es dem Leser belieben könnte, an ihn zu machen. Der Kunstrichter, der ihm mit einer feyerlichen Amtsmiene die seinigen vorrechnen wollte, liefe Gefahr, zur Belohnung für seine Mühe in einem der folgenden Briefe die Klasse von Lesern, wozu er selbst gehört, unterhaltend gezeichnet zu finden. Wo nichts glänzt und nichts hervorsticht, da meynt eben der anmaßliche Kenner, sey auch nichts zu loben, und läugnet die Ueberlegenheit, welche ein Wohlgefallen daran findet, in schlichter Gestalt und Tracht unbemerkt aufzutreten. Jeder schmeichelt sich dergleichen selbst hervorbringen zu können (sibi quivis sperat idem); erst bey dem Versuche würde er gewahr werden, daß ihm die unlernbare Gabe der Verwandlung fehlt, wodurch das aus dem gewöhnlichen Leben aufgegriffne so sehr geadelt wird (tantum de medio sumtis accedit honoris). Nur wer selbständige Reichthümer des Geistes besitzt, darf sich, so sehr

1796.

und so viel es ihm gut dünkt, zu beschränkten Fassungskräften herablassen, ohne befürchten zu müssen, er werde darum am Credite seiner Talente verlieren. Das, womit er nur wie zur Erholung spielt, kann einen sehr gebildeten Verstand anziehend beschäftigen.

Es ist wohl das erste Mal, daß der Hexameter in unserer Sprache zur scherzhaften Epistel angewandt wird, so häufig auch diese Gattung schon bearbeitet ist. Man schrieb sie entweder nach Boileau's und Popens Beyspiel in regelmäßig gepaarten, oder auch in frey verschlungenen Reimen, wie sie verschiedene der neuern französischen Dichter zu ihren poetischen Briefen wählten. Jene begünstigen eine spruchreiche Kürze, verleiten aber auch leicht zu einer allzu einförmigen Symmetrie von Sätzen und Gegensätzen. Diese können einem nachlässigen und gleichsam irrenden Gange der Gedanken nicht ohne Grazie folgen. Der Hexameter ist das bildsamste von allen Sylbenmaßen, und diente daher auch den Alten, das Dramatische ausgenommen, beynah zu Allem. In den Episteln des großen römischen Vorbildes hat er nichts staatliches, nichts anmaßendes: bald gleitet er ohne genaue Beobachtung der Abschnitte durch mehrere Zeilen fort; bald steht man aber auch bey einem gediegenem Spruche still, den das Maß eines einzigen Verses umfaßt und sinnlich absondert. Ob der Hexameter sich im Deutschen mit dieser Art von Gedrängtheit verträgt, müßte erst noch durch Beyspiele ausgemacht werden, welche die vorliegenden Stücke nach ihrem Charakter nicht liefern konnten. Jene leichte, ungebundene Fülle des Versbaues ist dagegen glücklich darinn erreicht. Bey der Erwähnung des Horatius, welche die von dem deutschen Dichter vorgezogene Form natürlich herbeyführte, soll es übrigens keineswegs auf eine Vergleichung abgesehen seyn, die zwar angenehm unterhalten kann, aber bey der Beurtheilung nur zu leicht irre leitet, in dem man über den bemerkten oder vermißten Punkten der Vergleichung das weit Wichtigere vergißt, was keine Vergleichung zuläßt.

Die *Elegien* im sechsten Stück sind eine merkwürdige, neue, in der Geschichte der Deutschen, ja man darf sagen, der neuern Poesie überhaupt einzige Erscheinung. Unbestochen vom Nationalstolze kann der Deutsche wohl behaupten, daß seine Sprache im Ganzen genommen, die treuesten poetischen Nachbildungen der Alten, daß sie allein Originalwerke im ächten

1796. antiken Styl aufzuweisen hat. Man begreift nicht, mit welchem Sinne die Engländer den griechischen Homer gelesen haben müssen, um Popens zierlich geglättete Reime nur für eine Uebersetzung des Altvaters der Sänger gelten zu lassen, geschweige dann, um zu glauben, er gewinne nicht wenig durch die neumodigen Verfeinerungen der kräftigen Einfalt, womit Ilium erobert und die Ilias gesungen ward. Nicht ohne Lächeln erfährt man aus der Ueberschrift gewisser englischer Oden, daß sie Pindarisch sind; und es kann nur Mitleiden einflößen, wenn die Franzosen sich dünken, von einem höheren Gipfel der Kunst und Vollendung auf die tragische Bühne der Griechen herabzusehen. Es gehört ein freyer und nüchterner Blick bey einer unverfälschten Empfänglichkeit dazu, das Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unsrigen abstehenden Zeitaltern wie aus einer fremden, für immer zerstörten Welt anspricht, über deren räthselhafte Wirklichkeit alle Trümmer ihrer unsterblichen Denkmale, noch so gewissenhaft befragt, keinen völlig genügenden Aufschluß ertheilen. Es nachahmen wollen ist ein edles, aber mißliches Bemühen. Die ursprünglichen, einfach schönen Formen der alten Kunst haben das Schicksal aller Formen gehabt, ihren Geist zu überleben. Fehlt es ihrem modernen Bewunderer an der Zaubergewalt, diesen aufs neue hervorzurufen, so ist es vergeblich, daß er sie nachzubilden sucht; er umarmt in ihnen, wie in köstlichen Urnen, nur die Asche der Todten. „Das Antike war neu, da jene Glücklichen lebten." Nur an der lebenden Welt kann sich die Brust des Künstlers und Dichters erwärmen; nur eigne Ansichten des Wirklichen treten wie unabhängige Wesen hervor, wenn sie der Spiegel einer reinen, lichthellen Phantasie zurück wirft. Die kühle Begeisterung dessen, der wahre Verhältnisse seines Daseyns darzustellen vorgiebt, und sich doch in einem willkührlich erborgten, aber gelehrt beobachteten, Costum gefällt, mag den Antiquar entzücken. Der unbefangene Freund des Wahren und Schönen, welcher nicht an diesen oder jenen Aeusserlichkeiten desselben hängen bleibt, sondern in das Innere dringt, wird hingegen wünschen, daß sich eigenthümlicher Geist immer in der angemessensten, natürlichsten, eigensten Form offenbare.

Und das ist es eben, was an diesen Elegien bezaubert, was sie von den zahlreichen und zum Theil sehr geschickten Nach-

ahmungen der alten Elegiendichter in lateinischer Sprache wesentlich unterscheidet: der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freyer Huldigung; weit entfernt von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar, und bereichert die römische Poesie durch deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe in das verlaßne Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehn, die für ihn noch eben so frisch grünt, wie ehedem für sie. 1796.

Von den elegischen Dichtern der Griechen, sowohl den frühern Jonischen, als den Alexandrinern, haben sich nur Fragmente erhalten. Allein wenn man einem bescheidenen und einsichtsvollen Römer trauen darf, der von seinem Volke rühmt: „in der Elegie nehmen wir es sogar mit den Griechen auf;" so hätten wir weniger Ursache diesen Verlust zu bedauern, als manchen andern. In der That hat nicht leicht eine andere Dichtart, nachdem die Musen in Griechenland verstummt waren, sich mit so ausgezeichnetem Gedeihen auf römischen Boden verbreitet. Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit doch eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen; Tibullus rührt durch schmachtende Weichheit; die sinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergötzt oft und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lang ausspinnt. Der Charakter unsers Dichters ist eigentlich keinem von allen dreyen ähnlich. Ueber den letzten erhebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am weitesten; aber er ist auch männlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er sich die süßeste Lust des Lebens zum Geschäfte macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie so, daß er dabey die offne Heiterkeit seines Gemüths einbüssen sollte. Schwerlich hätte er sich gefallen lassen, lange unerhört zu seufzen. In der ersten Elegie schweifen seine Wünsche nach einer noch unbekannten Geliebten umher, und in der zweyten hat er sie nicht nur gefunden, sondern schon jede Gewährung erlangt. Es ist wahr, einige Umstände, die er darinn gegen das Ende erwähnt, vermindern das Wunderbare eines so schnellen Sieges beträchtlich. Sein

1796. Gefühl ist duldsamer, als das seiner römischen Vorgänger, welche bey jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Doch erscheint nachher die gefällige Römerin so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergessen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eignen Natur widersprechen, wenn sie heldenmüthige Aufopferungen foderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrausend, sondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig; und schwärmt in ihrem Muthwillen so lieblich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewöhnte Stirn zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In seiner genügsamen Fröhlichkeit ist der Sänger friedlich gegen alle Menschen gesinnt und möchte sich nicht gern an irgend etwas Argem schuldig wissen. Er bleibt seinem Wahlspruche treu:

Nos venerem tutam concessaque surta canemus,
Imque meo mullum carmine crimen erit.

Daß Rom, die alte Heimath der Elegie, die Scene dieser Darstellungen ist, erhöht noch um vieles ihren Reiz. Manches wie ohne Absicht eingeflochtene Bild fremder Sitten giebt ihnen Neuheit. Der Einfluß eines milderen Himmels, unter den der Leser sich selbst versetzt fühlt, fodert ihn erwärmend zum Antheil an sinnlicher Lust und Liebe auf. Die Wahrheit, welche dort überall dem betrachtenden Blicke entgegenkömmt, gleichsam auf jedem Bruchstücke eines alten Werks eingegraben steht, in jeder verloschnen Spur ehemaliger Herrlichkeit sich entziffern läßt: „alle menschliche Größe muß untergehen;“ diese Wahrheit verliert am jugendlichen Busen der Schönheit ihre Macht zu schrecken, ja sie wird eine Einladung dem allgemeinen Loose der Vergänglichkeit zuvorzueilen, und die Freuden des Lebens zu haschen. Die Blume welkt am Abend, wie der ehrwürdige Tempel nach Jahrtausenden einstürzt:

Freue dich also, Lebend'ger, der Liebe erwärmenden Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

1796.

Auch darinn begünstigt den Dichter der Aufenthalt in der ewigen Stadt, wo das classische Alterthum noch immer sich selbst zu überleben scheint, daß die ihn umgebenden Gegenstände eine freundliche Gegenwart auf gewisse Art mit einer idealischen Vergangenheit verknüpfen. Vorzüglich ist die Erscheinung der alten Götter, statt daß sie sonst, wenn der Dichter sie unter den Ausdruck eigner Leidenschaft mischt, entweder als hergebrachte Redefigur nur einen schwachen, oder, als etwas fremdartiges und willkürlich ersonnenes, einen störenden Eindruck macht, in hohem Grade natürlich und täuschend. Die Einbildungskraft gesteht diesen Wesen gern eine sichtbare Gegenwart, ein noch fortdauerndes persönliches Daseyn an einem Orte zu, wo sie einst so glänzend verehrt wurden, wo man zum Theil noch ihre Wohnungen zeigt, und ihre Gestalten aufbewahrt, vor deren übermenschlicher Macht das Volk sich ehemals niederwarf, wie der Künstler noch jetzt ihre übermenschliche Schönheit anbeten muß. Sogar die kühne Begeisterung, welche den Dichter, indem er reineren Aether einzuathmen glaubt, mit Einem Schritte vom Capitolium zum Olymp hinaufführt, hat hier noch das Ergreifende der Wahrheit.

Es läßt sich voraussehen, daß gegen diese Gedichte mit großer Wichtigkeit der Einwurf gemacht werden wird, sie seyen keine Elegien. Es lohnt nicht sonderlich die Mühe, um Namen zu fechten: eine Sache bleibt dennoch, was sie an sich ist, man nenne sie, wie man will. Man könnte also immerhin zugeben, es seyen keine Elegien, ohne daß etwas mehr daraus folgen würde, als daß ein kleines Versehen bey der Ueberschrifft vorgefallen sey. Allein das Wort Elegie ist den Griechen abgeborgt, und es fragt sich noch: wer mehr Recht hat: der Künstler, der es im Sinne der Erfinder auf die Schöpfungen seines Geistes anwendet, oder der Kunstrichter, der die Bedeutung desselben nach den Bedürfnissen seiner Theorie eigenmächtig abändert und festsetzt? Nach einer z'emlich gemeinen Meynung muß man nothwendig Seufzer der Wehmuth hören lassen, um auf den Namen eines elegischen Dichters Ansprüche machen zu können. Die Elegie hätte in der That Stoff zum Klagen, wenn man sie auf diesen kläglichen Ton beschränken wollte. Wies ihr doch schon Horatius neben der Klage auch die Freude erhörter Liebenden zum Gebiet an, und wir finden mehrere der-

1796. gleichen Jubellieder unter den Gedichten, die uns das Alterthum als Elegien überliefert hat. Sie umfaßt also ganz entgegengesetzte Stimmungen der Seele; und wenn sie meistentheils von einem Liebenden als Botin an den Gegenstand seiner Leidenschaft gesandt wird, so verläßt sie doch auch nicht selten diesen Kreis. Schon Mimnermus, wo nicht der Erfinder des elegischen Sylbenmaßes, doch der Vater der Elegie, „der in der Liebe mehr galt, als Homer," hat in seiner Dichtart die Siege der Smyrnaer besungen; Tibullus feyert Geburtstage und frohe ländliche Feste; und wer vermöchte die Schlacht bey Actium erhabener darzustellen, als Propertius? Die Benennung hing bey den Alten an der metrischen Form. Diese kann freylich kein unterscheidendes Merkmal des innern Wesens liefern; (wie die elegische denn auch häufig zum Lehrgedichte und Epigramm gebraucht worden ist) allein sie hat doch einen bedeutenden Einfluß auf Gang und Wendung der Gedanken, und auf die Farbe des Ausdrucks, und hieraus entsteht etwas Gemeinschaftliches in der Behandlung sehr verschiedenartiger Stoffe, das sich indessen leichter fühlen, als bestimmt erklären läßt. Gehören einige von den beurtheilten Stücken eher in eine Sammlung wie die Anthologie? Oder soll man lieber mehrere Stücke der Anthologie Elegien nennen? Es kömmt wenig darauf an. Nur das würde zum Tadel berechtigen, wenn man dem Dichter Mißhelligkeit zwischen dem Inhalt und der äußern Form darthun könnte. Wer würde wohl diese lieblichen Dichtungen vernichtet zu sehen wünschen, wenn etwa gewisse Theoristen einmüthig aussagen sollten, sie lassen sich in keines der von ihnen eingerichteten Fächer schieben? Möchten doch lieber alle möglichen Theorien der Kunst zu Grunde gehen, als daß ihrem Eigensinne ein einziges wahrhaft schönes Kunstwerk aufgeopfert werden sollte!

So anziehend auch die Beschäftigung seyn müßte, sowohl die einzelnen Schönheiten durchzugehn, als das Wenige zu bemerken, was man in Ausdruck oder Darstellung anders wünschen könnte, so würde sie doch hier zu weit führen. Es sey erlaubt, nur einiges auszuheben. Das sinnreiche Spiel mit dem Pentameter, wo eine Hälfte der andern gleichsam antwortet, ist mehrmals sehr glücklich angebracht:

1796.

„Doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre dann Rom auch nicht Rom.
„Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier."

Der Schluß der dritten Elegie ist überraschend kühn; hingegen scheint die vierte in den letzten Zeilen nicht von aller Verworrenheit frey. Wie kann der Dichter ein glücklich Liebender seyn, ohne noch immerfort die Gunst der Göttin Gelegenheit zu besitzen? Die 6te El. rührt das Herz durch ihre Wahrheit; die 7te bezaubert die Phantasie durch überirdischen Glanz. Unter den Helden, welche das Lager der Liebe mit ihrem Ruhm erkaufen würden, (10te El.) wäre Friedrich der Große vielleicht schicklicher nicht genannt. Der Dichter geht mit leichtem Schwunge von den lieblichsten Vorstellungen zu den größten über, indem er (15te El.) einen geistvollen Blick auf die Majestät Roms wirft, um die Ungedult, womit er eine glückliche Stunde erwartet, zu zerstreuen. Die sonst schöne 19te El. wird durch Eine Zeile (S. 40) entstellt, worinn die ungeheure Verkehrtheit, zu welcher der Mensch durch den Mißbrauch seiner Vernunft herabgesunken ist, ohne Schonung erwähnt wird. Der Dichter theilt ja mit den Philosophen die traurige Nothwendigkeit nicht, die menschliche Natur auch auf diesen Abwegen zu erforschen. Der Schluß eben dieser Elegie:

Denn der Könige Zwist büßten die Griechen, wie ich,

ist eine launige Anspielung auf das bekannte:

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Doch wir müssen uns, wiewohl ungern, von diesen holden Spielen trennen, um für die Prüfung ausgezeichneter Stücke von einem ganz verschiedenen Charakter Raum übrig zu behalten. Imbelles elegi, genialis Musa, valete!

Mehrere kleine Gedichte am Ende des 9ten Stücks, der rauschende Strom und Leukothea's Binde im 10ten, dann zwey von größerem Umfange in eben diesen Stücken:

1796. Natur und Schule und Elegie, tragen ein ähnliches Gepräge. In allen redet ein denkender Dichter zu einem denkenden Leser; die meisten könnte man philosophische Epigrammen nennen. Die einfache Erzählung eines seltnen Beyspiels von Edelmuth in dem Stücke: Deutsche Treue, hätte durch jede hinzugefügte Bemerkung nur geschwächt werden können; die unerwartete dramatische Einführung fühlloser Kleinheit in dem Eindruck, welchen die Handlung der beiden Fürsten auf einen dritten macht, hat einen kräftigen Stachel, den man nicht ungern fühlt. In den Stücken: der philosophische Egoist, Weisheit und Klugheit, an einen Weltverbesserer, das Höchste, Unsterblichkeit, werden sittliche Verhältnisse des Menschen mit eben so tiefem Blick in sein Innres, als weite Aussicht in die umgebende Welt gefaßt, und ernste Wahrheiten mit der ihnen entsprechenden nachdrücklichen Würde an das Herz gelegt. In der Anrede der Antike an einen Wanderer aus Norden ließe sich vielleicht ohne Nachtheil des schreckenden Kontrastes die Stärke einiger Ausdrücke mildern. Der neblichte Pol, der eiserne Himmel, die Arkturische Nacht, geben ein Bild von einem Norden, aus welchem nicht leicht jemand zu den Sitzen der alten Kunst wallfahrtet. Zwar die Antike spricht nach den Begriffen des Alterthums, dem ein enger Horizont die ganze bewohnbare Welt begränzte: sie weiß noch nicht, daß jetzt eben da, wo man vor zweytausend Jahren nur unwirthbare Wüsteneyen sah oder zu sehen glaubte, paradiesische Gegenden mit allen Früchten des Südens prangen. Aber sollten die Einflüsse des Himmels, wie sehr auch die menschliche Organisation im Allgemeinen von ihr abhängen mag, für den einzelnen Menschen wirklich so ganz unüberwindlich seyn?

Von dem Gedicht: Natur und Schule, ist es schwer zu entscheiden, ob es mehr das Gefühl als dichterische Darstellung, oder den Kopf als Auflösung eines philosophischen Problems beschäftigt. Ein edler Freund (die Antwort verräth nachher, daß er ein unnachahmlicher Künstler ist) befragt den Dichter über den Werth des wissenschaftlichen Ergründens der menschlichen Anlagen und Kräfte für ihren besten und richtigsten Gebrauch, sowohl überhaupt, als in Bezug auf sich selbst insbesondere. Dieser giebt darauf zur Antwort: das goldne Zeitalter, wo die

Leitung des natürlichen, unentwickelten Gefühls hinreichte, um seine Bestimmung vollkommen zu erfüllen, sey dahin; jetzt müsse angestrengtes Denken über das Verborgenste und Unsinnlichste im Menschen ihm erst den Weg zur höchsten Ausbildung bahnen; und nur der sey dieses allgemeinen Gesetzes überhoben, der, wie der fragende Freund, das goldne Zeitalter noch jetzt in seinem eignen Busen trage. Das erhabne Unbewußtseyn, welches sowohl die freyeste Seelengröße, als den selbstständigsten Genius begleitet, und der vollendende Zug ihrer Göttlichkeit ist, wird hinreißend schön geschildert: 1796.

> Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
> Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
> Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Um verliehene Vorzüge kann man einen Menschen beneiden; für selbst erworbne muß man ihn preisen; und wer würde nicht mit Theilnahme dem wackern Wettkämpfer folgen, der, von der Natur schon vortrefflich ausgestattet, durch einen mächtigen, ungemeßnen Trieb nach Vollkommenheit angespornt, sich ein so entferntes Ziel steckte, daß er zwar die Palme am Ende seiner Laufbahn bräche, aber nicht genug Kräfte übrig behielte, um mit ihr die Heimath zu erreichen und sich seines Sieges zu freun; und, wie jener Spartanische Bote, ein Opfer seines Eifers würde? Durch jede Uebung im Handeln und Schaffen wird nicht nur das Vermögen dazu verstärkt, sondern der ganze innre Reichthum des Menschen vermehrt. Aber verhält es sich eben so mit lange fortgesetzten, abgesonderten Anstrengungen des Verstandes? Und ist nicht zu befürchten, es möchte eine Art von Despotismus dieser Seelenkraft entstehn, wenn sie sich gewöhnt hat, die übrigen gebieterisch zu einer unwillkommnen Ruhe zu verweisen? Der Mißbrauch jener Lebensfülle, die allein außerordentliche Thaten, und was uns hier näher liegt, bewundernswürdige Kunstwerke erzeugt, ist ein großes, jedoch heilbares, Uebel; der geringste Verlust an ihr ist unersetzlich. Es giebt Beschäftigungen des Kopfes, die unläugbar etwas ertödtendes an sich haben: warum soll sich gerade derjenige ihnen unterziehen, der am meisten dabey einzubüßen hat? Nur aus innrer Harmonie können harmonische äußre Wirkungen

1796. hervorgehen; und kann es für die, welchen sie nicht vollkommen angeboren ist, als allgemeine Regel gelten: sie sollen ihren Verstand bis an die Gränze des abstracten Wissens treiben? Ist nicht vielmehr für jeden, nach der besondern Mischung seiner Anlagen, eine andre Vorschrift der Ausbildung nöthig? Der Günstling der Natur hüte sich, ihr das Geheimniß dessen, was sie für ihn that, mit allzu beharrlich dringender Verwegenheit abzufodern. Ein seltnes, fast beyspielloses, Gelingen darf nicht zum Beyspiele werden. Wenn aber wirklich einmal ein hoher Dichtergeist das gefährliche Abentheuer bestanden hat, sich deutlich zu erkennen; wenn er bald als zergliedernder Denker und bald als beselender Künstler Bewunderung erregt; wenn er „erhalten „aus dem modrigen Grabe zurückkömmt, und Trost für die Leben„den von den Mumien herbringt:" wer wird ihn nicht froh und dankbar begrüßen?

Die Elegie im 10ten Stücke besingt einen großen, ja für uns Menschen den größesten aller Gegenstände: die Schicksale der gesammten Menschheit. In den kühnen Umrissen eines idealischen Gesichtes ziehen sie vor dem Geiste des Dichters vorüber. Erst durchwandert er eine blühende Gegend, woran aber noch keine Spur der ordnenden Menschenhand sichtbar ist. Dann entdeckt er von einem Berge herab weit ausgedehnte, angebaute Gefilde: in ihrem anmuthigen Anblick mahlt sich das Glück des ländlichen Fleißes. Bald entsteht der Unterschied der Stände; in den Städten bilden sich Mittelpunkte der Geselligkeit, und die natürlichen Erzeugnisse werden mannichfaltiger benutzt. Die Jugend der Staaten bringt patriotischen Heldenmuth hervor, und gedeiht wieder durch ihn; Thaten die für die äußre Sicherheit der Gesellschaft unternommen werden, gelingen, und theilen jeder Art der Thätigkeit in ihr einen raschern Umschwung mit. Gewerbe, Handel, Kunst und endlich Wissenschaft, nähern sich durch schnelle Fortschritte ihrem höchsten Flor. Allein unterdessen ist Unschuld und Einfalt der Sitten zu Grunde gegangen; lasterhafter Egoismus gewinnt ein unermeßlich weites Feld; der Mensch ergiebt sich den ungeheuersten sittlichen Ausschweifungen, bis endlich die Zerrüttung so weit geht, daß das Gebäude der bürgerlichen Einrichtungen zusammenstürzen und ein zweyter wilderer Naturstand folgen muß. Hier findet sich der Dichter wieder mit der Natur allein, aber nicht mit der freundlich blühenden, sondern

mit der leblosen und furchtbaren Natur. Dennoch wendet 1796. er sich auch so mit Liebe zu ihr, und schließt mit einem Hymnus auf die wohlthätige Unwandelbarkeit ihrer Gesetze, die allein dem Menschen eine unfehlbare Richtschnur des Handelns darbieten.

In allem diesem herrscht ein großer Zusammenhang. Ob die unendlichen Vortheile der Vervollkommnung des geselligen Lebens für die zahllosen Uebel, welche sie erschafft, entschädigen, mehr als entschädigen können, ist eine uralte und vielleicht nie rein aufzulösende Frage. Schon Prometheus mußte ja nach der Fabel für diese, als Folgen seiner That, büßen; aber er rechtfertigte sich durch jene: und wer hatte mehr Recht, Jupiter oder der weise Titane? Muß das Menschengeschlecht durchaus an seinem Heil verzweifeln, weil es mit jedem Schritt zur Entwicklung seiner Kräfte auch seiner Verderbniß entgegengeht, oder wird es ihm gelingen, dem Schicksale zum zweytenmal ein goldnes Zeitalter abzunöthigen? Was für das Ganze zu hoffen vermessen wäre, darnach darf doch der Einzelne für sich selbst streben: nämlich bey der vielseitigsten Ausbildung die ursprüngliche sittliche Einfalt zu bewahren; und das ist es auch, womit sich der Dichter am Schluß über die Verirrungen der Menschheit tröstet. Sein Hauptgedanke ist folgender: die Menschen, die zur Geselligkeit geboren scheinen, und durch sie in den Stand gesetzt werden, wundernswürdige Dinge auszuführen, verderben sich dennoch untereinander. Das Gefühl, welches ihn auf die Betrachtungen leitet, ist das Verlangen im einsamen vertrauten Umgange mit der Natur sich vor dem verderblichen Einflusse der Gesellschaft und ihren einengenden Verhältnissen zu retten. Hievon geht er aus:

— endlich entflohen des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch —

Und hierauf kömmt er auch zurück, nachdem sowohl die glänzenden als die schrecklichen Scenen des menschlichen Lebens wieder verschwunden sind:

Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur? —

1796. Das Gedicht ist also nicht nur nach seinem Gegenstande, sondern durch die Beziehung desselben auf die Seele des Dichters ein Ganzes: es hat Einheit, sowohl lyrisch als philosophisch betrachtet.

In der Ausführung wird die strömende Fülle des Ausdrucks vielleicht hier und da zum Ueberflusse. Beym Eingange könnte man einige Augenblicke zweifeln, ob man hier nicht bloß ein Landschaftsgemälde zu erwarten habe. Die Schilderung der wirklichen Scene und der Anfang der Vision fließen in einander: sind ihre Gränzen mit Absicht nicht genau gezogen? Von den einzelnen Anschauungen, worunter die Phantasie lustwandelt, ist fast jeder Zug auf das bedeutendste gewählt; sie sind immer kräftig, größtentheils mit auffallender Neuheit, und oft wahrhaft erhaben dargestellt. Unter vielem Schönen sind folgende Zeilen über allen Ausdruck schön:

Jene Linien, die des Landmanns Eigenthum scheiden
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt,
Freundliche Schrift des Gesetzes, des Menschen erhaltenden Gottes
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.

Doch scheint der letzte Vers mit dem „glücklichen Volk der Gefilde," das gleich darauf geschildert wird, im Widerspruche zu stehn. So wäre auch die „Länderverknüpfende Straße," so treffend sie gezeichnet ist, bey der Schilderung des Handelsverkehrs wohl mehr an ihrer Stelle, als neben der genügsamen Eingeschränktheit des Landbaues. Die Einführung der griechischen Götter darf nicht befremden, eben so wenig, als das ganz individuelle Beyspiel von spartanischer Aufopferung für das Vaterland. Da der Dichter die Geschichte des ganzen Menschengeschlechts in einer Bilderreihe aufstellt, so ist er berechtigt, von einzelnen Völkern zu entlehnen, was gerade bey jedem in der ausgezeichnetsten Vortrefflichkeit erscheint. Hiedurch läßt sich auch die Erwähnung der Presse so kurz nach der Kunst im griechischen Styl rechtfertigen.

Da die eben angezeigten Gedichte mit den Elegien im 6ten Stück das Sylbenmaß gemein haben, so sind einige prosodische

Bemerkungen auch über diese bis hieher aufgespart worden. Der Pentameter, ein schwerer Vers im deutschen, ist in allen vorzüglich gut gelungen. Seine Schönheit beruht darauf, daß die beiden Hälften durch eine natürliche Pause, und durch recht entschieden lange Schluß- und Anfangssylben aus einander fallen, ohne sich abzustoßen, und daß die beiden schließenden Anapäste recht leicht und hüpfend sind. Man hat sich hier nie erlaubt, wie es im Deutschen sonst oft gegen das Beyspiel der Alten geschehn ist, einen derselben mit einem Jamben zu vertauschen, (– ⏑ – ⏑⏑ – oder ⏑⏑ – ⏑ –) welches dem Verse immer einen hinkenden Fall giebt. Vollends würde man in den vorliegenden Gedichten dergleichen Pentameter vergeblich suchen, wie wir sie von einer nicht unberühmten Hand haben, wo einmal der arme Buchhändler Trophonius in Stücke zerrissen wird, so daß das Buch in die erste, der Händler in die zweyte Hälfte des Verses gehört. Nur selten findet man die Pause verfehlt:

Hebe den Wandrer, und zog mich | in die Halle heran.

Bist du am Ufer so wirf sie | in die Wellen zurück

Oder völlig falsche Scansionen:

Die zwischen mir und dir | traurig und finster sich thürmt.

Dir gilt es nicht, was du thust | was dir gefällt ꝛc.

Oder unreine schwerfällige Anapäste: Rom | auch nicht Rom; Vor- | welt und Mit- | welt zu mir; vor- | wärts und rück- | wärts den Schritt. In den Elegien im 6ten Stück ist zum Nachtheil der Mannichfaltigkeit sowohl im Pentameter als im Hexameter dieser Anfang: – ⏑⏑ – ⏑ – | fast ganz vernachläßigt; dagegen ist er in der großen Elegie oft, zum Theil sehr bedeutend und ausdrucksvoll angebracht: Hoch von des | Berges | Haupt, Künstliche | Himmel ruhn; Hüpfet der | Brücke | Joch u. s. w.

Einsylbige Wörter am Schluß des Pentameters können wir nicht entbehren, brauchen sie aber auch nicht, wie die Lateiner,

1796. zu vermeiden: sie thun dem Wohlklange keinen Eintrag, wenn sie vollkommne Längen sind. Vor den einsylbigen Schlüssen, worinn sich Propertius gefällt, ist es nicht nöthig zu warnen: sind es zusammengesetzte Wörter mit einer Stammsylbe am Ende (Wonnegesang) so thun sie eben die Wirkung wie zweysilbige. Solcher Wörter: – ⏑ ⏑ ⏑, (Glücklichere) haben wir nur wenig, und freylich sind ihre Kürzen so gar nicht tönend, daß sie sich am Schluß sehr schlecht ausnehmen würden. Der Reiz des lateinischen Pentameter, welcher aus der verflochtnen Stellung der Beywörter entsteht, bleibt in unsrer Sprache unnachahmlich.

Die Schwäche unsers Hexameters liegt in den Trochäen, die wir genöthigt sind, statt der nachdrücklichern Spondeen zu gebrauchen. Wir müssen also den Vers durch einen häufigern Gebrauch des Daktylus zu beflügeln suchen, da doch unsre Kürzen die Leichtigkeit der griechischen und lateinischen nicht haben; sowohl unsre unächten Spondeen in zusammengesetzten Wörtern benutzen, (also nie einen Daktylus damit anfangen: „am Uhrwerk der Zeiger") als durch Zusammenstellungen einsylbiger Hauptwörter ächte bilden, wobey nur Künsteley und Härte vermieden werden muß; dem Verse, wo möglich, einen männlichen Abschnitt geben, weil sich sonst seine beiden Hälften zu ähnlich sehen, wenn der Schluß auch trochäisch ist; unter den natürlichen oder Wortfüßen, die nach ihrer Verschiedenheit bey einerley künstlichen Füßen eine ganz verschiedne Wirkung hervorbringen, die steigenden und männlichen: ⏑ –, ⏑⏑ –, ⏑⏑ – ⏑, und mit Hülfe des Spondeen: ⏑ – –, ⏑ ⏑ – –, wie auch den schönen Choriambus, den fallenden: – ⏑ ⏑, – – ⏑, ⏑ – – ⏑, vorziehen; alles dies mit beständiger Rücksicht auf Abwechselung, Ausdruck und nachahmende Bewegung. Der Trochäe wird noch leerer, wenn die erste Sylbe nicht recht lang ist: „Das Antike war neu." Der Amphibrachis, womit unsre Sprache überhäuft ist, schwächt den Hexameter am meisten; dagegen erhebt ihn der anapästische Aufsprung; z. B. in der großen Elegie:

Zischend fliegt | in den Baum | die Axt; | es erseufzt | die Dryade.

So meisterhafte Hexameter findet man mehrere in diesem Gedicht. Hingegen in den Elegien im 6ten Stück und in den kleinern Gedichten sind sie selten, und ein Prosodiker, der sie nach obigen Grundsätzen prüfen wollte, würde noch manches vermissen. Da diese Metrik, die unter allen Neuern noch allein bey uns Deutschen Eingang gefunden hat, so wie die Zahl der beliebten Dichter, welche sich für sie erklären, zunimmt, immer mehr Glück machen muß; so ist es wohl der Mühe werth, sie mit genauem Fleiß zu bearbeiten. 1796.

Wer Sinn für das Idealische hat, noch mehr, wer jemals unter dem Bemühn erlegen ist, ihm außerhalb seinem eignen Innern Wirklichkeit zu geben, der wird mit eben so großem Wohlgefallen als Erstaunen in das Reich der Schatten (9tes St.) eintreten; ein Gedicht, dessen Muse, wie dessen Gegenstand die reinste unkörperliche Schönheit ist. Das verklärte Licht auf der Stirn der Himmlischen leuchtet uns schon beym Eingange entgegen. Im Hintergrunde strahlt die hohe Vollendung, welche zu erreichen keinem Sterblichen beschieden ist, so lange er das Irdische noch nicht abgelegt, zu der er aber in einem Daseyn, an welches er überall durch die Banden der Unvollkommenheit gefesselt ist, unablässig hinaufstreben soll. Was hier geleistet worden ist, mußte bis dahin fast unglaublich scheinen, wenn man die Härte des Stoffes kannte, der sich in dieser glänzenden äußern Rundung verbirgt, und die unendliche Last des Gewölbes ungefähr berechnen kann, das hier von schön geordneten Säulen so leicht getragen wird. Die Frage: ob es erlaubt war, so viel zu leisten, muß einer ausführlichern Prüfung vorbehalten bleiben.

Es ist schwer, über ein solches Gedicht, indem man den empfangnen Eindruck sinnlich machen will, nicht wieder zu dichten: allein damit die Ausdauer des dadurch entzündeten Enthusiasmus gesichert werde, muß man ihm helle bestimmte Einsicht zur Grundlage zu geben suchen. Und da liegt eben die Schwierigkeit, deren Ueberwindung der Zuhörer sich nicht verdrießen lassen darf, wenn es ihm nicht genügt, die Harmonien des Sängers mit Wollust, aber unverstanden wie Geistersprache, an seinem Ohr

1796. vorübergleiten zu lassen; wenn er die Offenbarungen, die darin mehr angekündigt, als wirklich entfaltet werden, in sich aufnehmen und bewahren will. Wir befinden uns hier nicht in der Körperwelt, wo sich alles greifen und handhaben läßt: und sind es gleich elysische Gestalten, welche den Betrachter umgeben, so haben sie doch die Art der Schatten nicht ganz abgelegt, und entziehen sich seinen Umarmungen, wenn er, von ihrer entzückenden Schönheit hingerissen, sie auf das innigste mit seinem Wesen verschmelzen will. Es ist daher die erste Pflicht des Beurtheilers, den dichterischen Schleyer der Wahrheit weg zu ziehen, und von ihrer Glorie ungeblendet, die bloßen Umrisse, so viel es sich thun läßt, in ungeschmückten Worten hinzuzeichnen.

Die sinnlichen Triebe im Menschen stehn im Widerspruche mit dem Triebe seines höhern Selbst nach Vollkommenheit, und doch ist die Uebereinstimmung beider Bestandtheile seines Wesens zur Glückseligkeit nothwendig. Giebt es nun kein Mittel jenen Widerspruch auszugleichen? Es giebt eins; aber wer dessen theilhaftig werden will, muß damit anfangen, sich von seinen Sinnen unabhängig zu machen, denn diese sind es grade, wodurch er in thierischer Beschränktheit festgehalten wird. Nur was körperlich an ihm ist, muß unbedingt äußern Naturgesetzen gehorchen: seine Persönlichkeit dagegen ist frey. Um diese zu veredeln, muß er das Schöne und zwar in seiner höchsten Reinheit zu genießen suchen, und hiezu ist eine Stimmung der Seele nothwendig, die ihn ganz von den störenden Eindrücken der wirklichen Welt entfernt, und worinn er, wenigstens für die Zeit der stillen Beschauung, alle Leiden des Lebens, alle eignen Unvollkommenheiten vergißt. In solcher Abgeschiedenheit muß er seine Einbildungskraft mit Idealen der menschlichen Natur beschäftigen; doch soll ihn dies keineswegs in äußre Unthätigkeit einwiegen, als ob er schon im Besitz des Unerreichbaren wäre, weil er es sich vorzustellen vermag: nein, er soll durch den angespanntesten Gebrauch seiner Kräfte ihm im wirklichen Leben näher zu kommen suchen, und sich nur durch die Betrachtung desselben von dem niederdrückenden Gefühl seiner Schwäche wieder aufrichten. Das Daseyn des Menschen ist in jeder Beziehung ein rastloser Kampf, eine Aufgabe, die sein Vermögen übersteigt: nur das Idealschöne kann ihm daher einen völlig befriedigenden Selbstgenuß gewähren. Der handelnde Mensch muß seinen ganzen Muth, seine ganze Entschlossenheit aufbieten

um dem Widerstande und den Gefahren, die ihm auf jeder ähn- 1796.
lichen Laufbahn begegnen, nicht nachzugeben: in einer schönen Ideenwelt darf er sich sorglos der ruhigsten Empfänglichkeit überlassen. Nur durch die unermüdlichste Beharrlichkeit des künstlerischen Genius werden vortreffliche Werke zu Stande gebracht: hingegen das Ideal der begeisterten ist frey von allen den Mängeln, die es in der wirklichen Darstellung unter sich selbst herabsetzen. Mit unerbittlicher Strenge müssen wir uns selbst richten, um unsre sittlichen Gebrechen abzulegen, und doch bleiben unsre besten Bemühungen unendlich tief unter den Foderungen der Pflicht. Aber indem wir die Tugend als schön empfinden, und ihr Ideal mit voller Liebe umfassen, wird es gewissermaßen Eigenthum unsers Herzens. Der gesellige Mensch muß das Elend seiner Mitgeschöpfe, auch wenn er ihm nicht abhelfen kann, doch schmerzlich mitfühlen: aber in seinen idealischen Vorstellungen rührt ihn nur die im Leiden bewiesene Seelengröße. So wird ihm durch die Schönheit mitten unter den harten Kämpfen und Selbstverläugnungen, wodurch allein er sich der seligen Ruhe einer höhern Vollendung würdig macht, schon ein Vorgefühl derselben gegeben.

Nach dieser Darlegung des Inhalts (die, wie wir hoffen im Ganzen nicht verfehlt ist, wofern sich auch im Einzelnen Mißverständnisse eingeschlichen haben sollten,) wird sich jeder, der das Gedicht noch nicht kennt, einen dichterisch belebten, aber immer noch lehrenden Vortrag denken, und durchaus nicht erwarten, es werde mit lyrischer Fülle hinströmen. Lehrend kann sich die Poesie gewissermaßen selbst das Unsinnlichste zueignen, denn sie gebraucht eben das, als darstellendes Zeichen, was der denkenden Kraft zur Festhaltung der Begriffe unentbehrlich ist. Die Sprache ist die Leiter, auf der wir von der Erde bis in den Himmel, oder wenigstens bis in die Wolken, hinaufklimmen, und die oberste Sprosse derselben ist aus gleichartigem Stoff mit der untersten verfertigt. Auch als Werkzeug ganz entkörperter Gedanken kann sie ihren sinnlichen Ursprung, ihre bildliche Natur nicht völlig verläugnen: es gilt also nur, Bild gegen Bild zu vertauschen, und so lange herabzusteigen, bis man aus der kalten obern Luft wieder in die wärmere Region des Lebens und der Schönheit gelangt ist. Aber ein lyrischer Gesang setzt nicht bloß innre Anschauung, sondern innige Regung voraus: und welche, wenn

1796. man so sagen darf, vergeisterte Empfänglichkeit gehört dazu, von solchen Gegenständen berührt, ihren Eindruck melodisch zurückzugeben.

Wenn man dies bedenkt, so wird man sich eher wundern, daß Sprache und Sylbenmaß dem Dichter so oft zu Gebot gestanden haben, als daß sie hie und da widerspenstig hinter dem Gedanken zurückgeblieben sind. Der bezaubernde Wohllaut der Strophen, deren Umfang das Ohr noch eben fassen kann, und die sanft verschmelzte Harmonie des Ausdrucks wird nur selten unterbrochen. Die Bilder der alten Mythologie sind hier bloß idealisch mit einer deutenden Anwendung eingeflochten, und es ist aufs glücklichste ein neuer Raub an ihnen begangen. Der ganze Sinn des Gedichtes liegt in dem Apfel Proserpinens begriffen. Es ist eins jener erhellenden Gleichnisse, welche die Wirkung der letzten Lichter thun, die man auf ein Gemälde setzt. Eben so schön und wahr ist in der Erwähnung Laokoons die edelste Foderung ausgedrückt, welche an die Menschheit zu machen steht: der Widerstand der die niederdrückende Natur des Leidens in den höchsten Triumph der Seele, in das Zeichen ihres göttlichen Ursprungs verwandelt. Wir wissen, daß die Bildsäule Laokoons beides darstellt, die Angst, welcher sich der Sterbliche nicht entziehen kann, und den Muth, wodurch er unsre Ehrfurcht mehr, denn der Gott erregt, der ein willkührliches Urtheil über ihn sprach. Diesem Gedanken, den der Künstler in der Schrift menschlicher Züge darlegte, sind hier wenige, aber lebendige Worte verliehn. Die Vergötterung des Herkules endigt die Reihe dieser Bilder auf die zweckmäßigste Art; und das in der letzten Strophe wiederholte Wort:

— — des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt,

malt uns die Befreyung von der Last des Irdischen so fühlbar hin, daß wir am Ende des Gesanges in der That mit dem Vergötterten hinangeschwebt zu seyn glauben.

Im 9ten und 10ten Stück stehen zwei poetische Uebersetzungen griechischer Hymnen: des Homerischen auf Apoll und eines weniger bekannten von Proklus auf Pallas Athene, die

den Liebhabern und Kennern des Alterthums willkommen seyn werden. Sie würden die Mühe einer nähern Vergleichung mit den Originalen belohnen, wenn hier Raum dazu übrig wäre. Das 7te Stück enthält Compositionen von Reichardt zu drey Liedern: Die Dichtkunst in demselben Stück, Weihe der Schönheit und Sängerlohn im 5ten. In jenem finden sich noch zwey Gedichte: der Dorfkirchhof, welches nicht zu seinem Vortheile an die berühmte Elegie von Gray erinnert, und Lethe. Beide sind wohlklingend versificirt, und nicht ohne glückliche Zeilen. In dem letzten wäre der Ausführung des wahren Gedankens, daß wir die Erinnerungen des gegenwärtigen Lebens für keine unbekannte Glückseligkeit können hingeben wollen, mehr Klarheit zu wünschen. Die Erscheinung der Anmuth und Würde am Ende ist ziemlich unerwartet. Die Schwarzburg im 9ten St. enthält in wohlklingenden Reimen ein Gemälde anmuthiger oder romantischer Naturscenen, von blühendem, manchmal nur zu üppigem Colorit, mit zarten Empfindungen untermischt.

1796.

Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (im 1ten, 2ten, 4ten, 7ten und 9ten St.) sind das, wofür der Vf. sie giebt, eine leichte, angenehme Erholung, welche nicht sowohl den ermüdeten Geist von sich selbst ablenkt und zerstreut, als durch den ruhigen Ton, der darinn herrscht, zur Sammlung einladet, womit ihm oft der größere Dienst geschieht. Der Eingang erinnert an einen ähnlichen, zu einer sonst noch genug von dieser verschiedenen Reihe von Erzählungen, dem Decameron des Boccaz. Dort flüchtete man sich von dem Schauplatze physischer Zerrüttung, wie hier von dem Schauplatze der politischen. Nur konnten die anmuthigsten Erzählungen eine Pest nicht beschwören, da sie hingegen Hader und Zwietracht wohl in den Schlaf zu wiegen vermögen. Die Einleitung zu diesem Unternehmen hat freylich das Ansehn eines Widerspruchs; denn es bringt dem Gedächtnisse die Gegenstände sehr nahe, welche man sich zu entfernen vorsetzte, doch ist er nicht ganz unauflösbar. Das Uebel mußte noch einmal so lebendig geschildert werden, daß es jedem, welcher je Partey genommen hatte, leicht wird, sich von dem Daseyn desselben durch eine aufwallende Theilnehmung an diesem Gespräch zu

1796. überzeugen. Die Erwähnung des Galgens und der Guillotine berührt eben den Gipfel beider entgegengesetzten Denkarten, und man ist nicht betrübt, den braven Mann abreisen zu sehn, der sie herbeyführte. Nun gewinnt man Raum, sich an den folgenden Gesprächen zu erfreuen, worinn Vernunft und Witz, allgemeine und besondre Wahrheiten aufs glücklichste gemischt sind, wo es der Namen nicht bedarf, um die Sprechenden von einander abzusondern, und ein jeder seinen Charakter behauptet. Ja, bis in die kleinste der kleinen Geschichten, welche vorgetragen werden, läßt sich jene feine und lebhafte dramatische Wendung nicht verkennen. Auch die Spuren dessen, was man Manier nennen möchte, gefallen noch daran: warum sollte man eine zierliche Manier nicht lieben? Diese hier ist nicht karg mit Worten und Aufzählung kleiner Umstände, aber sie haben alle Leben und Grazie, und werden durch einen einfachen Gang zusammengehalten. Ohne Prunk und geflissentlich erregte Spannung, erreicht die erste dieser Erzählungen ihre Absicht, unsre Aufmerksamkeit zu fesseln, und die Phantasie anzuregen, wobey es nicht ohne Schauder abgeht. Anordnung und Ausdruck sind so kunstlos und darstellend, daß man gern zu ihnen zurückkehrt, und es sich schon gefallen läßt, das Wort dieses Räthsels, so wie der andern nachher aufgegebnen, nicht gefunden zu haben. Besonders ist alles, was darinn zur Bezeichnung der Charaktere dient, vortrefflich. Alle Zaubereyen des Vf. reichen dagegen nicht hin, den harten Contrast in dem Abentheuer des Marschall de Bassompierre ohne Widerwillen verschmerzen zu lassen. Daß die Begebenheit der schönen Strohwittwe mit einem Procurator zu Genua nicht unbekannt ist, schadet allerdings dem Vergnügen nicht, womit wir sie hier wieder lesen; doch schadet es ihrer Moralität, daß alles Verdienst auf die Kälte und Geistesgegenwart des jungen Weisen kömmt, und die Entsagung der artigen Frau nach aufgehobnem Fasten vielleicht nicht Stand halten möchte. Uns dünkt daher die Geschichte des verirrten Jünglings moralischer. Eine überzeugende Wahrheit der Darstellungen und der Bemerkungen, die dem Vf. in der That so natürlich wie das Athmen zu seyn scheint, spricht uns darin an. Gegen das Ende entsteht indessen die Frage, ob eine solche Erfahrung wie die, welche Ferdinands Rettung begleitet, nicht zu denen gehört, an die, bey Gelegenheit des Sprungs zweyer verbrüderten Schreibtische, die Foderung gemacht wird, daß sie wahr

seyn müssen, und die man also nur gern in Heinrich Stillings 1796.
Leben lies't.

Was aber alles Belehrende und Ergötzende in den vorigen Unterhaltungen dahinten läßt, was ein sanftes Wohlgefallen in das lebhafteste Vergnügen verwandelt, ist das Mährchen (10tes St.), zu dem wir durch treffende Winke über das Wesen der Phantasie vorbereitet werden. Sie gaukelt uns alsdann das lieblichste Mährchen vor, das je von ihrem Himmel auf die dürre Erde herabgefallen ist. Alle ihre Jugend und Fröhlichkeit scheint wach geworden zu seyn. So bunt sie aber ihre Gemälde mischt, so gemildert ist es dennoch in seiner Haltung. Eine Reihe der lieblichsten Bilder zieht uns fort; sie gehen zuweilen in eine lächelnde Charakteristik, und dann wieder in's Rührende über: doch liegt das Rührende mehr in der holden Zartheit der Schilderung, als im Mitleiden, das der Gegenstand erweckt. Nie gab es einen liebenswürdigeren Schmerz, als den der süßen Lilie; überhaupt erregt sie ein Gefühl, als wenn man den Duft der Blume, deren Namen sie führt, in freyer Luft einathmete. Dazwischen bringt irgend ein komischer Zug, wie die Verlegenheit der guten Alten um ihre Hand zum Lächeln, oder man erheitert sich bey den Irrlichtern, einem Völkchen, das hier in seiner ganzen Beweglichkeit ergriffen, und wie fein gezaubert ist, ohne still zu stehn. Es ist eine Zeichnung, bey der man nicht ohne Ergötzen verweilen kann; sie erschöpft, was sie darstellen soll, und gleitet doch leicht darüber hinweg, wie die Nymphe über die Spitzen des Grases. So schwebt das ganze Mährchen hin, und wer sich nicht an ihm erfreuen wollte, müßte wenigstens nicht mit unbefangnem Geist sich belustigen können, oder alle Werke, woran die Einbildungskraft allein Theil hat, lästig finden. Alsdann könnte es ihn vielleicht noch unterhalten, nach einem haltbaren Faden der Deutung zu suchen, welches wir noch nicht unternommen haben. Im Einzelnen ist Sinn und Bedeutung nicht schwer zu erkennen. Bey der Flüchtigkeit, die man sonst nur den Landsleuten der Irrlichter zutrauen sollte, schimmert ein gewisser Ernst durch, der „nicht schwer wird über allem," wie die Landsleute des Vf., sondern eben hinreicht, eine desto angenehmere Erinnerung der empfundenen Lust zurückzulassen. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß nirgends Ueberladung, weder in der Sprache, noch in den Beschreibungen, statt findet. Wollte die Kritik auch dieses schöne

1796. Wolkenbild nicht ohne Tadel vorbeyschlüpfen lassen, so könnte man sagen, daß die Katastrophe, wobey die Theilnahme an den Lieblingen still steht, nicht nahe genug ans Ende gerückt ist. Allein dies stört den Genuß nicht, und wenn wir geendigt haben; so sehen wir im Geist den Erzähler, der bisher unter der Gestalt eines alten Geistlichen aufgetreten ist, die Maske abwerfen, und mit einem Flügelpaar dastehn.

Entzückung des Las Casas, oder Quellen der Seelenruhe. (3. St.) So heißt die Ueberschrift des Gesichts eines sterbenden Weisen, der auf ein thatenvolles Leben erbangend zurückschaut. Sein Genius läßt ihn zuerst die traurigen Folgen einiger Uebereilungen, und dann in weiter Ferne die endliche Auflösung der Verwirrung erblicken, die sein Herz an sich selbst verzweifeln ließ. Der Erzähler geht dabey keinen neuen Weg, aber den, worauf ihm der Denker gern folgt. Die Sprache hat durch Fülle und Feyerlichkeit fast am Einfachen eingebüßt, aber sie ist mit der frommen Erhabenheit des Gegenstandes eins geblieben. Bey der Vergleichung mit dem Traum des Galilei sollte man denken: ein Philosoph für die Welt, dessen man sich dankbar erinnert, sey hier Philosoph für den Himmel geworden.

Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung. (5tes St.) Sie enthält eine treffende Allegorie über einen Gegenstand aus der Naturwissenschaft, für die man nur selten sinnreiche Einkleidung erfand, während man die Lehren der Moral mit den plattesten überhäufte. Der kleine Aufsatz ist gefällig und blühend geschrieben; das Ende läßt eine sanfte Rührung zurück.

Das Charaktergemälde im 10ten St. Herr Lorenz Stark ist nur noch Bruchstück, obschon am Ende keiner zu hoffenden Fortsetzung erwähnt wird; doch ist die Geschichte weit genug geführt, um eine befriedigende Entwickelung voraussehen zu lassen. Es ist nicht nur ein unterhaltendes, sondern ein lehrreiches Gemälde; denn wir erblicken darinn Verhältnisse, wie sie sich im gewöhnlichen Leben wirklich finden, und den häuslichen Frieden nur zu oft unterbrechen. Schwächen und Eigenheiten sind hier

in ihrem Zusammenhange mit lobenswürdigen Eigenschaften gezeigt; Recht und Unrecht findet sich auf beiden Seiten, und eben dies erregt eine mehr zusammengesetzte Theilnahme, als moralische Erzählungen meistens einzuflößen im Stande sind. Die Aufdeckung manches feinen Selbstbetruges verräth einen geübten Beobachter der Menschen. Durch die ganz dialogische Behandlung wird die Umständlichkeit in treffenden, wenn auch kleinen, Zügen belebt, und anziehender gemacht. Wenn man diese Charakterzeichnung neben die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten stellt, so kann man sich des Wunsches nicht enthalten, daß die Verfasser in ihrem wahren, leichten und vertrauten Ton der Darstellung, wozu aber mehr Geist erfodert wird, als mancher sich vielleicht einbildet, glückliche Nachfolger (nicht Nachahmer) finden, und unsre Lesewelt dadurch allmählich von dem Geschmack am Gothisch-Heroischen, Riesenhaften und Abentheuerlichen geheilt werden möchte. Man müßte ihr wenig Gutes zutrauen, um diese Hoffnung nicht zu hegen, da eben in diesem Zeitpunkte ein Roman von einer Meisterhand das natürlichste, freyeste Leben durch eine hie und da wunderbare, immer anlockend geknüpfte Verwickelung hinspielen läßt. 1796.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1796, 4., 5. und 6. Januar.

Musen-Almanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. Neustrelitz, bey Michaelis. 260 S. Mit Musikalien und einer Büste Apolls, gestochen von Bolt.

Als es bekannt wurde, Schiller würde im Gebiethe der Musen auch eine poetische Blumenlese halten, freuten sich die Freunde der Dichtkunst, und erwarteten mit Begierde den Kranz zu sehen, den man zu winden versprach. Unser Erwarten ist nicht getäuscht worden. Jetzt liegt er vor uns der schönfarbigte Blumenkranz, gewunden aus mannigfaltigen, angenehm duftenden Blumen. — Das erste Gedicht ist von dem Herausgeber dieses Musen-Almanachs selbst, überschrieben: Die Macht des Gesanges. Es ist dieses Gedicht mit ungemein viel Herzlichkeit

1796. und Wahrheit gesungen. Wie schön ist nicht die letzte Stanze (S. 3.) dieses Gesanges!

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück.
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Die Härte des Reimes (Seite 2.) Herz und himmelwärts wird der Verfasser selbst fühlen. S. 4.

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Schiller.

S. 5. ein herzliches Gedicht von Göthe. S. 7. Ein Blatt, aber keine Blume in dem Kranze. Indessen gehören auch Blätter in die Kränze, um den Werth der duftenden Blumen auffallender zu erhöhen. So dachte vielleicht der Herausgeber, als er dieses und noch einige andere Gedichte aufnahm. S. 13. Ein gar allerliebstes Gedicht: Der Besuch, von Göthe. Die Romanze (S. 17. ff.) gehört wohl auch mit unter die Blätter. Sie hat sehr prosaische Stellen; Reime, die etwas hart sind, wie z. B. wăch, und nāch; und Verse und Ausdrücke, wie S. 20.

Er nimmt das Schwert, und schlägt den Greisen,
Daß hoch sein Blut die Wand bespritzt;
Er steht und bebt! Denn Geister kreisen
Im Saale rings, es rauscht, es blitzt.

S. 22. Minnelied von Haug; und S. 25. Abendphantasie von Conz; liebliche Blumen! S. 28. 1796.

Zevs zum Herkules.

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken.
Deine Götterkraft wars, die dir den Nektar errang.

Schiller.

S. 32. Von Ebendemselben ein gutes Gedicht: Der Tanz, welches viele vortreffliche Stellen und einen gefälligen Uebergang hat. Das Gedicht S. 40. von Göthe hat neue eigene Erfindung und einen eigenen Gang. S. 43. Sylsenlied. Was sind Mettenfädlein? S. 46. Die Schmetterlinge; ein gutes Gedicht von Lappe. So auch die Gedichte S. 48. und 49. von Schiller und Woltmann. S. 53.

Deutschland und seine Fürsten.

Große Monarchen erzeugtest du, und bist ihrer würdig,
Den Gebiethenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber versuch es, o Deutschland, und mach es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu seyn.

Schiller.

S. 55. Frühling; ein Gedicht voll Wärme und Empfindung, von Sophie Mereau, welches mahlerisch schöne Stellen hat. S. 62. Eine allerliebste Fabel, von Schiller. Eben so die Erzählung (S. 70.), mit D. unterzeichnet. Ferner das Gedicht S. 79. von Schiller, und das S. 80. mit H. unterzeichnet. S. 84. Ein gefälliges Naturgemählde von Neuffer. S. 88. 89. Kophtische Lieder von Göthe. Ein niedliches Lied (S. 95.) von Woltmann. S. 105. Eine Erzählung von Pfeffel. S. 107. Ein sanftes, niedliches Gedicht von Sophie Mereau. Eben so (S. 119). das Gedicht von Kosegarten. Gefällig und schön ist das Gedicht S. 124., mit P. unterzeichnet. Eben so das Lied (S. 131.) von Meyer. S. 135. Die Ideale von Schiller.

1796. Ein gutes Gedicht. In dem Prologe (S. 143.) sagt Göthe von Weimar:

> — „Begrüße diese Stadt,
> Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
> Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
> An Wissenschaft und Künste schließt, wo längst
> Die stumpfe Dummheit der Geschmack vertrieb.
> Wo alles Gute wirkt, wo das Theater
> In diesen Kreis des Guten mitgehört."

S. 149. Ein Gedicht voll Phantasie von Sophie Mereau. S. 157.

Der beste Staat.

> „Woran erkenn' ich den besten Staat?" — Woran du die beste
> Frau kennst; daran mein Freund, daß man von beyden
> nicht spricht.

Die erste Hälfte dieser Zeile ist etwas unmetrisch gerathen. Schwer ist es (S. 171.) zu reimen Dache und Schreibgemache. Schön ist der Schluß des Gedichtes Columbus von Schiller (S. 179.)

> Mit dem Genius steht die Natur in ewigen Bunde.
> Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Seine Würde der Frauen (S. 186.) ist ein herrliches Gedicht. So auch S. 203. die Stanzen, das letzte größere Gedicht dieser Sammlung. Sie werden nicht bestechen; aber Wahrheit des Urtheils werden sie entlocken. Dieses ist gewiß von allen Freunden des Schönen; „Schiller hat eine schöne poetische Blumenlese gehalten, und wir danken ihm für seine Mühe. Er hat uns ein Büchlein geliefert, das ein angenehmer Gefährte auf dem Gange unsers Lebens für uns seyn wird. Wir wünschen, von ihm noch oft dergleichen poetische Blumensammlungen zu erhalten, und werden uns freuen, unsre Wünsche erfüllt zu sehen." S. 205—260. Epigrammen. Geschrieben in Venedig 1790. Alle von der Feder Eines Dichters. Wessen? sagt uns der

Herausgeber nicht. Aber woher sie auch kommen mögen, so kommen sie gewiß von einer Meisterhand, und gewähren eine vortreffliche Lektüre. Ganz ohne Wahl hier nur einige derselben als Proben der ganzen kleinen Sammlung. 1796.

10.

Warum treibt sich das Volk und schreyt so? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen.
Weiter bringt es kein Mensch, stell er sich, wie er auch will.

14.

Diesen Ambos vergleich ich dem Lande, den Hammer dem Fürsten,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Weh dem armen Bleche, wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

17.

Noth lernt bethen, sagt man; wer beten will lernen, der gehe
Nach Italien: Noth findet der Fremde gewiß.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden, das macht ihn
Gleich als Knabe so fein, eigen, bedächtig und stolz.
Darum sind Oblaten so zart im katholischen Wälschland;
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

Und nun genug! Wer wird nicht eilen, sie alle zu lesen, die lieblichen Kinder der Phantasie eines deutschen Dichters, der ohne Zweifel unter die besten Sänger unsers Vaterlandes gehört? Heiße er auch, wie er wolle, und sey er uns schon bekannt oder noch unbekannt. Wir machen jetzt seine Bekanntschaft, der wir uns herzlich freuen. Fgb.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1796, 3. Februar.

1796.

Musen-Almanach für 1796. herausgegeben von Schiller. Neustrelitz, bei Michaelis. 12. (1 rthlr. Sächs.) Schon der Name des Herausgebers muß das Publicum begierig auf diesen Almanach machen, und es wird sich in seiner Erwartung nicht getäuscht sehen, denn außer vielen Gedichten von Schiller selbst, findet man hier welche von Göthe, Haug, Kosegarten, Meyer, Pfeffel, und den Beschluß machen Epigramme, Venedig 1790. überschrieben, deren Verfasser man leicht errathen wird, wenn er sich gleich nicht nannte.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1796, 13. Februar.

Neustrelitz.

Musen-Almanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. 260 S. in 12 mo.

Der Vossische Almanach war schon seit verschiedenen Jahren das richtigere Thermometer, an welchem man den Grad der Kälte oder Wärme der neuern teutschen Poesie beobachten konnte. Hätte man die Temperatur derselben nach einem oder zwey andern Wärmemessern beurtheilen wollen, so würde man Ursache gehabt haben, unsere gegenwärtige Dichtung bald bey Reife, bald gar auf dem Eispuncte zu suchen. Exempla sunt odiosa. Zu dem Vossischen Almanache gesellet sich nun auch der Schillerische, dessen Apoll-Büste vor dem Titel, noch mehr aber dessen innerer Werth uns Bürge ist, daß der Genius der teutschen Dichtung nahe in unsern Gauen waltet. Zwar wandelt derselbe jetzt nicht in jenem einfachen und kunstlosen Schmucke einher, wie damahls, als Haller's, Hagedorn's und Uz's Muße den schönen Morgen unsers Dichtergeschmacks geleitete, sondern er hat sich nach dem allgemeinen Geschmacke des Zeitalters etwas gekleidet, und da und dort schimmert eine orientalische Perle, blitzet ein köstlicher Diamant-Ring. Aber die Blume seiner männlichen Schönheit ist noch nicht verblüht, und ihr Duft hauchet noch liebliche Würze. Ohne Bild, stark, kraftvoll und edelkühn ist noch unsere Dichtkunst: aber jene einfache und edle Grazienform, die sie in dem

goldenen Zeitalter ihren Geschöpfen zu geben wußte, vermißt man 1796.
denn doch. Dessen ungeachtet stehet die Wahrheit fest, daß die Poesie der Teutschen noch Werke schaffen könne, die des Nachruhmes würdig sind. Die Beweise liefert diese Gedichtesammlung, welche fast nicht Gemeines und Schlechtes enthält, und die sich auch durch ihren äußern Reitz empfiehlt.

— Die größte Zierde dieser Sammlung sind unstreitig die 24 Beyträge des Herausgebers, welche beweisen, daß der erhabene Schöpfer des Don Carlos zur höheren Ode, zum zärtlichen Liede, zur scherzhaften Erzählung und zum griechischen Epigramm gleich starken Beruf habe. Seine Macht des Gesanges stehet voran, und pranget, wie ein edles Portal an einem griechischen Säulentempel. Uzische Stärke hat jenes ganze köstliche Stück, aber nicht Uzische Kunstlosigkeit und Simplicität. Sein Tanz, ganz im Geiste und Geschmacke der griechischen Anthologie gedichtet, verdienet besonders in Rücksicht der überraschenden Wendung einen hohen Rang unter unsern kleinern philosophischen Gedichten. Seinen Pegasus in der Dienstbarkeit möchten wir gern abschreiben; denn das Ganze ist eben so schön gedichtet, als erzählt. Nachdem das Flügelroß von einem barbarischen Pflüger an der Seite eines trägen Stiers fast todt gemartert war, kommt Apoll in halb gewandelter Gestalt, und bittet den Bauer auf einen Augenblick um das müde Roß.

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band.
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott erhebt er sich,
Entrollt mit einem Mahl in majestätschen Wogen
Der Schwingen Pracht, schießt braußend himmelan,
Und eh der Blick ihm folgen kann,
Verschwindet es am fernen Aetherbogen.

Die Würde der Frauen, von ebend., stellet die zartere, sanftere Natur des Weibes und den höhern kühnern Muth des Mannes und dessen mehr tobende Leidenschaft vortrefflich neben

1796. einander. Schon durch das Sylbenmaß wußte der Dichter diese Verschiedenheit ungemein glücklich auszudrücken. Unter andern sind beyde Strophen vortrefflich:

In der Männer Herrschgebiethe
Gilt der Stärke stürmisch Recht,
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird ein Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden — wild und roh!
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Wenn Hr. Schiller in dem Epilog von den in diesem Almanache gesammelten Gedichten saget:

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Fantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

so mag dieß wohl von mehreren andern Stücken gelten, allein gewiß nicht von seinen Blumen, welche nie verwelken.

— Das Ende dieses Almanachs zieret noch eine Nachsammlung von 103 Epigrammen, wohl in der Manier, aber doch nicht immer in dem Geiste der Anthologie gedichtet, und sämmtlich zu Venedig 1790 geschaffen. Dieß ist in der Aufschrift vermuthlich deßwegen bemerkt, weil viele Züge und Ideen darin auf

Venedig Bezug haben. Wir setzen einige zur Probe her, und überlassen den Lesern das Urtheil. 1796.

5.

Ruhig saß ich in meiner Gondel, und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Kanal viele befrachtete stehn;
Jede Waare findest Du da, für jedes Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheitholz und leichtes Gesträuch;
Schnell drang die Gondel vorbey, mich schlug ein verlorener Lorbeer
Derb auf die Wangen, ich rief: Daphne verletzest Du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
„Dichter sünd'gen nicht schwer, leicht ist die Strafe, fahr hin."

46.

Dichten ist ein lustiges Handwerk, nur find ich es theuer;
Wie dieß Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort.

48.

Geht zu meiner Linken, ihr Böcke! wird künftig der Richter
Sagen, und Schäfchen, seyd mir ruhig zur Rechten gestellt.
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen, dann sagt er:
Kommt, Vernünftige, mir grad gegenüber zu stehn.

54.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab nicht ermangelt,
Selbst auch thöricht zu seyn, wie es die Zeit mir geboth.

73.

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben:
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

97.

Ach, mein Mädchen verreist! sie steigt zu Schiffe! mein König!
Aeolus! mächtiger Fürst! halte die Stürme zurück!
Thörichter! ruft mir der Gott zu, befürchte nicht wüthende Stürme,
Fürchte das Lüftchen, wenn sanft Amor die Flügel bewegt.

1796. Wir haben absichtlich deßwegen einige von diesen Epigrammen hergesetzt, weil die kleine Sammlung einen großen teutschen Gelehrten und Dichter zum Verfasser haben soll.

Würzburger gelehrte Anzeigen, 1796, 16. März.

Die neuesten Musenalmanache.

— Es freut mich, daß ich mich bis zum Schillerschen Musenalmanach durchgearbeitet habe, dessen Herausgabe für jeden Freund der Dichtkunst eine angenehme Erscheinung seyn muß. Sie werden hier viele Gedichte finden, die Sie entzücken und ihre ganze Seele ausfüllen werden. Sie dürfen nur einige von Schiller, wie den Spruch des Confucius S. 39, einige seiner Epigrammen, die kophtischen Lieder, oder einige andre Gesänge von Göthe aufschlagen: und werden schon um dieser willen, die Sammlung mit einer vorzüglichen Liebe betrachten.

Schiller's Würde der Frauen ist ohne Zweifel in seinen einzelnen Stellen außerordentlich schön, aber ich gestehe Ihnen, daß ich, mit aller Anstrengung keinen eigentlichen Plan darin habe finden können. Es sind Gedanken, die sich mehrentheils in recht gut gewählten Bildern gegenüber stehen, die aber nicht untereinander zusammenhängen, und sich noch weniger einander erläutern: mit einem Worte, ich vermisse hier einen lyrischen und poetischen Gang, und finde nur einen prosaischen vernünftigen Zusammenhang; eine Art von Streit oder Gespräch über die Würde der Weiber und Schwächen der Männer.

Eine sehr schöne, poetische und tiefsinnige Fiktion finden Sie S. 183: den Hain der Eumeniden von Conz.

Fast am meisten mögte ich Sie auf die mit D. unterzeichneten Gedichte aufmerksam machen. Alle haben eine originelle, ächtpoetische Sprache, kühne Wendungen und einen hochlyrischen Schwung. Ferner auf ein Gedicht, ohngefähr in demselben Tone, S. 124. Parthenope mit P. unterzeichnet.

Es würde Ihnen nur lästig fallen, wenn ich viel über diese vortreflichen Sachen sagen wollte. Um sie zu interpretiren,

müßte ich sehr weitläuftig werden; und es wäre immer noch die Frage, ob es mir gelänge, mein Gefühl in passende Worte zu bringen. Die mit E. unterzeichneten Gedichte sind mehrentheils allegorisch, und beziehen sich oft auf das Bild eines Schmetterlings. Ich kann sie den vorherbemerkten nicht gleich achten. 1796.

Manches Stück dieser schätzbaren Sammlung muß man sich freilich wundern hier zu finden: z. B. S. 158 eine Ballade von Kosegarten, die sich also anhebt.

Schön Sidselil schnürte sich so knapp und schlank,
Daß ihr die Milch aus den Brüsten sprang,

und in dieser Manier geht das Gedicht weiter. War es wohl der Mühe werth, dergleichen Schilderungen nach dem Dänischen zu kopiren? Die Beiträge von Kosegarten sind überhaupt nicht vorzüglich. Rauhe Sprache und Versbau machen ihn vor den übrigen kenntlich.

Woltmann, ein junger Dichter und, wie es scheint, Nachahmer von Schiller, hat sechs Gedichte geliefert, die nicht alle dieser Stätte werth sind. Es läßt sich kaum eine schlechter erfundene Ballade denken, als sein Rudolph von Erlach, wo ein junger Mensch von seinem Schwiegervater Geld verlangt, und diesen ohne Umstände todtschlägt, weil er ihm nichts geben will, worauf er sich dann selbst ermordet. Herr Woltmann erlaubt sich Härten, wie folgende:

Der Schwiegersohn von Rudenz stürmte,
Wie Geister blaß im Fackelschein,
Mit wildem Haar, das hoch sich thürmte,
Zum offnen Pfortenthor herein.

Ist dieser Schwiegersohn so blaß wie Geister, wenn sie im Fackelschein gehn, oder kommt er im Scheine der Fackeln? Eben so nachher, wenn der Alte spricht:

Ich kann, o Sohn, kein Geld mehr geben;
Du reichst mir noch den Bettelstab,
Dein Weib wird gleich dem Bettler leben,
Dem schimpfend man den Heller gab.

1796. Das Sylphenlied von demselben ist ganz unbedeutend, ein jeder Leser wird an das bekannte Mathissonsche denken. Sehr hart ist folgende Strophe:

So fliehen im Leben,
Die Menschen mit Beben,
Der himmlischen Gunst.
O flög er zu Hügeln,
Voll Blumen auf Flügeln
Der dichtenden Kunst!

Die Kunst, S. 49, ist dunkel und voller Phrasen, die wenig bedeuten: die Hauptidee ist aus den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen entlehnt. In diesem Gedichte treffen Sie folgende Strophe:

Hier ist der Menschheit Heiligthum!
O! wäre nie im Schatten dieser grünen,
Geweihten Gäng' Apollons Chor erschienen,
Uns bliebe kaum des Thieres Ruhm.

Man sieht allenthalben, wie der Reim diesen Dichter ängstigt. Die Treue, S. 81, ist eine sehr harte und gezwungene Uebersetzung aus der Estelle von Florian. Im Deutschen findet man fast gar nichts von der Lieblichkeit des Originals.

Die Rache der Elfen, S. 92, enthält eine Geschichte, die Sie schwerlich begreifen werden. Ein Hirt und eine Hirtinn vergessen sich in einer Gegend, welche die Elfen bewohnen, und die Schäferinn stirbt in den Armen ihres Geliebten. Was soll man zu dieser Erfindung sagen?

Das letzte Gedicht Woltmann's, S. 98, ist sehr schön, und allen andern völlig unähnlich. Alle Bilder sind lieblich, die Verse melodisch, und das Ganze, einige Härten abgerechnet, vollendet. Nur den ungelenken, matten und fast unverständlichen Schluß hätte ich dem Dichter gern erlassen:

Wenn ich dereinst mit Engeln Lieder singe,
Den höchsten Ton
Im Lied auf Gott, der Bilder schönstes, bringe
Ich dir zum Lohn.

Was sagt diese spielende unpoetische Idee?

An den Gedichten der Herren Lappe, Neuffer, u. a. läßt sich weder viel loben, noch tadeln. 1796.

Was die Epigrammen betrift, welche den Musenalmanach beschließen, so wird Niemand läugnen können, daß einige derselben vorzüglich schön sind, und einen tiefen Sinn enthalten. Diese habe ich zu wiederholten Malen gelesen, so wie manche andere, an welche ich die Prätensionen nicht machte, zu denen uns sonst das moderne Sinngedicht verwöhnt hat. Aber wo in vielen das Epigrammatische, oder auch nur jenes Ausgezeichnete liegt, welches den Dichter berechtigt, den Einfall niederzuschreiben, und drucken zu lassen, kann ich nicht begreifen. So z. B. das 73ste:

> Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
> Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

So das 66ste, das 49ste, das 46ste.

Auch sagt der Dichter dies selbst, und darum dürfen wir es wohl noch freier bekennen, zufolge seines 60sten Epigrammes:

> Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
> Rein und unrein; so zeigt, Lieber, das Büchlein sich dir,

und das gleich darauf folgende verbietet mir, so wie allen Recensenten, die Kritik.

> Ob ein Epigramm wohl gut sey? Wer kann es entscheiden?
> Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.

Wie müßte man die letzten Töne unsers Gleim bewundern, wenn man gegen die Nachlässigkeiten dieses Dichters, welcher in der Blüthe seiner Jahre steht, blind seyn wollte? Doch ich höre so eben, daß die angeführten Epigrammen dennoch bewundert werden, und so bin ich gern zufrieden, daß keiner als Sie erfährt, wer diese Zeilen geschrieben hat. M.

Rambach und Feßler, Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Berlin, 1796, März, pag. 226—230.

1796. **Musen-Almanach von Schiller.**

Er erschien unter allen zuletzt; aber von ihm gilt was geschrieben steht: die letzten sollen die ersten seyn. Eine noch strengere Auswahl hätte vielleicht einigen Stücken, die meines Bedünkens die Nachbarschaft der übrigen kaum aushalten können, die Aufnahme versagen sollen. Aber wie sehr verlieren sich diese weniger geruchvolle Blumen unter so vielen schönen und geistvollen! — Da mir der Mangel an Raum keine Ausführlichkeit mehr erlaubt, so begnüge ich mich zu sagen, daß auch mir (wie dem Aristarch im Berlinschen Archiv (am a. O. S. 127) die mit D. unterzeichneten Stücke, die Parthenope von P. und Conzens Hain der Eumeniden, vorzüglich gefallen. Ich setze hinzu, die mit E. unterzeichneten, den Frühling und das Lieblingsörtchen von einer liebenswürdigen Dichterin, den Weltgeist u. Biondina von Meyer — die Verheissung von Woltmann, Ruhheims Fluren von Kosegarten, und den Metafysiker, den Spruch des Konfucius, und eine Menge kleiner Lieder und Sinngedichte von Schiller und von Göthe. Von dem Frauenlob des erstern und den römischen Epigrammen des andern zu einer andern Zeit ausführlicher. Haugs Laura nach Petrarch macht mich lüstern nach einer mit diesem Geist und dieser Zierlichkeit übersetzten Auswahl der Petrarchischen Sonnette und Kanzonen; und A. W. Schlegels Lieder aus einem ungedruckten Roman, nach dem Roman selbst. W.

Wieland, Der Neue Teutsche Merkur, Weimar, 1796, April, pag. 451.

Neustrelitz, b. d. Hofbuchh. Michaelis: Musenalmanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. 260 S. 12. Mit der Büste des vatikanischen Apollo als Titelkupfer von Bolt. (1 Rthlr.)

Beynahe ohne Ausnahme sind die Gedichte in dieser schönen Sammlung der Eingebung des Gottes würdig, den Bolt mit genialischem Grabstichel im Ausdrucke der kraftvollsten Milde auf

dem Titelblatte dargestellt hat. Der ganze Almanach enthält 1796. eine Sammlung von Gedichten, die schon durch den Namen ihrer Verfasser: Göthe, Schiller, Kosegarten, Langbein, Haug, Pfeffel, Conz; noch mehr aber durch die glückliche Auswahl interessiren, mit welcher der Herausgeber diese holden Blumen der Phantasie gesammelt, und in einen lieblichen Strauß zusammen gewunden hat. Die meisten darunter sind von dem Herausg. selbst, und athmen aus ihren lieblichen Kelchen den wohlthätigen Duft sittlicher Lehren, oder schönen Gefühle.

Die Macht des Gesanges, ein Zaubergebilde, worinn sich lyrische Kraft mit elegischer Sanftheit vereinigt, wird von Reichardts ausdrucksvollen Melodien begleitet in der besondern Manier, die dieser musikalische Geist im Umgang mit der höhern Muse sich eigen gemacht hat. — Der Tanz, ein lebendiges Gemälde mit beweglichen Figuren, worin der Dichter mit Oberons magischen Horen den Zuschauer unaufhaltsam mit sich fortreißt, bis er ihn zuletzt bey der erhabnen Idee des großen Wohllauts in der Natur wieder zur Ruhe bringt.

Pegasus in der Dienstbarkeit. Der Dichter läßt den edlen Hippokryphen von einem hungrigen Poeten auf den Roßmarkt bringen. Von einem Pachter wird er zu einem Zugpferde gekauft, weil sonst kein Käufer mit einem solchen, durch zwey häßliche unnütze Flügel entstellten, Thiere etwas anzufangen weiß. Der arme Pegasus wird in einen Karren gespannt, den er grimmig in eine Grube wirft. Am andern Tage muß er in Gesellschaft zweyer Klepper einen Wagen ziehn, mit dem es nicht besser geht. Nun sucht man durch Hunger seine Tollheit zu zwingen. Mit einem Ochsen wird hierauf das abgezehrte Thier an einen Pflug gespannt, bis es nach den letzten vergeblichen Versuchen zu Boden stürzt. Apoll erscheint, und bittet sich das Pferd zur Probe aus. Kaum fühlt das königliche Roß den Meister auf dem Rücken, so schwingt es sich himmelan, und verschwindet am fernen Äther. — Die Ideale, ein elegisches Gedicht, worinn die Phantasie beym Erwachen alle Figuren ihres Traumbildes verschwinden sieht, und nur noch die Freundschaft und Beschäftigung zu Begleiterinnen des Lebens behält.

Würde der Frauen in alternirenden Stanzen, worinn der männliche Charakter der weiblichen Milde zum überwiegenden Vortheile der letztern abwechselnd entgegengestellt wird — ein

1796. Meisterstück an Körper und Geist, dem Reichardt selbst keinen Zusatz von Wohllaut mehr geben konnte. In jeder Stanze hat der Vf. einen besondern Gedanken ausgeführt. Zur Probe geben wir nur ein Beyspiel:

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke stürmisch Recht
Mit dem Schwerdt beweist der Scythe
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden — wild und roh!
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

In den Stanzen an den Leser sagt der bescheidne Dichter:

Nicht länger wollen diese Lieder leben
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben
Zu höheren Gefühlen es geweiht.

Rec., der diese vortrefliche Aeusserung des ächten Kunstgeistes, der nur in der Wirkung seinen Ruhm und seine Belohnung sucht, nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen weiß, kann sich doch bey diesen Stanzen der gefälligern Abänderung in Gedanken nicht erwehren:

So lange werden diese Lieder leben,
Als noch ihr Klang ein fühlend Herz erfreut rc.

Von Schillers epigrammatischen Gedichten heben wir nur ein Wort an die Proselytenmacher zur Probe aus:

Nur etwas Erde außerhalb der Erde,
Sprach jener weise Mann, und staunen sollet ihr,

Wie leicht ich sie bewegen werde!
Da eben liegts, ihr Herrn. Vergönnet mir
Nur einen Augenblick aus Mir herauszutreten,
Gleich will ich euren Gott anbeten.

1796.

Uebrigens würden von den Schillerschen Gedichten nach dem Urtheile des Rec. der Spruch des Confucius, der spielende Knabe und die Verse einer Freundin ins Stammbuch geschrieben, den untersten Rang erhalten.

Von Göthen hat der Herausg. des Almanachs Blumen aller Art in seine Sammlung aufgenommen. Ein stilles Vergißmeinnicht in der Nähe des Geliebten, in dem Besuche eine Rose ohne Gleichen, die so zart ist, daß wir fürchten, die leiseste Berührung möchte sie verletzen. Verschiedene Empfindungen an einem Platze, ein buntfarbige Tulpe mit feiner Zeichnung. Meeresstille und glückliche Fahrt, eine liebliche Concordie. Kophtische Lieder, deren letzteres von Reichard für Fischers kräftige Baßstimme mit großer Wirkung gesetzt ist; Antwort bey einem gesellschaftlichen Fragespiel und Prolog zu dem bekannten Ifflandischen Schauspiele: Alte Zeit und neue Zeit. Der Prolog ist meisterhaft in seiner Art; aber immer kommt der Rec. auf den Besuch zurück, der von Göthens feiner Empfindung den reinsten Abdruck angenommen hat. —

— Wir dürfen uns bey den übrigen Gedichten von Haug, Woltmann u. a. nicht länger aufhalten, wenn wir noch etwas Raum für die Anzeige des letzten und köstlichsten in der Sammlung übrig behalten wollen. Dies sind die unter der Aufschrift Epigramme, am Ende hinzugefügten und von den übrigen Gedichten abgesonderten feinen Gedankenspiele von Göthe, aus seiner venetianischen Reisetasche hervorgelangt, die zur Zeit noch wenig geöffnet war. Jeder schöne Reflex, den irgend ein lichter Strahl auf der hellen Spiegelfläche der Seele des Dichters erzeugt, ist hier durch Zauberey in das angenehmste Farbenspiel verwandelt, woran sich das Auge des Kenners nicht genug ersättigen kann. Mögen doch die Kinder unsrer gemeinen Lesewelt, wenn sie den Almanach wie einen Roman durchblättern, bey manchen dieser Stücke bewundernd ausrufen: ist denn das was besondres? Sie

1796. müssen den Ausspruch des Dichters bekräftigen im 62sten Epigramme:

Je gemeiner es ist, je näher dem Neide, der Mißgunst,
Desto eher begreifst du das Gedichtchen gewiß.

Hie und da werden sie doch auf Stellen gerathen, wo Natur und Wahrheit ihre Rechte geltend machen werden. Dieses dürfte vielleicht der Fall seyn im 11ten Epigramm:

Wie sie klingeln die Pfaffen! wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, daß man plappre, wie gestern, so heut.
Scheltet mir nicht die Pfaffen, sie kennen des Menschen Bedürfniß;
Denn wie glücklich ist er, plappert er morgen, wie heut.

Oder im 65sten Epigramme:

Ists denn so großes Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sey?
Nein! doch niemand mags gern hören, da bleibt es geheim.

Wir können diesen noch das 48ste Epigramm beyfügen:

Geht zu meiner Linken, ihr Böcke! wird künftig der Richter
Sagen, und Schäfchen, seid mir ruhig zur Rechten gestellt.
Wohl! doch eines ist noch von ihm zu hoffen, dann sagt er:
Kommt, Vernünftige, mir grad gegenüber zu stehn.

Wir heben dieses wenige hier nur aus, um die feinere Klasse der gebildeten Leser auf das übrige desto begieriger zu machen. Der vortreffliche Vergleich der Gondel mit der Wiege und dem Sarge — die schalkhaften Neckereyen des Dichters mit den Lacerten — seine Gemälde von Bettinen, — die angenehme Täuschung, welche das 3te Epigr. bewirkt — der treffende Spott des 10, 57. 73. 79sten Epigramms und andre anzügliche Stellen werden sich dem Leser von selbst aufdringen. Das laute Vor-

lesen dieser Meisterstücke kann zugleich einen Probierstein für unsre besten und vollkommensten Declamatoren abgeben. Hier liegen die Noten zu einer vollständigen Musik, die unsrer Sprache griechischen Wohllaut geben muß, was auch der Vf. in seinem 29 und 76sten Epigramm nicht ohne Grund von ihrer Sprödigkeit sagt. Aber es wird etwas mehr dazu erfodert, als daß der Künstler vom Blatte lesen könne. Bey allen diesen Vollkommenheiten der Göthischen Gedichte will aber Rec. sein offenherziges Geständniß nicht zurückhalten, daß er den Epigrammen 74. 93. mehr Klarheit, den Epigr. 7. 88. 90. mehr Würze, und dem 101. Ep. eine zartere und feinere Haltung gewünscht hätte. Unter den Liedercompositionen werden die Kenner der wahren Musik den Reichardtschen gern den Vorzug vor allen übrigen einräumen. 1796.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1796, 31. May.

London.

Boosey. 1795. Cabal and Love. Translated from the German of Frederic Schiller, Author of the Robbers, Don Carlos, Conspiracy of Fiesco etc. 8. Schiller zu übersetzen, mit derselben Kühnheit und Fülle des Ausdrucks, mit derselben Stärke und Kraft des Dialogs, mit demselben Feuer und Leben des ganzen Ideengangs und der ganzen Darstellung in eine fremde Sprache so zu übersetzen, daß man dem Geiste des originellen Verf. ohne größeren Verlust in der Kopie wieder finde, als zwey Sprachen, die eine sehr verwandte Analogie haben, an und für sich durchaus nothwendig machen; — erfordert keinen gewöhnlichen Kopf; und eine so ausgebreitete, so volle, so gewandte Kenntniß von zwey Sprachen, daß wir nicht leicht erwarten dürfen, was allerdings keine Unmöglichkeit ist: — einen deutschen Schiller in einem ausländischen Gewande. — Und eben dieser Schiller wäre es doch, der, so weit Recens. den von mehrern Seiten so verschrobenen und einseitigen Geschmack der Engländer kennt; — und er hat ihn in Schriften und im Lande

1796. selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, als Theaterdichter unter allen Deutschen das meiste Glück in England machen mußte; wo selbst nach neuern Erfahrungen unser große Leßing nicht die unstreitige Anerkennung und Würdigung seines unter Kennern unbezweifelten Verdienstes gefunden hat, und bey bewandten Umständen nie finden wird noch kann. Recensent hat das Original nicht bey der Hand, und kann daher auch durch Zusammenstellung nicht untersuchen, wie genau der Uebersetzer jene Forderungen geleistet habe. Er drückt sich gleichwohl sehr bescheiden über seine Arbeit aus, und sie lieset sich ohne obige Rücksichten allerdings sehr gut. Seine Sprache ist gewand, und sein Dialog geschmeidig und biegsam. Aber mehrere Stellen verrathen nur zu deutlich, daß der Uebersetzer sich mit dem Originale Freyheiten nahm, die ihm nicht erlaubt waren. So sind z. B. mehrere Auftritte verändert, und oft ganze Stellen weggelassen, die, so viel Rec. sich erinnert, in der deutschen Ausgabe ganz anders sind. Nicht selten fällt auch die Sprache sichtbarlich ins Matte, und drückt bey weitem nicht den hohen Grad von Kraft und Energie aus; nicht voll und kühn genug jenen wundernswürdigen Reichthum der schönsten Bilder, jenes üppige Ueberströmen des Ausdrucks, jenen erhabenen Gang der Ideen, wodurch Schiller so original — und gewissermaßen der Shakespeare der Deutschen wird. Also auch hier:

ex ipsis fontibus dulcius hauriuntur aquae! —

Der Engländer fühlt dies längst schon; und noch nie war eine Zeit, wo er sich mehr um unsere Litteratur bekümmerte, oder diese dies Studium mehr verdiente und belohnte als gegenwärtig.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1796, 15. Junius.

Tübingen.

Bey Cotta: Die Horen. Jahrgang 1796. Erstes Stück. 124 S. gr. 8. (Der ganze Jahrg. 6 thlr. 8 gr. sächs.) Dem, irgendwo geäußerten Wunsche, daß der Verleger statt des engen und großen Druckes im vorigen Jahrgange, einen andern

wählen möchte, ist in diesem ersten Stücke eine Genüge geleistet; 1796.
so wie nicht unbemerkt gelassen werden darf, daß für den, freilich nicht jedem annehmlichen Preis von 6 rthlr. 8 gr., statt der, bey der Ankündigung dieser Zeitschrift versprochenen, 84 Bogen, $96^1/_2$ geliefert worden sind. Da wird man wenigstens schadlos gehalten, wenn man auf einer Seite in gr. 8. zuweilen nur 8 Zeilen eines Epigramms fand. Um des Nutzens willen, den ein großer Theil gebildeter aber ungelehrter Leser, welche diese Schrift sich angeschafft haben, aus den Horen schöpfen möchten und könnten, würden wir wohl in den allgemeinen Wunsch, den man öffentlich und privatim zu vernehmen Gelegenheit gehabt hat, einstimmen, daß die Theilnehmer sowohl in Rücksicht auf die zu bearbeitende Materie als auch der Sprache, auf das größere Publikum noch strengere Rücksicht nehmen möchten. Wieviel mögen wohl Schullehrer in untern Klassen, Organisten, manche Landprediger, Advokaten, oder Kaufleute, Buchhändler und andere aus den mehresten derer, im vorigen Jahrgang mitgetheilten, Aufsätze profitiren? — für diese wird man einwenden, ist diese Zeitschrift nicht bestimmt. — Aber Rez. wollte doch eine Wette eingehen, daß selbst manche unter die gelehrte Klasse gehörende, übrigens gewiß nicht ungeschickte Leser, nicht den Nutzen schöpfen dürften, den sie wünschen. Doch das war nur ein Wunsch, den Rez. keineswegs nothwendig erfüllt wissen will, auf den also der Herausgeber auch nicht die mindeste Rücksicht nehmen soll.

Erfurtische Gelehrte Zeitung, Erfurt, 1796, 24. Junii.

Jena.

Bey Mauke: Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten, durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet, herausgegeben von Friedrich Schiller. Zweyte Abtheilung. Zehnter Band. 1795. (1 rthr. 8 gl.)

Die sämmtlichen Memoires in dieser Abtheilung, sind von Pierre de Bourdeille Hrn. von Brantome, der Augen=

1796. zeuge von dem war, was er aufzeichnete, oder doch die Begebenheiten von andern Augenzeugen wußte. Man wäre also berechtigt, weit mehr von ihm zu fordern, als er wirklich leistet; es fehlt ihm ein philosophischer Scharfblick und — Unpartheylichkeit. Er war Hofmann, und schreibt Anekdoten vom Hofe; seine Gönnerin war Katharina von Medicis, und er belohnte die Gunst durch Schmeicheley. Die Aufsätze sind folgende: Fortgang und Ende der Ligue; der Verf. entstellt, was man schon längst besser weiß, er war Katholik, und siehet durch seine eigene Brille. Der Aufsatz ist nicht von Bedeutung. Biographie der Katharine von Medicis. Eine Lobrede ohne Salz und Würze. Die Welt kennt diese Königin besser von einer andern Seite, als sie hier vorgestellet wird. Maria Stuart. Wäre einer bessern Uebersetzung werth. Elisabeth, die in Don Carlos Geschichte so berühmt geworden ist. Magarethe von Valois, Königin von Navarra. Hier ist Brantome ganz enthusiastisch in der Beschreibung ihrer Schönheit und ihres Putzes. — Wenn sich nur nicht ein deutscher Büchermacher einfallen läßt, diese Damen in einer Gallerie aufzustellen, wir wollen ihm wenigsten rathen, sich alsdann nach andern Quellen umzusehen. Hierauf folgen biographische Nachrichten von erlauchten Personen und großen Feldherrn in Frankreich. Z. E. König Heinrich II. der Connetable Anna von Montmorency, der Kanzler von l'Hospital, der Marschall d'Amville und mehrere andere. Den Schluß machen Anmerkungen des Uebersetzers, die füglich mit der Uebersetzung selbst hätten wegbleiben können. In unsern Zeiten sollte man doch kein Wort überflüßig drucken lassen, und hier ist so viel überflüßig und unnütz gedruckt. Recensent hat sich unpartheyisch gefragt, für was für eine Klasse von Lesern diese Memoires gedruckt sind, aber er hat keine Antwort finden können. Für Dilettanten sind sie nicht, und am wenigsten diese Uebersetzung, und was soll der Gelehrte damit? Dieser liest sie in der Grundsprache, wenn er ihrer bedarf. Ein Auszug, der uns die Quintessenz gäbe, wäre sicher willkommener gewesen; man dürfte dann nicht ganze Bogen voll Namen der Hofdamen und Hoffräuleins, und eine Menge Komplimente über ihre Schönheit u. s. w. lesen. Der Styl ist so äusserst elend, daß man eine Chronik aus dem 15ten Jahrhundert mit größerm Vergnügen lesen wird, als dies Machwerk. Wer wird in einem

historischen Werke aus jenen Zeiten, jetzt in einer Uebersetzung Titulaturen suchen? Unser Ehrenmann schreibt immer wie ein Schuldner, „der Herr Connetable, die Herren Prinzen.“ S. 77. Dies (die Abreise der Königin nach Schottland) gab den galanten Herrn am Hofe Anlaß allgemein und überall und hundertmal zu sagen u. s. w. warum nicht auch noch tausendmal? Nun folgen eine Menge lächerlicher Bonmots dieser Herren. „Seine Verse zeigen, was zu ihm war.“ S. 112. „Philipp nahm sie (die Elisabeth) seinem Sohne vor der Nase weg, und behielt sie für sich selbst.“ Don Carlos wurde eifersüchtig auf seinen Vater, weil er ihm einen so guten Bissen weggefischt hatte. S. 193. Ohnerachtet er (Ludwig XI.) liebte, ließ er darum dennoch seine Angelegenheiten nicht ungeflickt, sondern flickte sie so gut, daß der beste Flicker in Frankreich sie nicht besser hätte flicken mögen, u. s. w. S. 195. Ludewig XII. (muß Franz I. heißen) liebte mehrere Damen — allein die Herzogin von Estampes war doch stets sein Hauptstichblatt.“ Wie naiv! Wenn wir mehrere Beispiele dieser Art abschreiben wollten, so könnten wir sie zu Dutzenden in jedem Bogen finden, denn das ganze Werk ist von dieser Art. So geht es, wenn Leute ohne Geschmack von einem Dritten oder Vierten eine Arbeit übernehmen, um sie für einen wohlfeilern Preiß zu liefern, als der, dem sie aufgetragen war. — In Fabriken und Manufacturen gehen die Sachen durch mehrere Hände und werden besser, hier aber gehen sie durch mehrere Hände und werden schlechter. — Hr. Schiller muß aufmerksamer auf seine Manufacturisten werden, oder sie werden seiner Ehre einen Flecken anhängen. Diese Arbeit hat er sicher nicht eines Blicks gewürdigt. Recens. glaubt dies aus Achtung für das Publikum sagen zu müssen, welches Hrn. Schiller für einen Historiker hält. Indeß überläßt Recensent jedem andern Kunstrichter darüber zu sprechen, wie es seine Ueberzeugung fordert.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1796, 6. Julius.

1796. Bern. Der Buchhändler Haller bietet an: Histoire de la guerre de trente ans, par Mr. Schiller; trad. de l'allemand, ornée d'un portrait de Gustave-Adolphe, Roi de Suede, 8, 2 vol. à Fl 2. 45 kr. oder 1 Rthl. 14 ggr. Es ist bekannt das die Begebenheiten dieses Krieges, in welchen die meisten Mächte Europens mit verwickelt waren, eine der interessantesten Epochen in der Geschichte des deutschen Reichs ausmachen, und daß der westphälische Vergleich, welcher denselben endigte, eine der vornehmsten Grundlagen des Völkerrechts von Deutschland, und beinahe von ganz Europa geworden ist. Seit langer Zeit hatten viele Gelehrte aus allen Ländern eine Menge von Schriften über diesen merkwürdigen Krieg bekannt gemacht; allein alle befanden sich durch Einwirkung entweder von religiösem oder Nationalvorurtheil ihrer Verfasser unvollkommen; und um die Wahrheit zu erfahren, war man gezwungen, zahlreiche Bände zu durchlesen, welche dennoch dem Geiste viele Zweifel über die wichtigsten Punkte zurück ließen. Herrn Schiller, einem der berühmtesten Geschichtschreiber Deutschlands, war es aufbehalten, uns die erste unpartheyische und von allem Vorurtheil befreyte Geschichte des dreyßigjährigen Krieges zu liefern, in welcher er nach dem Beyspiele des Tacitus alles unter einem philosophischen Gesichtspunkte erzählt, und mit eben so vieler Deutlichkeit als Bestimmtheit alle Begebenheiten dieses Krieges, und die Bewegungen, welche denselben entflammt haben, darstellt.

Erfurtische Gelehrte Zeitung, Erfurt, 1796, 24. August.

Bern, b. Haller: Histoire de la guerre de trente ans, par Mr. Fred. Schiller; traduit de l'Allemand. Tom. I et II 1794 300 et 295 S. 8. (I Rthlr.)

Der Ausländer, der die Uebersetzung eines Werkes übernehmen wollte, das wir in Hinsicht der Stärke und Schönheit des Ausdrucks und der Wirksamkeit der Darstellung zu den vorzüglichsten rechnen, die wir im historischen Fache aufzuweisen haben, mußte nicht allein eine vollkommne Kenntniß unsrer Sprache besitzen, und in seiner Sprache ein geschickter Schriftsteller seyn:

sondern er mußte auch sein Original mit Fleiß und Gedult studieren und ja nicht glauben, daß er ein leichtes Werk unternähme, in dessen Vollendung man schnell fortrücken könnte. Der Vf. der vor uns liegenden Uebersetzung besitzt keine einzige dieser Eigenschaften, oder hat wenigstens keine derselben, an den Tag gelegt. Sie gehört vollkommen zu den Fabrikarbeiten, die unsre Buchhändler jede Messe bey Dutzenden von auswärtigen Büchern liefern, mit dem Unterschiede vielleicht, daß der Franzose seine Sprache besser schreibt, als es bey unsern Uebersetzern oft der Fall ist. Man hat Ursache zu bedauern, daß Schiller in die Hände eines Schriftstellers gefallen ist, der aus seinem Buche eine gewöhnliche Tagesleserey gemacht hat. Der Geist desselben ist fast überall verloren gegangen. Man findet den kraftvollen Ausdruck, der S. eigen ist, nirgends wieder; nicht nur einzelne treffende Worte, sondern ganze Stellen sind ausgelassen. Starke Ausdrücke sind mit schwachen verwechselt, Synonymen, von denen man deutlich sieht, daß sie gewählt sind, den Gegenstand gehörig zu nüanciren, ausgelassen, oder fehlerhaft ausgedrückt, und hin und wieder der Sinn gänzlich verfehlt. Auch sind diese Fehler nicht etwa einzeln begangen, sondern man braucht nur die ersten beyden Bogen durchzulesen, um die häufigsten Beweise davon zu erhalten. — Hr. S. hat die Geschichte und den Inhalt des westphälischen Friedens nicht zu seiner Geschichte hinzugefügt. In der Uebersetzung findet man das Allgemeine davon so erzählt, daß man dadurch eine hinlängliche Uebersicht dieses wichtigen Friedensschlusses erhält. 1796.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1796, 21. September.

Im Schillerschen Musen-Almanach für das Jahr 1797 steht unter vierhundert Epigrammen von verschiedenem Gehalt, welche eine Art von Musterung der teutschen, schönen Geister und litterarischen Journale ausmachen, S. 262 auch eins auf den Reichs-Anzeiger, der in diese Gesellschaft kommt, wie Saul unter die Propheten. Dieses lautet so:

1796.

Reichs-Anzeiger.

„Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht,
„Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus.“

Darauf möchte ich, im Namen der Herren Einsender, die es eigentlich gilt, wohl antworten:

Schallen heraus, wie hinein, ist des Dinges Natur.
Tön't es nur immer was nützt, kein hämischer Satyr aus ihnen.

v. H.*)

Kaiserlich privilegirter Reichsanzeiger, Gotha, 1796, 28. Oktober.

Musen-Almanach für das Jahr 1797. Herausgegeben von Schiller, Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. Mit einem Titelkupfer. 203 S. in 8.

Eine so angenehme Erscheinung im vorigen Jahre Schillers Musenalmanach unter seinen Brüdern war, eine so merkwürdige ist er dieses Jahr; angenehm und merkwürdig zugleich. Sch. hat wirklich die Blumen zu dieser Lese so sorgfältig gesammelt, daß man mit der größten Gewissenhaftigkeit sagen kann: Es befindet sich nichts in dieser Sammlung, das ganz schlecht ist; und nichts, das äußerst mittelmäßig genannt werden kann. Aber freylich füllen die größte Bogenzahl dieses Musenalmanachs nur Göthens und Schillers Gedichte selbst. Das heißt mit dem Publikum gewissenhaft umgehen.

Die Sammlung wird mit einer Idylle, Alexis und Dora von Göthe eröffnet. Ein Feld, in welchem wir diesen Dichter, so viel Rec. weiß, zum ersten Mahle erblicken. Diese Idylle ist ein äußerst schönes Stück, welches dem Verf. eine entscheidende Palme in dieser Gattung von Gedichten erringt. Sie erregt in uns den Wunsch, diesen dichterischen Proteus in mehreren Gedichten dieser Art zu sehen. S. 17. Das Mädchen aus der Fremde, von Schiller. Von eben diesem Verf. das folgende

*) Zacharias Becker.

Gedicht Pompeji und Herkulanum. (S. 19—24.) Beyde verdienen ihren Platz. S. 25. Die verschiedene Weise der Moral; ein gutes Stück. mit V. unterzeichnet. S. 28—31. Sechszehn Epigramme von Göthe. Hier zwey derselben.

1796.

An den Selbstherrscher.

Du bist König und Ritter, und kannst befehlen und streiten;
Aber zu jedem Vertrage rufe den Kanzler herbey.

Der Minister.

Klug und thätig und fest, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, er sey Minister und bleib's.

S. 32. 33. Sechs dergleichen Gedichte von Schiller.

Würde des Menschen.

Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen,
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.

S. 34. Von eben diesem Verf. Klage der Ceres. Aus diesem Gedichte wünschten wir beyläufig folgende Zeilen heraus:

„Jedem solchen Aug verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild."

Und:

„Ach ihr Auge trüb von Zähren."

Je größer der Dichter, desto strenger sind die Forderungen an ihn.

S. 41. Das Heilige und Heiligste, von Göthe. S. 42. ff. Die Musen, ein gutes Gedicht von Conz. S. 49.

Jetzige Generation.

War es stäts so, wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt!

Schiller.

S. 50. Macht der Liebe, von T., schließt nicht gut:

„Liebe kränzet nur mit Myrthen;
Doch im seligsten Gewinn

1796.

Wird der König gern zum Hirten,
Die Sultane Schäferinn."

S. 51. Zwey kleinere Blumen von Schiller. S. 57. Andenken, von Sophie Mereau. Wir sind überzeugt, daß diese Dichterinn in einem anderen Metrum uns das alles, was sie sagt, weit angenehmer gesagt haben würde. S. 59. Die Geschlechter, ein Gedicht von Schiller, seines Verfassers würdig. S. 66. An Auroren, von O.; ziemlich prosaisch! S. 67. Drey kleinere Gedichte von Schiller über verschiedene Versarten. Z. B.

Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich schuff die Liebe, die zärtlich schmachtende. Dreymahl
Fliehst du schamhaft, und kehrst dreymahl verlangend zurück.

S. 68. Musen und Grazien in der Mark, von Göthe. Wer kennt nicht des Pfarrers Schmidt Gedichte, welche die Natürlichkeit bis zum äußersten Ende treiben, und welche voriges Jahr den sogenannten Kalender der Grazien und Musen füllten? Gegen diesen tritt hier G. mit der feinen Geisel der parodirenden Satyre auf. Das Gedicht wird schwerlich Jemand lesen können, ohne zu fühlen, daß der Verf. seinen Endzweck redlich erreicht hat. Hier sind ein paar Stanzen aus demselben:

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf;
Denn bey uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Laßt den Witzling uns besticheln!
Glücklich! wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln,
Guten Abend biethen kann.

1796.

Wie ist der Gedanke labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: Gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

In der That, der märkische Dichter konnte nicht feiner und treffender persiflirt werden! S. 71.

Das Geschenk.

Ring und Stab! O seyd mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt!
Dreymahl gesegneter Trank! dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Schiller.

Wenn dergleichen Geschenke so gegeben, und so dankend besungen werden, so sind die Geschenke des Sanges, und der Sang der Geschenke werth! S. 72. Die Göttergabe von W. ist sehr menschlich besungen. S. 75. Arkona, ein großes Nordisches Gedicht von Kosegarten, S. 87.

Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel;
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

Schiller.

S. 88—91. Schöne Gedichte von eben diesem Sänger über und an Weiber. S. 92. Der Bund, von Matthison. Der Schluß derselben ist:

Am Sternenhimmel flammt das heilge Wort:
Der Geister Einklang tönt unendlich fort.

S. 93. Der Bach, ein gefälliges Gedicht von Woltmann. S. 94. Das Exil von R. verdient Bemerkung. S. 99. Gefälligkeit von O. Mitunter sehr prosaisch! S. 101. Die todte Natur, von Woltmann. S. 105. Reime, Verstand und Dichtkunst, von B. Glücklich ausgeführte Gedanken! S. 108. Sonnenuntergang im Walde, von Neuffer. Verdient seinen Platz. S. 110. Der Chinese in Rom, von Göthe. Wohl wahr! S. 111. Zwey

1796. kleinere angenehme Gedichte von Schiller. S. 112. Diogen und der Bettler, von Pfeffel. S. 113. Das Kind, von Conz. S. 114. Zwey kleinere Gedichte von Schiller. S. 116. Lied von Steigentesch. Sehr natürlich! S. 117. Der Wunsch, Legende, von Langbein. In seiner bekannten beliebten Manier. S. 120. Der Besuch, von Schiller. Ein Gedicht der Begeisterung. S. 122. Die Liebe und das Glück, von T. S. 123. Das erträumte Paradies, von B. S. 125. Zwey kleinere Gedichte von Schiller. S. 126—141. Pygmalion von Schlegel. Hat gefällige aber auch schwere Stellen. S. 142. Der Fuchs und der Kranich. An F. Nikolai, von Schiller. Muß gelesen und verdient beherziget zu werden. S. 143. Die Eisbahn, von Göthe. Gewiß ein vortreffliches Stück! S. 147. Die Landschaft von Sophie Mereau. Hat mahlerisch schöne Stellen. Am wenigsten aber gefällt uns in diesem Gedichte die Zeile:

Und des Tages matter Schein erkranket.

Vielleicht ist dieses der einzige widerliche Pinselstrich in dem ganzen schönen Gemählde. Andere Farben darüber! S. 152—182. Tabulae votivae, mit G. und S. unterzeichnet. (Göthe und Schiller?) Hundert und drey kleinere Gedichte, die gewiß alle ihren Platz, und gelesen zu werden, verdienen. Sie beginnen mit dem:

Was der Gott mich gelehret, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Man lese und rathe nun, unter welche das G., und unter welche das S. gehört. Das ist doch wohl die Meinung der Verfasser? Hier sind ein Par Proben:

Unterschied der Stände.

Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, Schöne mit dem, was sie sind.

Das Mittel.

Willst du in Deutschland wirken als Auctor, so triff sie nur tüchtig;
Denn zum Beschauen des Werkes finden sich wenige nur.

Das gewöhnliche Schicksal.

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur gibt dir der Leser zurück.

Deutscher Genius.

Ringe Deutscher nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit;
Beydes gelang dir, doch nie glückte der gallische Sprung.

S. 183. Amors Schicksale. Nach dem Spanischen von W. S. 187—155, Mehrere Gedichte wieder mit G. und S. unterzeichnet. S. 196. Höltys Geist, von Woltmann.

Dieses wäre der erste Theil des Musenalmanachs, den zweyten Theil nehmen über etliche hundert Gedichte ein, welche die Ueberschrift: Xenien führen, und in unsrer jetzigen Litteratur eben sowohl eine neue Erscheinung sind, als sie auf den größten Theil des Publikums einen entscheidenden Eindruck machen werden. Die Verfasser — denn allem Anscheine nach haben Mehrere hier Hand ans Werk gelegt — haben sich nicht genannt; und wohl ihnen, daß sie es nicht gethan haben; denn bei dem Schatten des erhabenen Archilochus! sie haben ein wenig stark ins Wespennest gestöhrt. Die Leser können nicht begierig und aufmerksam genug auf diese Xenien gemacht werden; denn sie beschließen nicht allein einen sehr großen Theil unsrer neueren Litteratur; sondern sie sind auch in ihrer Art eben so kühn, als unterhaltend. Rec. nimmt keine Partey; er ist nur Referent. Die Parteyen mögen ihre Sache selbst ausfechten, und die Getroffenen haben Gelegenheit, nun auch ihren Witz an den Verfassern der Xenien zu probiren. Die auffallendsten dieser kleinen Gedichte auszuheben sey uns erlaubt. Die Leser werden sehen, was sie von dem Ganzen zu hoffen haben.

Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Herkunft ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehen.

Jamben.

Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
Fuß, und so nennst du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

1796. **Manso von den Grazien.**

Hexen lassen sich wohl durch schlechte Sprüche citiren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

Tassos Jerusalem von demselben.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

Die Kunst zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan!

Der zweyte Ovid.

Armer Naso! hättest du doch, wie Manso geschrieben,
Nimmer, du guter Gesell, hättest du Tomi gesehn.

Nekrolog.

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der Liebste:
Wer sich lieset in dir, liest dich zum Glücke nicht mehr.

Bibliothek schöner Wissenschaften.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

Guerre ouverte.

Lange necktet ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch,
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.

Dieses offene und öffentliche Bekenntniß beweist nicht allein, daß mehrere Verfasser der Xenien sind; sondern daß dieselben gleichsam aus Nothwehr zur Entstehung kommen. Der Handschuh liegt also in der Bahn. Wer wird ihn aufheben, um offene Fehde zu beginnen? Zugleich rechtfertiget diese Erklärung auch die Anonymität der Xenienschreiber, und sie scheinen dadurch sagen zu wollen: „Wenn ihr, unsre heimtückischen Feinde! mit offenem Visir in die Schranken treten wollt, werden wir euch auch unser Gesicht zeigen, unsern Nahmen nennen, und den Kampf beginnen.“ Ob dieser Kampf wohl ungleich seyn würde? Doch weiter zur Mittheilung noch einiger Xenien zum Besten unsrer Leser.

J — h. 1796.

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit, und schlüpfrig zu steigen;
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.

Wenn die Leser nicht dechiffriren können, auf Recensenten dürfen sie in diesem Falle, so wie in anderen Fällen, nicht rechnen. Quisque suos patimur manes! sagt Virgil, und wir mit ihm. Ferner:

An Kant.

Vornehm nennst du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig
Vornehm philosophirt heißt, wie Roture gedacht.

S. 215—221 zeigt sich ein litterarischer Zodiakus. Aus diesem wollen wir einige Sternbilder ausheben.

Zeichen des Widders.

Auf den Widder stoßt ihr zunächst, den Führer der Schafe,
Aus den dyckischen Pferden springet er trotzig hervor.

Zeichen des Stiers.

Neben an gleich empfängt euch sein Nahmensbruder mit stumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, stößt euch der Hallische Ochs.

Zeichen des Schützen.

Seyd ihr da glücklich vorbey, so naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getrost, er liebt und er versteht auch den Spas.

S. 223—226 werden verschiedene Flüsse redend angeführt. Von diesen einige:

Der Rhein.

Treu wie dem Schweitzer gebührt, bewach' ich Germaniens Gränze;
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strohm.

Saale.

Kurz ist mein Lauf, und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
Aber die Fürsten sind gut; aber die Völker sind frey.

1796.

Ilm.

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führt der Strohm sie vorbey, manches unsterbliche Lied.

Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll; aber ich schweige seitdem.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ströhm' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Baiern zu, wo es am Salze gebricht.

Die Flüsse sind vorüber geströmt, und Nahmen und Männer werden nun wieder zur Schau geführt. Z. B.

Dialogen aus dem Griechischen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F * * * S * * *
Graf und Poet und Christ diese Gespräche verdeutscht.

Nachbildung der Natur.

Was nur einer vermag, das sollte nur einer uns schildern,
Voß nur den Pfarrer und nur Iffland den Förster allein.

Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

Derselbe.

Nichts kann er leiden, was groß ist und mächtig. Drum herrliche Donau,
Spürt dir der Häscher so lang nach, bis er seicht dich ertappt.

Von den Xenien, die es mit Fr. Nicolai zu thun haben, noch ein Par.

Nicolai.

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen;
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Der Todfeind.

1796.

Willst du alles vertilgen, was deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai, zuerst schwöre dem Schönen den Tod.

Eins der wichtigsten Distichen in dieser Sammlung ist vielleicht folgendes:

Deutschlands Revange an Frankreich.

Manchen Lackai schon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung,
Gut, wir spediren euch hier Cr * * * als Mann von Verdienst.

Die Xenien fürchten wirklich, daß die von ihrer Geisel Getroffenen dabey nicht ruhig bleiben werden; deßhalb suchen sie zuvor zukommen, und geben eine **Warnung** von sich (S. 259.):

Unsrer liegen noch tausend im Hinterhalt, daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

Es wird damit wohl gehen, wie es hier und dort mit gewissen Proklamationen in der politischen Welt gegangen ist. S. 260 bis 264. kommt die Reihe der Geiselung an Kalender und Journale unsers lieben Deutschlands, z. B.

Kalender der Musen und Grazien.

Musen und Grazien! oft habt ihr euch schrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perücke gebracht.

Urania.

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß **Ewald** der frömmelnde schreibt.

Nun gehts wieder zur vorigen Tagesordnung über.

Der Wolfische Homer.

Sieben Städte zankten sich drum, ihn gebohren zu haben,
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.

1796. Schinks Faust.

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben,
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.

Französische Lustspiele von Dyk.

Wir versichern auf Ehre, daß wir einst witzig gewesen,
Sind wir auch hier, wir gestehn's, herzlich geschmacklos und fad.

S. 282. wandern die Xenien sogar ins Unterreich, wo sie bis zu ihrem Abtritt vom Kampfplatze bleiben. Hier machen sie nun mancherley Bekanntschaften, und geben die Gespräche der Welt preis, z. B.

Der junge Werther.

„Worauf lauerst du hier?" — Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über meine Leiden gefreut.

Wie würde es bey diesem Zusammentreffen dem armen Verfasser der Freuden des jungen Werthers gehen?

Peregrinus Proteus.

Siehst du Wieland, so sag ihm: ich lasse mich schönstens bedanken;
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

Ein offenherziges Geständniß eines Charlatans! — die Gespräche der Xenien über das deutsche Theaterwesen sind unterhaltend, und eben so wahr und gut gedacht, als gesagt. Sie schließen:

An die Freyer.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freyer lebt ja noch alle,
Hier ist der Bogen, und hier ist zu den Ringen der Platz.

Also abermahl eine Auf- und Ausforderung!

Aber welch ein schreckliches Ungewitter sieht Recensent an dem litterarischen Himmel sich aufthürmen! Zeus lenke es gnädig ab, und eine gnädige Juno nehme sich der schön geharnischten Griechen an, wenn die racheschnaubenden, wilden Trojer nicht Platz gewinnen sollen. Eine solche Krisis in unsrer Litteratur war beynahe mit Gewißheit vorauszusehen; aber so plötzlich vermuthete man sie wohl nicht! Ein Glück ist es, daß bey diesem

Kampfe mehr Tinte als Blut fließen wird. Ob aber nicht Gallenfieber &c. hier und da entstehen werden, das ist eine andere Frage. Gewöhnlich läßt der Krieg Seuchen hinter sich. Und wenn nun pestartige Krankheiten in der litterarischen Welt entstehen sollten, würden die Xenien nicht responsabel gemacht werden können? — Indessen, wenigstens der lieben Unterhaltung wegen, zugegriffen, gekauft und gelesen! 1796.

— Hm.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1796, 4. November.

Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen. 1797. 31 S. in 8.

Es war vorauszusehen, daß die Xenien im Schillerischen Musenalmanache vom Jahre 1797 Gegenerklärungen und Verantwortungen erzeugen würden; und hier sind einige davon. Man kann leicht denken, daß die Grazien ihre Rechte aufgegeben haben, bey einem solchen Unwesen den Vorsitz zu führen, und was Recensent bey Anzeige jenes Musenalmanachs ahndete, ist geschehen. Die Dykische Buchhandlung in Leipzig hat sich das Vergnügen gemacht, Gegenxenien in Umlauf zu bringen, und diese Brochüre nennt schlechterdings als die Verfasser der Xenien nur Schiller und Göthe allein. (Ob sich die Verfasser der Gegengeschenke, — etwa D. und M.? — wohl nicht irren? Ob ihrer wohl nicht mehrere Hand ans Werk gelegt haben, als die Xenien ihre Existenz erhielten?) Genug, die Verfasser der Gegengeschenke mögen zusehen, ob sie mit den Verfassern der Xenien fertig werden; fertig geworden sind sie noch nicht.

Doch zur Anzeige der Gegengeschenke! S. 3.

Das Echo.

Wie die Stimme der Wald empfängt, so gibt er sie wieder.
Nehmt dann, wir bitten, ihr Herren, nehmt mit dem Echo vorlieb.

1796. S. 5. spricht Apoll ziemlich trivial von Koscher. Seit wann war denn Apoll ein Jude? S. 6. Parodie zu jener Xenie über Dyks Lustspiele; aber ohne Witz. S. 7.

Ne Sutor.

Was die Muse versagt, das sollte keiner versuchen,
Schiller die schwere Kritik, Göthe das Distichon nicht.

In dem letzten Ausspruch möchte man sich doch wohl ein wenig stark geirrt haben! — S. 8.

Trauriger Irrthum.

Wie man sich irret! Wir glaubten den Marat todt und begraben,
Siehe, da lebet der Schuft wieder am Saalgestad auf.

Ist plump, und hat keine Pointe! — S. 9.

Poetische Einbildung.

Weil ihn Göthe besucht, so dünkt er sich Göthe der Zweyte,
Schiller der Erste, mein Freund, bist du und bleibst du gewiß.

Ferner S. 10.

Nicolai und Schiller.

Zärtlich hat Nicolai dich nicht behandelt, doch kannt' er,
Wahrlich er kannte das Klotz, das er zu spalten begann.

Derselbe an denselben.

Schwaben hab' ich durchreis't und manchen Schwaben gesehen:
Aber ein Schwabe, wie du, hat sich mir nirgends gezeigt.

Nun folgen Distichen über Schillers Schriften und über die Horen. S. 17. Erklärt sich die Bibliothek der schönen Wissenschaften selbst für einen Spittel. S. 19.

Die Archivare der Zeit.

Wollt ihr, ihr züchtigen Herrn, den Theil der Grazie küssen,
Den ihr bescheiden verschweigt, steht er zu euerm Befehl.

Was soll man zu solchen Aeußerungen sagen? — Nun gehts auf einigen Seiten über Göthen her. Da wird er Philister; Reichsbürger; Geheimer Rath, der nie etwas Geheimes gethan hat; Student; jungenhaft u. s. w. genannt. Dann werden seine Schriften durchgenommen. Dabey geht's sehr derb, und bisweilen auch abgeschmackt her. S. 24. wo von Göthens Optik die Rede ist, zeigt der Verf., daß er sie nicht beurtheilen kann; und dann folgt S. 26. 1796.

Berichtigung.

Zur Beförderung ästhetischer Sitten hat Wolfgang von Göthe,
Rath und Poet und Hannswurst, (?) uns Epigrammen verfaßt.

S. 28. hat sich die Pleiße schlecht verantwortet. S. 29.

Abschied.

Hiermit befohlen, ihr Herrn! schimpft ihr, so schimpfen wir wieder,
Macht ihr Verse auf uns, machen wir Verse auf euch.

S. 31. erklären die Verfasser ihre Distichen selbst für Sottisen.

Bey dem Allem möchten nun wohl die Buchhändler allein ihr bestes Conto finden! Es würde also sehr gut seyn, als Buchhändler und Schriftsteller zugleich auftreten zu können. Was das Publikum bey diesen Katzbalgereyen gewinnt? — Es wird seine Leute kennen lernen!

— βμ.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1796, 28. December.

Tübingen bei Cotta: Die Horen. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Schiller, 4—12 St. 1795.

Die drei ersten Stück dieser Zeitschrift sind im vorigen Jahrgange der Annalen Oct. 2. u. s. w. von einem andern Rec. beurtheilt worden. Da es der Plan des Instituts erfodert, aus vermischten Schriften nur solche Aufsätze zu beurtheilen, welche

1796. philosophischen Inhalts sind; so schränken wir uns auch hier auf die Anzeige derselben ein. Die Aufsätze sind:

I. Aesthetisch, als:

1) Über Charakterdarstellung in der Musik. Fünftes Stück. S. 97—121. Hat Rec. zweymal gelesen, aber die Begriffe scheinen ihm so abstract, ihre Verbindung so fein, ihre Unterscheidung so subtil, daß er überall kein Objekt für sie antreffen kann. Kurz, er hat den Aufsatz mit aller Anstrengung nicht verstehen lernen. Ob es an ihm, oder dem Inhalte, oder an der Darstellung liege, mögen andere entscheiden.

2) Die schmelzende Schönheit, Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Sechstes Stück. S. 45—124. Rec. stimmt in so fern mit dem Rec. der 3 ersten Hefte der Horen in den Annalen in seinem Urtheile über diese Briefe, überein, daß es ihm ebenfalls unmöglich gewesen ist, bei der sorgfältigsten Durchlesung, einen bestimmten Gedankengang aufzufassen oder einen zusammenhängenden Plan zu ergründen. Hie und da stieß er, wie dieses nicht anders zu erwarten ist, auf helle und fruchtbare Gedanken, einzelne schöne Bilder und vortrefliche Darstellungen, aber die vielen, oft gezwungenen Antithesen, die Menge der neuen, oft unglücklich gewählten Sprachformen und Ausdrücke, die süßlich-metaphysischen und transcendentalen Abschweifungen ersticken alle Deutlichkeit der Begriffe von dem, was der V. eigentlich will, und machen das Ganze zu einer Mystik, deren Sinn wohl schwerlich von irgend jemanden erreicht werden möchte.

3) Über Griechische und Gothische Baukunst. Achtes St. 87—102. Der V. sucht zu erklären, wie es komme, daß die Schönheit der Baukunst so verschieden ausfiel, und welches das Princip der schönen Baukunst sey. Er glaubt, daß die Schönheit eines Gebäudes, so wie aller Schönheit auf der Einheit des Begriffs beruhe, die er S. 92. darin setzt, daß der Künstler bey seiner Arbeit, bei dem seiner Einbildungskraft vorschwebenden Ideal, das gesammte Urtheil aller Menschen über den darzustellenden Gegenstand zur Einheit gemacht habe. Diese Einheit des Begriffs, die aber, wie es Rec. scheint, etwas sehr Dunkles ist, nennt der V. auch die Geschmackseinheit. Mit dem Verluste derselben sinke der gute Geschmack. Nun soll S. 95 insbesondere gezeigt werden,

was für eine Geschmackseinheit, der Baukunst zum Grunde liege. 1796.
Alle Geschmackseinheit werde entweder an sich, oder symbolisch, oder blos analog vorgestellt, die Baukunst gehöre zu den Künsten, welche die Geschmackseinheit symbolisch darstellen. Die Einheit des Begriffs, den die Baukunst darstellen soll, ist nach dem V. S. 97. die Gesetzgebung. Die Analogie zwischen ihr und der Baukunst, als Ausdruck derselben, wird lange fortgesetzt, ein Einfall, der mehr für einen Dichter als Philosophen zu passen scheint.

4) Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrage philosophischer Wahrheiten. Neuntes St. 99—127. Größtentheils richtige Gedanken, schön gesagt über einen bekannten Gegenstand.

5) Über die Gefahr ästhetischer Sitten. Eilftes Stück, 31—40. Ein schön geschriebener Aufsatz, worin gezeigt werden soll, daß die ästhetische Form, als höchstes Willensprinzip gedacht, den Charakter verderbe. Das Fehlerhafte dieser Abhandlung liegt in dem Inhalte. Der Verf. unternimmt es nämlich, psychologisch zu zeigen, wie die ästhetische Verfeinerung, da man sich dem Schönheitsgefühle ausschließend anvertraue, den Willen bös mache. Allein, da die ästhetische Verfeinerung selbst ein Naturphänomen ist; so kann dieses den freien Willen, als die Grundlage des moralischen Charakters nicht bestimmen, weil derselbe sonst nicht mehr frei seyn würde. Es ist vielmehr umgekehrt. Wenn nämlich der Wille bös ist, so erscheint er immer als bös, es mögen sich rohe oder verfeinerte Erkenntniß und Begehrungskräfte zu ihm gesellen. Denn ob man das gröbere, sinnliche oder feinere ästhetische Vergnügen zum höchsten Zweck macht, ist moralisch gleich bös. Also wird sich ein Wille mit verfeinerten Begierden, der das Vergnügen zur höchsten Maxime gemacht hat, immer als ein böser Wille zeigen, nur in andern Formen als der grobe sinnliche Wille, worin seine Verdorbenheit sich länger verbergen kann. So wird sich nun wohl zeigen lassen, wie die speculative Vernunft den verderbten Maximen den Schein der Moralität zu geben sucht. Aber die Aufgabe, die sich der V. gegeben hat: Wie nämlich der Charakter nach und nach in das sittliche Verderben gerathe? ist nicht blos unauflöslich, sondern selbst ohne Sinn, weil der sittliche Charakter etwas Intelligibles ist, welchen in die Zeit zu versetzen und durch zeitliche

1796. Dinge auf ihn wirken zu lassen, gar keinen Verstand hat. — Übrigens thut der Aufsatz in vielen schönen Stellen dar, wie die Sophisterei das Unmoralische in den ästhetischen Willensmaximen zu verstecken sucht, und kann gebraucht werden, wenn man zeigen will, wie wenig sich die ästhetische Lust zu einem Moralprincip schicke.

6) Über das Naive. Eilftes St. 43—76. Die Natur flößt uns bisweilen eine besondere Art von Liebe und rührender Achtung ein, worüber S. 44—48 sehr schöne und wahre Bemerkungen gemacht werden. Diese Art des Interesses findet statt, wenn folgende zwei Umstände zusammenkommen: 1) wenn der Gegenstand wirklich Natur ist, oder doch dafür gehalten wird, und 2) wenn die Natur mit der Kunst im Kontraste steht und sie beschämt. Durch das Letztere wird die Natur zum Naiven. Aus dem Umstande, daß das Einwirkende als Natur vorgestellt werden muß, erhellet, daß diese Art des Wohlgefallens kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist. Denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt. Zum Naiven wird erfordert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davon trage, es geschehe dies nun wider Wissen und Willen der Person oder mit völligem Bewußtseyn derselben. Ersteres nennt der V. das Naive der Überraschung, welches belustiget: das andere das Naive der Gesinnung, welches rühret. In beiden Fällen aber muß die Natur recht, die Kunst unrecht haben. Deshalb ist der Sieg des Affekts über die wahre Anständigkeit nicht naiv, wohl aber über die falsche. Das Naive der Überraschung kann nur dem Menschen, und zwar ihm nur, in so fern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, zukommen. Ein solcher Mensch wird, wenn er sich besinnt, über sich selbst erschrecken. Ein naivgesinnter aber wird sich über die Menschen und ihr Erstaunen wundern. Bei dem Naiven der Überraschung achten wir die Natur, bei dem Naiven der Gesinnung die Person. Die letztere Art kann nur Kindern und Kindlichgesinnten zukommen. Naiv muß jedes wahre Genie seyn. Die verwickeltsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchloser Simplicität und Leichtigkeit lösen. Es verfährt nicht nach erkannten Principien, sondern nach Einfällen und Gefühlen. Eine interessante Betrachtung über den Charakter der ältern griechischen und einige der neuern Dichter,

die das Natürliche vornämlich an sich haben, macht den Beschluß dieser Abhandlung, welche etwas zu gedehnt und deklamatorisch geschrieben ist, dabei aber viele lesenswerthe Stellen enthält, obgleich die Materie nicht erschöpft ist. 1796.

7) Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache. Eilftes Stück. S. 77. Die Briefe sind an ein Frauenzimmer gerichtet und haben eine schöne populäre Form. Der philosophische Inhalt der beiden Briefe, wovon noch keine Fortsetzung erschienen ist, ist folgender Begriff: Überall und zu allen Zeiten, schon mit dem Anfange des Menschengeschlechts, giebt es Poesie, und diese tritt stäts mit irgend einer gemessenen Bewegung auf. Diese muß, wie jede durchaus allgemeine Sitte, seinen Grund in der menschlichen Natur haben, dem man am leichtesten im Ursprunge derselben nachspüren kann, weil Absicht und Ueberlegung sich da noch am wenigsten in die Spiele des sicher leitenden Instinktes mischen. Poesie entstand gemeiniglich mit Musik und Tanz, und das Sylbenmaaß war das sinnliche Band ihrer Vereinigung mit diesen verschwisterten Künsten. Auch nachdem sie von ihnen getrennt ist, muß sie immer noch Gesang und gleichsam Tanz in die Rede zu bringen suchen. Dies hängt genau mit ihrem Bestreben zusammen, die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer ursprünglichen Kraft zurückzuführen, und Zeichen der Verabredung durch die Art des Gebrauchs beinahe in natürliche und an sich bedeutende Zeichen umzuschaffen. Zweiter Brief. Die Poesie entspringt mit der Sprache, und läßt sich aus deren Ursprunge erklären. Daher folgt eine Untersuchung über den Ursprung der Sprache. Das Ursprüngliche ist die Sprache der Gebehrden, Mienen und Accente, die nicht von Uebereinkunft abhängt, sondern in der Natur des Menschen liegt und durch Kunst nie ganz unterdrückt werden kann. Der innere Grund derselben ist die Empfindung. Der Mensch hat, so wie jedes Thier, seine eigenthümliche Sprache der Empfindung, die Stimme auf irgend eine Art singend zu biegen, ist den menschlichen Organen natürlich. Die erste Sprache mag ein wüstes Gemisch von Geschrey und Gesange gewesen seyn, und warum wäre es unmöglich, daß dieses nach und nach durch viele Mittelstufen sich endlich in eine artikulirte Rede umgebildet hätte? Viele Sprachen der Wilden sind nach den Zeugnissen der Reisenden noch sehr unartikulirt. Die beyden Systeme, über den Ursprung der Sprache, worin das

1796. eine behauptet, daß die Sprache allein aus Tönen der Empfindung, das andere allein aus Nachahmung der Gegenstände entstanden, scheinen die Wahrheit zu geben, wenn man sie vereiniget. Die Empfindung, in so fern sie als Wahrnehmung des eignen Zustandes jede Vorstellung von etwas außer uns nothwendig begleitet, in Verbindung mit dem Bestreben, die Dinge nachahmend zu bezeichnen, scheinen sowohl an dem Ursprunge, als an der weiteren Ausbildung der Sprache, einen gleich wesentlichen und allgemeinen Antheil zu haben. War die älteste Sprache wirklich das Werk jener beiden vereinigt wirkenden Anlagen der menschlichen Natur, so war sie auch zuverlässig ganz Bild und Gleichniß, ganz Accent der Leidenschaften. Die sinnlichen Gegenstände lebten und bewegten sich in ihr, und das Herz bewegte sich mit allen. Hier ist Poesie und Musik. Aber wie kam eine gleichförmige Bewegung, ein Zeitmaaß in den Gesang, oder ein Rythmus in die Worte?

8) Die sentimentalischen Dichter. Zwölftes St. S. 1—54. Der Begriff der Poesie ist, (S. 3.) der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, (ein sehr dunkles Merkmahl) und im Zustande natürlicher Einfalt macht die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen im Zustande der Kultur die Darstellung des Ideals den Dichter. Dies sind die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. In jener zeigt sich der naive, in dieser der sentimentalische Dichter — der Charakter der Aelteren und Neueren. Der sentimentalische Dichter ist mächtig durch Ideen, und Klopstock oder Milton können daher mit Homer gar nicht verglichen werden, weil sie Dichter ganz verschiedener Art sind. Der Charakter der Alten ist Individualität, der Modernen Idealität. In allem, was zur sinnlichen Anschauung gelangen muß, tragen die ersten; wo es aber auf Ideen ankommt, wo die Sinnenwelt überschritten werden soll, tragen die zweiten den Sieg davon. Die wichtigste Frage für die Philosophie der Kunst ist, ob in wie fern in demselben Kunstwerke Individualität mit Idealität zu vereinigen sey. Der sentimentalische Dichter reflektirt über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er sich und andre versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruhet seine dichterische

Kraft. Er hat es immer mit zwei streitenden Vorstellungen und 1796.
Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Gränze, und mit seiner Idee, als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von diesen doppelten Principien zeugen. Es kömmt darauf an, welches von beiden in der Empfindung des Dichters überwiegend ist. Hierauf baut der V. die Eintheilung aller sentimentalischen Dichter in Satirische und Elegische. Satyrisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale zu seinem Gegenstande macht. Die Satyre ist entweder strafend (warum nicht lieber ernsthaft?) oder scherzhaft. Die Wirklichkeit ist in der Satyre ein nothwendiges Objekt der Abneigung. Die Abneigung muß aber aus dem entgegenstehenden Ideale (nicht etwa aus Neigung) entspringen. Die pathetische Satyre muß jederzeit aus einen Gemüthe fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Sie ist das Werk erhabener Seelen. Die spottende Satyre kann nur schönen Herzen gelingen. Sie behandelt nur einen moralisch gleichgültigen Stoff, der daher durch die Behandlung veredelt werden muß. Sie fodert daher noch mehr ästhetische Kunst, als die pathetische, so wie die Komödie mehr als die Tragödie, weil diese schon einen Vortheil aus dem Stoffe zieht, den jene entbehren muß. — Elegisch nennt der V. den Dichter, der die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegensetzt, daß die Darstellung des ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird. Ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, welches dadurch geschieht, wenn jene als verloren, diese als unrecht angestellt wird; so ist diese Dichtart eigentliche Elegie; sind beide ein Gegenstand der Freude, so heißt sie Idylle in weiterer Bedeutung. Die Trauer muß bei der Elegie aus einer durch das Ideal erweckten Begeisterung fließen. Der Inhalt der Klage darf nur ein innerer idealischer Gegenstand seyn, selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit betrauert, muß sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. Nun folgt eine Beurtheilung Rousseau's, Klopstocks, Kleists, Hallers u. s. w. in dieser Hinsicht, welche viele wahre und vortrefliche Bemerkungen enthält. Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit ist der allgemeine Begriff der Idylle. Die Dichter haben ihr ihre Stelle in dem kindlichen Alter der Menschheit angewiesen, allein

1796. diese Bestimmung ist blos zufällig. Ein solcher Zustand ist nicht nur vor der Kultur, sondern auch als ihr Ende denkbar. In der Schäferidylle ist daher der wesentliche Mangel, daß sie das Ziel hinter uns stellt, dem sie uns doch entgegenführen sollte; sie hat Interesse für das Herz, aber nicht genug für den Geist. Diesem Mangel hat alle Kunst der Dichter nicht abhelfen können. Will der Dichter diesen Mangel wegschaffen; so muß er uns vorwärts führen, muß es sich zur Aufgabe machen, die Unschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffinirtesten Kunst der höchsten Verfeinerung, darzustellen. Kurz, er muß den Menschen, da er nun einmal nicht nach Arkadien zurück kann, nach Elisium führen. Ruhe soll der herrschende Eindruck dieser Dichtart seyn, aber nicht Ruhe der Trägheit, sondern der Vollendung. Der V. gesteht die Schwierigkeit ein, die in der Aufgabe liegt, das Gemüth zu befriedigen, ohne das Streben zu unterdrücken, und verspricht dieselbe als Theorie der Idylle als Fortsetzung.

II. Psychologische.

Das Spiel in strengster Bedeutung. Fünftes Stück. 57—89. Ernst ist (S. 58) das Gefühl der Anstrengung, welches entweder die Spannung oder die bestimmte Richtung der Selbstthätigkeit oder beyde zugleich begleitet. Das Ziel, wohin man will, ist hier Alles. Giebt es keinen leichten Weg zu demselben, so muß der schwerere gewählt werden. Die Kraft ist einem bestimmten Zwecke untergeordnet. Das Gelingen soll hier nicht vom Zufalle, sondern allein von der Geschicklichkeit abhängen. Dem Ernste steht das Spiel entgegen. Der Zweck desselben liegt im Gefühl der Thätigkeit, die in Ansehung der Richtung und des Umfanges der Kraftanwendung ganz unangestrengt und frei ist; die spielenden Kräfte äußern sich nur so lange, als ihre Thätigkeit durch sich selbst belebt wird. Das Spiel soll einen Stoff liefern, wodurch dem Gemüthe der reine Genuß einer unangestrengten Selbstthätigkeit durch alle Sphären seines Wirkens verschafft wird, es soll den größten Umfang freier Thätigkeit mit dem kleinsten Maaße von Anstrengung verknüpfen. So viel Rücksicht auf Gewinnst im Spiele ist, so viel weniger ist Spiel im Spiele. Der Gewinnst ist in den meisten Spielen ein bloßes

Aufmunterungsmittel in der Ferne. Der Zufall bringt Leben 1796. ins Spiel, und nur durch seinen Beitritt ist der Zweck des Spiels, nämlich Genuß aus freier Thätigkeit der Kräfte erreichbar. Scheibenschießen, Schachspiel, öffentliche Wettspiele u. s. w. sind daher kein wahres Spiel, weil die Thätigkeit der Kräfte hier nicht frei ist. Bei letzteren insonderheit verdrängt die Leidenschaft die Selbstthätigkeit aus dem Spiele und verwandelt es in Ernst. Alle Wettspiele es stehe Verstand oder körperliche Geschicklichkeit auf der Wette, haben diesen Fehler. Gar nichts kann das Spiel von seiner wohlthätigen Natur behalten, wenn man dem Zufalle und mit ihm der Leidenschaft alles einräumt, wie in den so genannten Glückspielen. Denn der Zufall im Spiele darf kein launichter Dämon, er muß ein günstiger Genius seyn, der Erwartungen blos hinhält, um sie am Ende vollkommen zu befriedigen. Das Spiel *κατ᾽ εξοχην* kann nicht in den Spielen anzutreffen seyn, wo die Materie des Spiels die Selbstthätigkeit nicht unmittelbar reizt, sondern die Anregung durch einen dem Wesen des Spiels fremden Zusatz geschieht. Und nun folgt eine meistens treffende Kritik dieser Art der Spiele (S. 69 u. s. w.). Die Materie des Spiels hat hier für die Empfindung entweder zu wenig oder zu viel Bedeutung. Im ersten Falle wird der Mangel natürlicher Reitze nur durch den erkünstelten Reitz der Hülfs- und Nebenzwecke ersetzt, im andern Falle erhält der Spieler einen Ruf von höherer Art, nämlich gar nicht damit zu spielen. Thut er es gleichwohl; so ergreift ihn unausbleiblich entweder Leidenschaft oder Frost. Die Materie womit gespielt wird, so fern sie an und für sich zur Reitzung der Thätigkeit nicht hinreichend ist, aus mathematischen und mechanischen Größen, mit welchen im Gegensatz als die zu viel bedeutende Materie die moralischen Größen stehen: Beide sind aber zur Materie des vorzüglichen, d. i. freiern Spiels gleich untauglich. Folglich wird die schicklichste Materie zum Spiel, die zwischen beiden innliegende, d. i. die ä s t h e t i s c h e Größe seyn müssen. Diese ist eine solche, von welcher der Sinn unmittelbar angezogen wird, und wobei die Selbstthätigkeit dennoch frei bleibt. Nun folgt eine ausführliche Zergliederung dieser ästhetischen Größe, die aber Rec. dunkel findet, und wovon er deshalb keine kurze Darstellung zu geben, sich getraut. Ueberhaupt hat er in diesem Aufsatze zwar viele richtige Bemerkungen und gute Einfälle angetroffen. Aber die ganze

1796. Theorie hält er selbst für ein bloßes Spiel. Die Eintheilung des Spiels, nach den verschiedenen Arten der Größen, die selbst keinen reellen Grund haben, scheint ihm nichtig. Das Wesen des Spiels ist zwar im Begriffe richtig bestimmt, aber die Ursachen des Vergnügens beim eigentlichen Spiel sind zu gesucht und oft nirgends zu finden. Indessen muß in einer so schweren anthropologischen Materie jeder Beitrag eines denkenden Kopfes willkommen seyn.

III. Moralische.

Die Idee der Gerechtigkeit, als Princip einer Gesetzgebung betrachtet. Siebentes St. 1—30. Eine sehr gedankenreiche Abhandlung, worin der Zweck und Inhalt der Platonischen Republick meisterhaft dargestellt, die Mängel des Platonischen Begriffs der Gerechtigkeit aufgedeckt, und die wissenschaftlichen Vortheile der Kantischen Deduktion moralischer Begriffe gezeigt wird. Dabei lehrt der V. wie die Idee der Gerechtigkeit das Princip der Theorie einer jeden Gesetzgebung seyn müsse.

IV. Aus der Geschichte der Philosophie.

1) Ueber die Idee der Alten vom Schicksal. Achtes St. 75—86. Der V. sucht zu zeigen, wie sich diese Idee mit den moralischen Begriffen der Alten habe reimen lassen. Die historischen Belege fehlen.

2) Beiträge zur Geschichte der neueren bildenden Künste. Neuntes St. S. 11—30. Eine einsichtsvolle Kritik der besten Kunstschulen und einiger Produkte derselben.

3) Homer, ein Günstling der Zeit. Neuntes St. S. 53—88.

4) Homer und Ossian. Zehntes St. 86—107. Zwei Beiträge zur Kenntniß des Ursprungs und der Natur dieser Dichter.

Am Ende des Jahrgangs erfährt man, daß von I. 1. Hr. Körner; von I. 2. 4. 5. 6. 8. Hr. Schiller, von I. 3. Hr. Bendavid; von I. 7. Hr. A. W. Schlegel; von II. Hr. D. Weishuhn; von III Hr. D. Erhard in Nürnberg; von

IV. 1. Hr. Gros; von IV. 2. Hr. v. Meyer; von IV. 3. 4. Hr. Herder Verfasser sind. 1796.

Jakob, Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes, Leipzig, 1796, pag. 721—734.

Pariser Theater-Chronik.

1792.

— Für die Stimmung, in welche die Einwohner von Paris durch die legislative National-Versammlung, die den größten Verbrechern zugestandenen Amnestien und die zügellose Denkungsart vieler ihrer Mitglieder versetzt worden waren, war eine Bearbeitung der Räuber von Schiller nicht übel calculirt. Sie kam unter dem Titel Robert chef des brigands auf die Bühne. Der Gang der Handlung ist größtentheils so, wie im Original. Roberts Räuberbande besteht aus tapfern Kriegern, welche die Rechte des Menschen gegen die Anmaßungen des Lehnsadels gelten zu machen suchen, und an die Stelle drückender Gesetze den Säbel und die Muskete setzen. Sie sind Ankläger, Zeugen, Richter und Henker, und kein Tyrann entgeht dem Tode, wenn sie das Urtheil über ihn ausgesprochen haben. Diese wackre Denkungsart wird wie billig belohnt. Robert und seine ganze Bande erhält von dem Kaiser eine vollkommene Amnestie.

— Von den Räubern erschien eine Fortsetzung unter dem Titel: Robert républicain. Der ehemalige Räuberhauptmann hat eine Republik gegründet, in welcher er mit seinen alten Glücksgefährten das Geschäft, der willkührlichen Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, forttreibt. Sein Bruder, den man todt glaubte, lebt noch, und sucht Robert zu stürzen. Dieser wird in der That von zweyen seiner Kameraden vor dem furchtbaren Tribunal angeklagt. Der eine beschuldigt ihn, auf das Zeugniß eines anonymen Briefes, den Sohn des Grafen von Marburg, Adolph, meuchelmörderischer Weise ums Leben gebracht zu haben; ein andrer klagt ihn, zu Folge der Versicherung eines Ungenannten, an, Adolphs Gemahlin entführt und eingekerkert zu haben. Das Tribunal scheint diesen Klagen Glauben beyzumessen, und in der

1796. Sitzung selbst hebt der Ankläger den Dolch gegen den Angeklagten auf. Glücklicherweise wird diese schnelle Handhabung der Justitz noch eine Weile verzögert; Robert beweißt, daß Adolph noch lebt; daß er sein Wohlthäter ist; daß er seine Gemahlin niemals gesehen habe. Roberts Bruder, welcher einen Aufstand des Volkes veranlaßt hat, wird gefangen genommen, und überführt, der Urheber jener Verläumdungen zu seyn. Das Tribunal verurtheilt ihn und er entleibt sich.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1796, 58. Band, 1. Stück, pag. 118, 128—129.

Musen-Almanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. Neustrelitz bey Michaelis. 260 S. in 12 (mit lateinischer Schrift.)

Die Zahl der Almanache und poetischen Taschenbücher, die, außer den gewöhnlichen und schon seit alten Zeiten bestehenden Musen-Almanachen, für das Jahr 1796 erschienen sind, ist so groß, und die meisten derselben so unbedeutend, daß wir uns an der Bibliothek und ihren Lesern versündigen würden, wenn wir alle diese dichterischen Erzeugniße beurtheilen wollten. Eine rühmliche Ausnahme von dieser Behauptung machen nur wenige, und unter diesen der von H. Schiller herausgegebene Musen-Almanach, — eine Sammlung, die uns von neuem überzeugt hat, daß es um die lyrische Poesie der Deutschen so schlimm nicht stehe, wie einige meynen, und von ihrem Verfall nicht so häufig die Rede seyn würde, wofern man alles Gute, was in dem Laufe eines Jahres zwischen der Oder und dem Rheine gedichtet wird, in einer oder zwey Blumenlesen zusammenfände. Welch ein erquickender Genuß, wenn die Dichter, die sich mit H. Schiller verbunden haben, und er selbst, ihre Beyträge H. Voß, oder dieser ihm die seinigen zur Vereinigung in ein Ganzes überlassen hätte, und so die Heideblumen und Wicken, an denen es weder dem einen noch dem andern Strauße fehlt, durch edlere Rosen und Nelken verdrängt worden wären! Doch wozu Wünsche, die, bey der Lage unserer Litteratur, für itzt und wahrscheinlich für

immer vergeblich sind! Nehmen wir das Gute, wo und bey wem wir es finden und lassen uns die Mühe des Zusammensuchens und Absonderns nicht verdrießen. 1796.

Wir fangen bey dem Stücke an, das uns gleich bey dem ersten Lesen das liebste und anziehendste in dieser Sammlung gewesen ist und es noch ist. Göthe hat ihr mehrere, große und kleine, ernste und tändelnde, einverleibt, aber allein unter allen seinen Beyträgen und hervorragend über die der übrigen Dichter steht, nach unserm Gefühle, sein Besuch. Sollten wir dieses liebliche Gemählde mit wenigen Worten charakterisiren, so würden wir auf selbiges anwenden, was Winkelmann von den Grazien in dem Palaste Ruspoli rühmt. „Ihre Miene, sagt er, deutet weder auf Fröhlichkeit noch auf Ernst, aber sie ist der Ausdruck einer stillen Zufriedenheit, dergleichen der jugendlichen Unschuld eigen zu seyn pflegt.“ Gewiß nichts ergreift das Herz angenehmer und lebendiger, als eine sittlich-schöne Empfindung, wenn sie so wahr und natürlich dargestellt ist, wie hier, und durch nichts fesselt ein poetisches Gemählde so sehr, als wenn seine Betrachtung uns mit uns selbst und der Welt zufriedener macht. Wer kann die schönen Worte vergeßen, wenn er sie einmal in's Gedächtniß gefaßt hat, und sie faßen sich so leicht:

Bey der Arbeit war sie eingeschlafen,
Das Gestrickte mit den Nadeln ruhte
Zwischen den gefaltnen zarten Händen.
Und ich setzte mich an ihre Seite,
Gieng bey mir zu Rath', ob ich sie weckte?

Da betrachtet ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte;
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig,
Aufgelöst von süßem Götterbalsam.

1796.

Freudig saß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde sie zu wecken
Mit geheimen Banden fest und fester.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer
Der Verräther jedes falschen Zuges,
Kann er dir nicht schaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meynung störte?

Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern;
Es bewegen deine süßen Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kuße;
Aufgelöst sind diese Zauberbande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheleyen, unbeweglich.
Wärs ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbstbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ichs itzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellet.

Man kann in der That weder feiner und zarter fühlen, noch das Gefühlte glücklicher wiedergeben. Jeder Ausdruck ist gewählt und gewogen, und jeder der wahre oder vielmehr der einzige. Nicht einmal ein Beywort, möchten wir behaupten, läßt sich mit einem andern vertauschen, ohne den Ausdruck zu schwächen oder etwas Bedeutendes hinwegzuwischen. Doch Leser, die einem Dichter nachzuempfinden wißen, bedürfen dieser Winke und Hinweisungen nicht, und für solche, die ihn nicht verstehn, sind sie ohnehin verloren.

Zunächst nach diesem schönen Gedichte möchte vielleicht der Tanz von dem Herausgeber zu stehen kommen, ein Stück, das, gleich einem wohlgeordneten Tanze, leicht und gefällig dahin fließt, die Einbildungskraft durch die Mannigfaltigkeit seiner Wendungen unterhält und den Verstand durch eine glückliche Auflösung befriedigt. Unter allen Stücken, die H. Schiller geliefert hat, scheint uns dieß, von Seiten der Diction, das vollkommenste. In dem ganzen Stücke ist nichts, wobey man anstößt, oder wovon

man wünscht, daß es anders oder besser gesagt seyn möchte. 1796.
Kein Gedanke ist zweydeutig oder halb ausgedrückt, kein Bild räthselhaft oder dunkel, keins zu weit hergeholt oder fremd. Der goldne Zügel des Rhythmus, um auf den Gesang anzuwenden, was der Verf. vom Tanze rühmt, ist, weit entfernt, der Begeisterung nachtheilig zu werden, wohlthätig für sie geworden, und hat ihr nie erlaubt, sich aus der Bahn des Schönen und Gesetzmäßigen zu verirren. — Weniger schon ist dieß der Fall mit den Idealen, einem Gesange, der übrigens, wenn man ihn nach seinem innern Inhalte und dem Eindrucke, den er zurückläßt, beurtheilt, leicht den Vorzug vor jenem gewinnen möchte. Wir finden in ihm mehrere tadellose, trefliche Strophen, aber wir finden auch nicht wenige, die durch gezwungene Ausdrücke, Uebertreibungen, und seltsame Bilder mißfallen, und mit dem sanften und lieblichen Tone, in welchem das Ganze gedichtet ist, auf eine auffallende Weise im Widerspruche stehen. So heißt es zum Beyspiel in der vierten Strophe

Wie einst mit flehendem Verlangen
Den Stein Pygmalion umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr.

Erstlich, worauf bezieht sich das Wort der Todten? Es kann für sich als der Genetiv der mehrfachen Zahl gedacht, es kann auf Säule, es kann auf Natur bezogen werden. Zweytens, welcher Dichter von reinem und edlem Geschmacke wird die Natur zu einer Säule machen, um sie mit Liebesknoten umschlingen zu können, und gleichwohl unmittelbar nachher dieser zur Bildsäule gemachten Natur ein Herz geben? Drittens, sollte wohl das Bild überhaupt gut gewählt seyn? Die Natur hat nicht nöthig von uns erwärmt zu werden. Ihr Herz schlägt immer warm und zärtlich für uns, und wenn wir es nicht verstehn, oder kalt und empfindungslos vor ihr vorübergehn, so liegt die Schuld an uns, nicht an ihr. In der folgenden Strophe heißt es:

1796.

Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.

Wenn die letzten Zeilen so viel heißen sollen, als: Selbst das Leblose, Stein, Fels u. s. w. wurden lebendig und schienen zu mir zu sprechen; so ist es wenigstens sehr sonderbar, dieß so auszudrücken: Sie fühlten von dem Widerhall meines Lebens. Gleich nachher lesen wir:

Es dehnte mit allmächtgem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg!
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet;
Dieß wenige, wie klein und karg!

Was für ein kreisendes All dehnt die Brust? ist es Deutsch: das All dehnt die Brust, um herauszutreten? und wie vermag überhaupt eine Brust in Leben, That und Bild herauszutreten? Hat endlich je ein Dichter, außer H. S., das Universum in einer Knospe verborgen gesehn? Die siebente und achte Strophe lauten also:

Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt,
Es werfen Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn,
Er aber stürzt mit stolzen Masten
Sich rauschend in den Ozean:

So sprang von kühnem Muth beflügelt,
Ein reissend bergab rollend Rad,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Pfad,

Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhub ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch und nichts so ferne
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

1796.

Die Masten hat dem Dichter offenbar der Reim in den Weg geführt; er würde uns sonst bestimmter gesagt haben, ob er unter den Masten ausgerissene Mastbäume oder, durch eine Metonymie, Schiffe verstehe. Was er indeß auch gemeint haben mag, im ersten Fall ist es wirklich etwas sonderbar, daß der Strom die ihm näher liegenden Steine und Felsen umgeht und sich gerade an die Mastbäume hält, und im letzten Fall möchten wir schon einmal zusehen, wie es ein Strom anfange, um die ihm anvertrauten Schiffe über Felsenlasten und ganze ihm in den Weg geworfene Wälder in den Ocean zu bringen. Doch wir besinnen uns gerade noch zur rechten Zeit, daß das Stück Ideale überschrieben ist. Ob es wohlgethan sey, nach diesem weitläuftig ausgemahlten Gleichniße, noch ein zweytes, und zwar nach einem wütenden Strom ein rollend — Rad, zur Erläuterung anzuwenden, wollen wir dem Dichter zu beurtheilen überlassen, so wie wir es ihm ebenfalls zu bestimmen anheim geben, ob

Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhub ihn der Entwürfe Flug;

und in der zehnten Strophe:

Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnen-Bild

nicht etwas gigantisch gesagt sey. — Aehnliche Fehler haften auf dem Gedichte, die Macht des Gesangs, in welchem uns nur die erste Strophe ganz klar und vollendet dünkt. Wir wollen auch hier kurz angeben, was wir nicht begriffen oder mit den Forderungen der Schönheit unverträglich gefunden haben. In der zweyten Strophe beleidigt uns die schwanke Leiter der Gefühle, auf welcher der Gesang das Herz zwischen Scherz und Spiel wiegen soll. Welche Anstalten möchte man ausrufen, um

1796. den einfachen Gedanken: der Gesang stimmt das Herz zum Ernste oder zur Freude; auszudrücken! und welche Versinnlichung, — ein Herz, das vom Gesang auf einer Leiter gewiegt wird! Im Anfang derselben Strophe heißt es:

> Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
> Die still des Lebens Faden drehn,
> Wer kann des Sängers Zauber lösen,
> Wer seinen Tönen widerstehn?

Die furchtbaren Wesen sind unstreitig die Parzen, oder das Schicksal: aber wer ist denn mit ihnen verbündet? Der Sänger, oder der Zauber, oder der, von welchem gesagt wird, er könne dem Zauber des Sängers nicht widerstehn? Und ist es, was wenigstens die Grammatik befiehlt, der letztere, was heißt der Vers? Wenn wir recht rathen, so viel: Welcher Sterbliche, und wäre er auch mit den Parzen im Bunde, d. i. so mächtig wie sie, kann dem Gesange widerstehn? Allein seit wann ist es in unserer Sprache Sitte, bedingte Sätze, die ein wofern, ein gesetzt auch, ein und wäre auch erfordern, durch eine Participal-Construction, angeordnet wie die obige, auszudrücken? Bis itzt hat, Wer, mit den Parzen verbündet immer noch so viel geheißen, als: welcher Bundesgenosse der Parzen. In dieser Bedeutung aber hat der Vers durchaus keinen Sinn. Ueberdem würde, abgesehn von der grammatischen Unrichtigkeit, eine solche Sprache mit allem Rechte der Vorwurf der Unnatur und Ziererey treffen. Es bleibt also nichts übrig, als verbündet auf den Sänger zu ziehn. Dann aber ist die Stellung der Sätze offenbar noch verworrener, und der einfache und wahrhaft schöne Gedanke: Wer kann dem Sänger, der die Schicksale der Menschen nach Gefallen schafft und anordnet, widerstehn? höchst gezwungen und kostbar ausgedrückt. Man begreift ohne Schwierigkeit, warum der Krieger ein Verbündeter des Mars und der Dichter ein Verbündeter der Musen heißt. Aber wenn der letztere zu einem Bundesgenoßen der Parzen gemacht wird, um obigen Satz zu versinnlichen, so klingt die Dichtung wie ein versteckter Mythus aus dem Zeitalter der Alexandriner, den der Dichter erfunden hat, um den Scharfsinn seiner Leser zu üben und mit einer gelehrten Anspielung mehr zu prahlen. Kein glücklicherer Ge-

brauch ist in der folgenden Strophe vom Schicksale gemacht. 1796.
Hier ist sie:

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt.
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

Ein Kunstrichter, der für seinen Dichter Hochachtung fühlt, und nicht gerne geradezu verwirft oder tadelt, kann bey einer dunkeln Stelle nichts anders thun, als zuerst selbst anhaltend darüber nachdenken, und wenn es ihm nicht gelingt, sie zu enträthseln, seine verständigen Freunde fragen. Wir haben beydes versucht, aber fruchtlos. Das ungeheure Schicksal, das auf einmal nach Geisterweise in die Kreise der Freude tritt, ist bis heute ein Fremdling aus der andern Welt für uns geblieben. Alles, was wir an ihm — nicht erkennen, sondern nach langem Beschauen, zu erkennen meynen, ist, daß plötzliches Verderben, unvermutheter Untergang durch ihn bezeichnet werde. Aber wie sollen wir dann das Gleichniß deuten? Wie die Großen und Mächtigen der Erde, würde H. Schiller in diesem Falle sagen, wenn die Nachricht von einem hereinbrechenden Unglück plötzlich zu ihren fröhlichen Zirkeln gelangt, staunen und zittern, der Jubel verstummt und das erborgte Verdienst schwindet; so erhebt dagegen der Gesang den Menschen, über sich selbst, zu Göttern, unterwirft ihm jede äußere Gewalt, und vertilget aus seiner Brust jeden Kummer. Wie verhält sich hier der Vordersatz zum Nachsatze? In welchen Punkten stimmt das Vergleichende und Verglichene zusammen? So viel wir sehen, findet keine andre Aehnlichkeit zwischen einem eintretenden Unglück und einem begeisternden Gesange Statt, als daß beyde überraschen und eine überraschende Veränderung in den Gemüthern der Menschen hervorbringen. In allen übrigen sind, selbst nach der Schilderung des Dichters, ihre Wirkungen einander gerade entgegengesetzt. Aber wie entfernt und unbedeutend

1796. ist jene Aehnlichkeit, und wenn sie es allein war, die dem Dichter vor Augen schwebte, wozu bedurfte es aller dieser Mahlereyen, dieses nicht bloß entbehrlichen, sondern sogar verführerischen und irre leitenden Aufwandes von Worten? Doch wie gesagt, ehe ein wohlthätiger Scholiast den grammatischen und lexicalischen Sinn dieser Gleichnisse sichert, ist es schwer über ihren Werth oder Unwerth zu urtheilen. Das Gleichniß der letzten Strophe erscheint nicht bedeutender und treffender, wenn man es in seine Bestandtheile auflöset. Auch ließe sich an den einzelnen Ausdrücken dieser und der vorhergehenden noch gar manches ausstellen: so unbestimmt, unpassend und übertrieben sind mehrere derselben. — Von dem Gedichte die Würde der Frauen S. 186 gilt dasselbe, was wir oben von den Idealen geurtheilt haben. Es enthält ebenfalls einige vortrefliche Stanzen, aber es befriediget, als Ganzes, nicht. Einige Vergleichungen, die der Dichter zwischen dem männlichen und weiblichen Charakter anstellt, sind völlig unwahr, weil, was er ausschließend von dem einen Geschlechte behauptet, mit eben dem Rechte von dem zweyten gesagt werden kann; andere mögen vielleicht unter gewissen Einschränkungen wahr seyn, sind es aber, so allgemein ausgedrückt, wie hier, sicher nicht; noch andere berühren sich so genau, oder verlaufen sich vielmehr so sehr in einander, daß sie mehr den Worten als der Sache nach, sich von einander zu unterscheiden scheinen. Hierbey fehlt es ebenfalls weder an schwankenden, unbestimmten und zweydeutigen Stellen, noch an unglücklichen, oft unedlen, oder doch kleinlichen Bildern, noch an Kantischen Begriffen und hohen Abstractionen, die sich mitten zwischen diese Bilder eindrängen und sich daselbst widerlich genug ausnehmen. Nur etwas weniges zur Probe:

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Pflegen sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freyer in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als er in des Denkens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

— — — — — — — — — — — —

Offen liegen ihm (dem Manne) die Schätze
Der Vernunft, der Phantasie,

Nur das Bild auf seinem Netze, (in Wahrheit sehr anatomisch!) 1796.
Nur das Nahe kennt er nie.

Aber die Bilder, die ungewiß wanken
Dort auf der Flut der bewegten Gedanken
In des Mannes verdüstertem Blick,
Klar und getreu in dem sanfteren Weibe
Zeigt sie der Seele krystallene Scheibe,
Wirft sie der ruhige Spiegel zurück.

— — — — — — — — — — — — —

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfaßen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

— — — — — — — — — — — — —

Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
Das sie still, doch gewißer erringt.
Strebt, auf der Schönheit geflügeltem Wagen,
Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
Die der Mann nur ertödtend erzwingt.

— — — — — — — — — — — — — —

Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch als Königinn die Pflicht,
Doch die Herrschende verschonet
Grausam das Beherrschte nicht
Des Gedankens Sieg entehret
Der Gefühle Widerstreit
Nur der ewge Kampf gewähret
Für des Sieges Ewigkeit.

Aber für Ewigkeiten entschieden
Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
Der Nothwendigkeit heilige Macht
Hütet der Züchtigkeit köstliche Blüthe,

1796. Hütet im Busen des Weibes die Güte,
Die der Wille nur treulos bewacht.

Wir enthalten uns aller Bemerkungen über die unterstrichenen Stellen, so einen reichlichen Stoff sie auch darbieten, und schränken uns auf eine allgemeine Betrachtung, über die Gegenstände, die H. Schiller, und über die Art, wie er sie behandelt, ein.

Bekanntlich hat er, seit einiger Zeit, mehrere philosophische Ideen und unter diesen selbst einige aus der Kantischen Schule in das Gebieth der Dichtkunst herübergezogen, und sie poetisch auszuführen versucht. Weder gegen diesen Versuch überhaupt, noch auch insbesondere gegen die Bemühung, die Tiefen der Kantischen Philosophie durch die Fackel Apolls zu erhellen, läßt sich etwas einwenden: vielmehr würde jeder Deutsche sich aufrichtig freuen, wenn es H. S. gelänge, unsere Dichtkunst mit treflichen philosophischen Oden und Liedern zu bereichern, und die Gedanken und Grundsätze der neuesten Philosophie in der verständlichen Sprache der Musen, zu allgemeinem Gebrauch, in Umlauf zu bringen. Allein bis itzt scheint der Erfolg seine Anstrengung noch nicht sehr belohnt zu haben. Wie wenig es ihm geglückt ist, über Kantische Ideen Herr zu werden, davon gibt das Reich der Schatten, die seltsamste Mißgeburt, die jemals aus dem Gehirne eines Dichters hervorgegangen ist, ein unverwerfliches Zeugniß: denn selbst einer seiner begünsteten Lobredner thut, nachdem er sich alle Mühe gegeben hat, das Argument des Gesanges auszuziehn, das sehr naive, obwohl gegen die ungemeinen Lobeserhebungen sehr abstechende Bekenntniß, er hoffe den Inhalt, im Ganzen wenigstens, nicht verfehlt zu haben, wofern sich auch im Einzelnen Mißverständniße eingeschlichen haben sollten. In der That, wenn selbst H. Schillers Bewunderer und Freunde, wenn, wie es scheint, Eingeweihte in seine Sprache und Vertraute der Schule, der er folgt, dieß demüthige Geständniß über eines seiner weitläufigsten und tiefsinnigsten Produkte abzulegen gezwungen sind, was sollen Laien, die weder das eine noch das andere sind, von dieser neuen Poesie erwarten, oder was können sie anders urtheilen, als daß der Stoff, den er der Bearbeitung gewürdiget hat, ziemlich spröde und nicht einmal einer deutlichen, geschweige denn einer lebhaften poetischen Darstellung empfänglich

seyn müße? Und so dürfte sich wohl auch wirklich die Sache, 1796.
bey einer nähern Untersuchung, verhalten. Solche abgezogene Begriffe, dergleichen im Reiche der Schatten aufgestellt werden, mit einem poetischen Körper bekleiden, ja sie nicht bloß didaktisch, sondern lyrisch ausführen wollen, heißt, nach unserer Empfindung, das Wesen der Dichtkunst verkennen, und das Unmögliche für möglich halten. Aus einem Unternehmen der Art kann offenbahr nichts anders hervorgehen, als Zusammensetzungen, die weder Prosa noch Poesie sind, die durch Dunkelheiten aller Art aufhalten und verwirren, und durch die unaufhörliche Schwierigkeiten des Verstehens, mit denen der Leser zu kämpfen hat, die Wirkung, die das lyrische Gedicht so vorzüglich beabsichtigt, Rührung und Begeisterung, vernichten. Zwar wißen wir wohl, was die Leser einem philosophischen Dichter schuldig sind, und wie sehr dieser berechtigt ist, eine mehrmalige Betrachtung seines Kunstwerkes von ihnen zu fordern; aber wir wißen auch aus eigner Erfahrung, wie eine Theodicee und ein Schattenreich die auf sie angewandte Mühe belohnen, wie in jenem Gedichte, nach wiederhohlter Lesung, alles in Licht und Klarheit sich auflöst, in diesem alles in die Dämmerung des Reiches, von dem es benannt ist, gehüllt bleibt.

Doch wer wollte nicht eines mißgerathenen Versuches, zumal, wenn der Verf. durch mehrere trefliche Versuche seine Leser bereits schadlos gehalten hat, gerne vergeßen? Was man mehr zu bedauern Ursache hat, ist, daß H. S. in so vielen seiner Gedichte, in denen er Ideen, die der poetischen Ausbildung vor so vielen andern fähig sind, ausführt, und durch die er so vortheilhaft auf eine große Classe von Lesern wirken könnte, dieselbe räthselhafte, schwankende Sprache redet, eine übel angebrachte Metaphysik unter die schönsten Gemählde und Bilder mischt, und den Pfad des Wahren und Natürlichen alle Augenblicke verläßt, und in das Gezierte, Kostbare und Schwülstige fällt; mit einem Worte, daß er sich zwar sehr oft als einen Mann von Genie, aber eben so oft als einen Dichter von verderbtem Geschmacke zeigt, und man seine Stücke zwar stellenweise mit Vergnügen und Theilnahme lesen, aber wenige ohne Verdruß durchlesen kann. Freylich ist das Geschäft des Dichtens leicht und angenehm, und das des Prüfens und Verbesserns schwer, und wenn man sich zu monatlichen Spenden an das Publikum anheischig gemacht hat, nicht wohl möglich; freylich ist die Empfindung, die jenes gewährt,

1796. berauschend, und die Empfindung, die dieses verursacht, niederschlagend, jenes ein Spiel, mit dem wahrer Genuß verbunden ist, und dieß eine Anstrengung, die eine beschwerliche Selbstverläugnung erfordert. Ueberdem haben unsre kritischen Sprecher nichts unterlassen, um H. S. in dem Wahn, alles, was er mache, sey sehr gut, zu erhalten. Sie haben nicht, wie denkende Kunstrichter, über ihn geurtheilt, sondern, wie begeisterte Seher, über ihn gedichtet, und seine poetische Sprache zum Vorbilde ihrer Prosa genommen. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß es H. S. weder für dienlich noch für nöthig erachtet hat, seine Arbeiten einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen und unzufriedener mit ihnen zu seyn, als seine Lobredner. Wenn es ihm indeß, wie wir überzeugt sind, nicht um einen vergänglichen, sondern um einen dauernden Ruhm zu thun ist, so wird er hoffentlich, bey mehr Muße, und unbekümmert um allen erhaltenen Beyfall, einen unparteyischen Blick auf seine Gedichte werfen, sich in die Stelle seiner Leser versetzen, und seine erste Frage die seyn lassen: Können sie auch verstehn, was du schreibst? Es ist in der That eine eigene Erscheinung, daß die Kunstrichter seit kurzem so unablässig und ängstlich rufen: Leset die neuesten Gedichte doch nur laut: Ihr werdet sie gewiß schön finden. Keinem Verständigen wird es einfallen, den Werth der Declamation herabsetzen, oder ihre wohlthätige Gewalt läugnen zu wollen. Daß die Worte eines melodischen Gesangs eine ganz andere Wirkung auf das Herz hervorbringen, wenn sie durch eine liebliche Stimme in süße Töne verwandelt werden, und daß alles lebendiger uns ergreift und anschaulicher vor uns steht, wenn wir hören, als wenn wir lesen, wer sollte das nicht an sich empfunden zu haben oder es nicht zu empfinden wünschen? Mit allem Rechte sagt daher Wieland irgendwo: Die Kunst gut zu lesen solle eigentlich keinem Manne von guter Erziehung abgehn. Indeß ist es doch nicht minder gewiß, daß seine eigenen und die Gedichte hundert anderer guten Dichter, öfter noch das Vergnügen des still lesenden Denkers gemacht haben, und hoffentlich, so lange man liest, machen werden. Und warum sollten sie das auch nicht? Ich verliere in jenem Fall allerdings viel von dem Zauber des Versbaues und dem wechselnden Sylbenfalle, viel von der Harmonie des poetischen Perioden, viel von der Lebendigkeit des Ausdrucks: allein dieser Verlust ist doch auch nicht ohne allen

Ersatz. Eine Menge von noch wesentlichern poetischen Schönheiten, 1796.
die, wenn ich Hörer oder Vorleser wäre, an meinen Ohren vorbeygleiten, oder doch nicht in ihrer ganzen Fülle und Vortreflichkeit von mir gefühlt werden würden, ergreifen mich bey einem stillen und bedächtigen Lesen, — bey einem Lesen, wo es mehr in meiner Gewalt steht anzuhalten und nachdenkend zu verweilen, — nur um desto mächtiger, und prägen sich meiner Seele tiefer und dauernder ein. Ja, die Wahrheit zu gestehn, bey mehrern, vorzüglich bey Gedankenschweren Gedichten scheint uns die Kunst und Kraft des Vorlesers an dem Hörer ganz verloren, wenn dieser sich nicht schon vorher mit dem Inhalte derselben bekannt gemacht und durch eine stille ihnen geweihte Betrachtung sie vollkommen verstehen gelernt hat. Aber gerade hier ist es, wo eine Erfahrung, die wir bey den Gedichten eines Uz, Ramler und anderer gemacht haben und uns beym Lesen der jüngsten lyrischen Gedichte wieder zu machen freuten, unsre Erwartung getäuscht hat. H. Schillers Verse erscheinen nur so lange tadellos, als man sie hört. Die Menge tönender Worte, die vor dem Ohr leicht vorbey rauschen, die bunten Bilder, die dann, eins nach dem andern flüchtig vorübergleiten, der Wohlklang, der dann, unaufhaltsam und durch die laute Stimme verstärkt, auf uns eindringt, — alles dieß feßelt, und überredet uns, daß wir etwas ausgezeichnet Vortrefliches vernommen haben. Wir finden, was wir verstanden, schön, und hoffen, das nicht verstandne werde es nicht weniger seyn. Allein kaum schicken wir uns an, den gehabten Genuß zu erneuern, und uns in der Stille noch einmal an ihm zu laben, so erscheint uns alles ganz anders. Die magische Kraft der Melodie und des Rhythmus besticht uns nicht länger, oder reißt uns doch nicht so gebietherisch, wie das erste Mahl, mit sich fort, und die Flecken des Kunstwerkes treten einer nach dem andern hervor. Die Gestalten, die uns in der Ferne bezauberten, werden zu dunkeln Schatten, in denen wir vergeblich deutliche und bestimmte Umrisse zu entdecken suchen, und die uns umrauschende Fluth von Tönen löst sich in einen Dunst auf, in dem wir wenigstens klar und mit Gewißheit erkennen.

Die zweyte Frage, von der wir wünschten, daß sie H. Schiller recht oft an sich möchte ergehen lassen, ist die, auf welche er selbst in den Stanzen an den Leser S. 203 hingewiesen hat, —

1796. die Frage, ob er wirklich alles gethan habe, um dem Guten zu gefallen

Den Wahrheit rührt und Flimmer nicht besticht

Wir fürchten, eben darum sind seine Gedichte das nicht, was sie seyn könnten und sollten, weil er sich diese Frage zu selten gethan hat. Es sey uns vergönnt, uns ein wenig umständlicher hierüber zu erklären.

Unstreitig darf H. S. auf das Lob eines denkenden und gedankenreichen Schriftstellers den gerechtesten Anspruch machen. Er hat nicht allein, wenn auch nicht durch eine vertraute Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Geistern des Alterthums als an welcher wir immer aus mehr denn einem Grunde gezweifelt haben, doch durch eine aufmerksame Lesung der besten Werke der neuern Zeit gewonnen und auf diese Art seine Kenntnisse erweitert und sich mit Ideen bereichert; sondern er hat zugleich selbst über den Menschen und seine Verhältnisse reiflich gedacht und sich einen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen, dessen der philosophische Dichter in so hohem Grade bedarf, erworben. So bereitwillig ihm aber ein unpartheyischer Beurtheiler die Gedankenfülle eines gebildeten Denkers zugesteht, so wenig kann er ihm den Vorzug einräumen, seine Gedanken leicht und ungesucht auszudrücken, und ihnen jedesmal dasjenige Gewand zu geben, in welchem sie sich auf die vortheilhafteste und gefälligste Weise zeigen. Diese Unvollkommenheit seiner Schreibart scheint uns aus einer zwiefachen Quelle zu entspringen. Zuweilen, dünkt uns, sucht H. S. die bequemste und schicklichste Form für den darzustellenden Gedanken, ohne sie finden zu können, und ermattet über dem Suchen; zuweilen aber und noch öfter bemüht er sich einem Gedanken, der, einfach und natürlich gesagt, gefallen, aber nicht als neu und glänzend erscheinen würde, diese Eigenschaften durch die Darstellung zu ertheilen und ihn größer und wichtiger zu machen, als er ist, oder seiner Natur nach seyn kann. Nicht selten entspringt aus dieser vergeblichen Anstrengung die Undeutlichkeit, die wir oben an ihm gerügt haben, allein noch weit häufiger wird er, wenn auch nicht dunkel und räthselhaft, doch spitzfindig, geschraubt und kostbar. Jener bescheidene Mittelweg, auf dem die besten Dichter der Alten, und die ihnen gefolgt sind,

einhergehen, ist in Wahrheit derjenige, den H. S. gleichsam ab- 1796.
sichtlich verschmäht. Sein Wunsch ist immer das Aeußerste. Erst dann, wenn er den Gedanken entweder so zugespitzt hat, daß man ihn kaum noch erkennen kann, oder ihn so überladen hat, daß er unter den ihn umgebenden Zierrathen erliegt, glaubt er sich als einen Dichter gezeigt, oder etwas, das der Bewunderung werth ist, gesagt zu haben. Daher diese unaufhörliche Einmischung fremdartiger Ideen, die mit der Hauptidee nicht verwandt sind, und ihr Eintrag thun, indem sie den Leser von ihr abziehen; daher dieser unaufhörliche Wechsel mit Bildern, der ungewiß macht, ob von derselben Sache die Rede ist, (wie z. B. in den Idealen, wo auf einer Seite die Wahrheit im Glanze der Sonne erscheint, und dann die Sonne selbst ist;) daher die Zweydeutigkeit der Bilder, (wie z. B. in der Macht des Gesangs S. 3., wo man im Zweifel gelassen wird, wie sich die Wirkung des Gesangs äußern soll, ob dadurch, daß er die Liebe zum Vaterland und zu den Vergnügungsörtern der Kindheit in uns hervorruft, oder dadurch, daß er, wenn wir der Natur untreu geworden sind, uns wieder zu ihr zurückführt;*) daher endlich dieß stete Hin- und Herschwanken zwischen riesenhaften und kleinlichen, edlen und unedlen, gemeinen und erhabnen Ideen, wie wenn es in demselben Stücke heißt:

Den hohen Göttern ist er (der Mensch) eigen,
Ihm darf nichts irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten
So lang des Liedes Zauber walten.

Kann man von dem Höchsten zum Untersten schneller herabsteigen, oder das Große mit dem Kleinen unglücklicher paaren? Und doch hat es der Verfasser so ganz in seiner Gewalt, uns reine und vollendete Abdrücke seiner Empfindungen und Gedanken zu geben, und hat sie uns, auch in dieser Sammlung, in dem gleich zu Anfang gerühmten Gedichte und in mehrern treflichen Sittensprüchen (man sehe unter andern den Spruch des Confucius S. 39, die Würden S. 48, den Sämann S. 87, und die zwey Tugendwege S. 110) wirklich gegeben.

1796. — Noch ein Paar Worte über den Anhang zu diesem Musen-Almanach, über die Epigrammen (von Göthe) Venedig 1790. Was der Dichter in der neptunischen Stadt, unter Menschen von eigener Sitte und eignem Charakter, unter den mannigfaltigsten, für ihn neuen oder doch auffallenden, Gegenständen und bey mehrern, innern und äußern, Veranlassungen empfand und dachte, — das alles hat er in hundert und drey Gedichtchen im elegischen Sylbenmaaße niedergelegt und treu und lebendig darzustellen versucht. Treffende Züge aus dem Leben der Einwohner, glückliche Schilderungen ihrer Lebensweise, kleine Gemählde eigner individueller Gefühle, und feine Spöttereyen über das Dichten und Trachten der Menschen überhaupt, gemischt mit allerley bunten Einfällen über Poesie, Kunst und Sprache, machen daher den Inhalt dieser Spiele des Witzes und der Laune aus. Welchen von diesen dichterischen Einfällen der Vorzug gebühre (denn daß ihr Verdienst nicht gleich sey, wird man bey der beträchtlichen Anzahl von selbst vermuthen,) darüber maßen wir uns, da bey einer Würdigung der Art auf die eben obwaltende Stimmung des Lesers und hundert andre Zufälligkeiten so viel ankömmt, kein Urtheil an, so wie wir einige von Seiten ihres sittlichen Werthes zu rechtfertigen und sie zu schönen, edlen und naiven Dichtungen zu erheben, den Kunstrichtern überlassen, die jederzeit eine neue Theorie zur Hand haben, sobald die bisherige ihnen oder ihren Freunden nicht zusagt. Wir begnügen uns zu bemerken, daß wir ein Drittel dieser Epigrammen mit Vergnügen gelesen und in ihnen den Dichter, der auch im Kleinen Original ist, bewundert haben.

---

*) Außerdem ist die Behauptung in der Ausdehnung, die ihr in dieser Strophe gegeben wird, nicht einmal ganz richtig. Liebe für die Natur und ihre schuldlosen Freuden kann ein Daphnis, eine Luise, aber weder ein Messias noch ein Nathan in uns erwecken, und doch spricht der Verfasser von der Wirkung der Dichtkunst überhaupt, nicht von der Wirkung der einzelnen Gattungen.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1796, 58. Band, 2. Stück, pag. 285—317.

Notiz von Deutschen Journalen.

1796.

Um diesen Artikel fürs verfloßne Jahr nicht ganz unbearbeitet zu lassen, wollen wir von den Zeitschriften, die mit demselben angefangen haben, wenigstens diesmal Eine von ihrer Entstehung her etwas ausführlich anzeigen. Wir wählen dazu die Horen als diejenige welche das größte Aufsehen erregt hat und unstreitig die meisten merkwürdigen Aufsätze enthält. —

Die Horen.

Eine Monatschrift herausgegeben von Schiller.

Inhalt der Ankündigung. Über das Lieblingsthema des Tages, (Krieg, politische Meinungen, Staatscritik,) legen sich die Verfasser der Horen ein strenges Stillschweigen auf und verbieten sich ausdrücklich alle Beziehungen auf den jezigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit. Durch ein allgemeines höheres Interesse an dem was rein menschlich ist wollen sie die durch das beschränkte Interesse der Gegenwart in Spannung gesetzten eingeengten und unterjochten Gemüther wieder in Freiheit setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder vereinigen, heitere, leidenschaftfreie Unterhaltung, gesammelte Züge zu dem Ideale veredelter Menschheit, stiller Anbau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten alles zur Beförderung wahrer Humanität u. s. w. soll der Inhalt und Zweck der Horen, Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede, soll der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn.

Folgende genannte Schriftsteller nehmen an dieser Monatschrift Antheil: Archenholz, Dalberg (der sich im fünften Stück wieder davon losgesagt hat), Engel, Fichte, Funk (in Dresden), Garve, Genz, Gleim, Göthe, Gros, Herder, Hirt, Hufeland, beide Brüder Humbold, Jacobi (aus Düsseldorf), Matthisson, Meyer (in Weimar), Pfeffel, Schiller, Schlegel (in Amsterdam), Schütz,

1796. Schulz, Woltmann. Die Namen der Verfasser der einzelnen Aufsätze werden erst am Ende des Jahrgangs angezeigt. Jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts (die aber nicht näher angezeigt werden) zu unterwerfen geneigt ist, steht die Theilnahme daran offen.

Jeden Monat erscheint ein Stück von 7 Bogen in gr. 8. auf Schreibpapier. Der Jahrgang kostet ein Carolin oder 6 Thl. 8 gr. sächs. Das einzelne Stück 16 gr. Die Mitarbeiter wenden sich an den Herausgeber, die Subscribenten an die Buchhandlungen und Postämter. Die Namen der Subscribenten werden am Ende des Jahres abgedruckt.

Inhalt des ersten Stücks. I. Epistel. II. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. III. Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten. rc.

Wer erkennt nicht den Meister in folgenden Versen der Epistel:

— — — Es liest nur ein jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er,
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher durch Schriften der Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Ob es der Absicht des Dichters wohl entgegen seyn mag, daß diese Epistel, so verschieden sie auch gedeutet wird, für Jeden, Beziehung auf das Lieblingsthema des Tages zu haben scheint? Daß der Demokrat in dem Hans ohne Sorge den privilegirten nutz- und geschäftslosen Aristokraten, auch wohl den aus seiner Heimath Vertriebenen, in manchem deutschen Ländchen in anständiger Faulheit gefütterten Emigranten siehet; sein Gegner aber sich freuet, wie der neuausgedachte Demokratenstaat darin so weidlich lächerlich gemacht wird? Daß sich die Verfasser über diese Gegenstände das strengste Stillschweigen auferlegt haben, geht den launigen Dichter freilich nichts an, kann aber auch Diejenigen, die des Dichters uneingeschränktes Privilegium

nicht kennen, oder nicht anerkennen wollen, von jenen Deutungen um so weniger abhalten, da der dritte Aufsatz nicht nur Scenen des gegenwärtigen Krieges und ihre Folgen zum Gegenstande hat, und der Autor und die darin vorkommenden Personen sich nicht begnügen, über das Lieblingsthema des Tages zu urtheilen und zu streiten, sondern auch die ganze Vertheilung der Charaktere und Maximen ein bestimmtes verdammendes Urtheil über ein Lieblingsthema des Tages fällt. Der Autor spricht für den Adel und Adelstolz, er und seine eingeführten Personen beurtheilen die französische Nation, den jetzigen Krieg und seine schlimmen Folgen, die politischen Klubs, die verbreiteten Gesinnungen und Meinungen, die Verfassung welche die Franzosen einzuführen streben, ja sogar die künftige wahrscheinlich schlechte Behandlung ihrer eroberten deutschen Provinzen. — 1796.

Ist das ehrlich? heißt das über das Lieblingsthema des Tages, über Krieg, politische Meinungen und Staatscritik strenges Stillschweigen beobachten? Alle Beziehungen auf den jezigen Weltlauf, auf die nächsten Erwartungen der Menschheit vermeiden? Heißt das nicht vielmehr, die wichtigen Gegenstände mit dictatorischem Übermuthe aburtheilen, und das einseitige Urtheil mit hämischer Kunst dem Schwachen und Kurzsichtigen annehmlich, durch imponirende Namen ehrwürdig machen wollen? So unschuldig der achtungswerthe Herausgeber auch immer an dem Inhalte dieses Aufsatzes seyn mag, so unverzeihlich bleibt es doch, so etwas ganz dem angekündigten Plan entgegenlaufendes von irgend einem Mitarbeiter aufzunehmen. —

Über den zweyten Artikel, dessen würdiger Verfasser eben so leicht, als der vorige schwer zu erkennen ist, schweigen wir, bis wir die Briefe ganz vor uns haben und fassen diese dann zuletzt mit einigen andern dahin einschlagenden Aufsätzen des Journals zusammen. —

Inhalt des vierten Stücks. — IV. Merkwürdige Belagerung der Stadt Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585.

Wie in aller Welt kommen die Horen zu dem Antheil an der Belagerung von Antwerpen? Die Schmückerinnen der neugebohrnen Venus, die Weltumkreisenden Tän-

1796. zerinnen, die Anmuthigen, die Wohlanständigen? Wie können sie sich mit solchen Greueln menschlicher Tugend und Verruchtheit befassen? — Der Horen uneingedenk wissen wir indeß dem Herausgeber sehr vielen Dank für diesen meisterhaften Aufsatz und erklären uns die kleine Unschicklichkeit gern wie wir sollen. —

Inhalt des sechsten Stücks. I. Elegien ꝛc.

Diese im Sinne der Alten gedichteten Elegien sind schön, sehr schön, musterhaft; stellen ganz- und hochgenossne Lebensmomente auf dem reichsten üppigsten Boden der Erde mit einer Wahrheit und Wärme dar, die den Leser von lebendiger Sinnlichkeit überströmt, wie italiänische Luft. Aber bei allen Musen und Grazien, wie kommen diese Kinder der muthwilligsten Sinnlichkeit in den mit einem so reinen Kreise umschlossnen Tempel der Horen? Wer mochte wohl den darstellenden Künstler, der dieser Dichter in so hohem Grade ist, abhalten, einen in die Scene fallenden Gegenstand mit ächter Kunst zu behandeln; die Kunst kann ihm vielmehr nicht genug Ehrensäulen setzen, denn sie wird durch ihn wie durch keinen bisher bereichert. Aber Bilder seiner muthwilligen Sinnlichkeit und Laune in den ofnen Hallen des Tempels aufzustellen, der sich dem reinen Interesse der Menschheit widmete, dem die Mutter die Tochter, der Vater den Sohn mit innerer Sicherheit zuführte, um ernste Belehrung, ächte Geschmackbildung der erwachenden Sinnlichkeit, der zu früh gereizten Begier entgegen zu stellen — Welch ein gebieterisches Schicksal vermochte also das Urtheil des strengen Herausgebers zu lenken? —

Inhalt des neunten Stücks. I. Das Reich der Schatten. — XI. Die Antike an einen Wandrer aus Norden. XII. Deutsche Treue. XIII. Weisheit und Klugheit. XIV. An einen Weltverbesserer. XV. Das Höchste. XVI. Elias. XVII. Unsterblichkeit.

Unter den Gedichten, welche die übrigen Nummern dieses Stücks erfüllen interessirt das I. durch sein malerisches Helldunkel. —

Unter den letzten sieben Gedichten die die Hand des Meisters und mehr noch den Geist des Meisters verrathen, hat uns folgendes vorzüglich gefallen.

Willst du, Freund, die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen, 1796.
Wag es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, von welchem Du scheidest,
Jenes nicht, wo dereinst landet Dein muthiger Flug.

Inhalt des zehnten Stücks. — IV. Elegie &c.

— Die Elegie ist wohl eines der schönsten vollendetsten Gedichte, das je dem Herzen eines ächt philosophischen Dichters entfloß. Es umfaßt den ganzen innern und äußern Menschen, die Natur, die ihn umgiebt und die er beseelt. Gerne ruhen wir wieder mit dem edlen Dichter in den Armen, an dem Herzen der Mutter Natur nach jedem Gedanken an die glücklich durchlaufne Bahn; und so möge, jedem der dieses schöne Gedicht von Herzen genoß zu lieblicher Erinnerung, der edel ruhevolle Schluß auch hier stehen.

Reiner von deinem reinen Altare nehm' ich mein Leben,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille der Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne,
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Wiegest auf gleichem Mutterschooße die wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nehmlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Inhalt des eilften Stücks. — VIII. Über das Naive &c.

Eingedenk des Vorwurfs, daß wir, die wir die Anzeige mehrerer Journale verheißen haben, uns schon zu lange bei den Horen aufgehalten und in dem Verlangen uns solche Stellen, welche dem moralischen Zwecke dieser Zeitschrift förderlich seyn können, zuzueignen, zu weitläuftige Auszüge aus einigen Aufsätzen gegeben haben, müssen wir uns für die Zukunft auf die Be-

1796. zeichnung der wichtigsten und bedeutendsten Aufsätze beschränken. Da ragt nun in diesem Stücke der Aufsatz über das Naive gar sehr hervor. Aber auch die nähere Beleuchtung dieses vortrefflichen Aufsatzes und seiner Fortsetzungen in den folgenden Stücken müssen wir einem besondern Aufsatze überlassen, welchem alle ästhetischen Abhandlungen des Herausgebers besonders gewidmet seyn werden und welchen wir unsern Lesern bald vorzulegen hoffen. —

Inhalt des zwölften Stücks. I. Die sentimentalischen Dichter &c.

Der bei weitem wichtigste Theil dieses Stücks ist die erste Abhandlung, welche die über das Naive fortsetzt. Der Schluß der zweiten Abtheilung macht es uns fast schwer ihre nähere Beleuchtung jenem vorher erwähnten Aufsatze zu überlassen.

— Dieses Stück giebt auch das Subscribenten-Verzeichniß, das an achtzehnhundert Interessenten enthält. Mit Freuden sieht man daran, daß das deutsche Publikum ein Unternehmen seiner Lieblingsdichter, nach seiner Art willig und thätig unterstützt hat. Möchte doch die Aufnahme des folgenden Jahrgangs zeigen, daß weder der eine noch der andere Theil eine zu hohe Erwartung gehabt.

Der Inhalt des ganzen Jahrganges nennt auch die Verfasser aller Aufsätze, bis auf den Verfasser der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten und einiger kleineren Aufsätze, der für gut gefunden hat anonym zu bleiben. Es ist unsern Lesern vielleicht angenehm, die merkwürdigen Namen, neben dem Inhalte den wir ihnen von jedem Stücke vorgelegt haben, summarisch beisammen zu haben. Wir bezeichnen die Stücke mit großen römischen, die Aufsätze und ihre Anzahl bei jedem Autore mit kleinen arabischen Zahlen.

Göthe (4) I. 1. — VI. 1.

Schiller. (30) I. 2 — IV. 4. — IX. 1. — 11; 12. 13. 14. 15. 16. 17. X. 4. XI. — 8. XII. 1. —

— Von den im ersten Stücke genannten Mitarbeitern haben zu dem ersten Jahrgange, Funk, Garve, Genz, Gleim, Hirt, Hufeland, Matthison, Schütz und Schulz nichts geliefert. Desto reichlicher hat uns der Herausgeber beschenkt,

der allein so viel Aufsätze geliefert hat, als alle übrigen Mitarbeiter zusammen, Herder ausgenommen. 1796.

Die Horen. IVtes Stück. 1796.

1. Benvenuto Cellini. Ein Auszug aus der eignen Lebensbeschreibung eines merkwürdigen italienischen Künstlers, welcher im 16ten Jahrh. lebte. Die äußerst lebendige Darstellung wird jedem, der sich gern an nackter Natürlichkeit ergötzt, eine köstliche Unterhaltung gewähren. Äusserst merkwürdig ist dieser Charakter als echter Repräsentant der damaligen italienischen Menschennatur und Sitten; als solcher wird er uns hier auch wohl nur aufgestellt. —

Vtes Stück.

1. Benvenuto Cellini. Fortsetzung. Möchte doch hier der Auszug etwas kürzer seyn! Es gehört schon ein starker Magen dazu, sich an naiven Mordthaten zu belustigen, das ewige Einerlei dieser Raufereien muß aber auch einen solchen ermüden.

Dieser Auszug ist überhaupt bis jetzt eine wörtliche Übersetzung aus dem eignen Leben des alten Künstlers, welches im italienischen Original einen starken Quartanten in Nugents englischer Übersetzung, zwei starke Oktavbände beträgt. Diese Lebensbeschreibung hat in vielen Rücksichten, besonders für den philosophischen Geschichtsforscher und Kunstfreund hohes Interesse. Allein die Weitschweifigkeit, mit der Benvenuto von seinen unzähligen blutigen Händeln spricht, ist für den Leser schon in seiner Geschichte selbst ermüdend, in einem Auszuge für die Horen aber wohl gar zweckwidrig. In der ersten Hälfte des Auszuges hat der Übersetzer bloß die Einleitung des Verfassers weggelassen, in welcher dieser mit vieler Naivität von seinen Voreltern, und mit Künstlerstolz von der großen Wichtigkeit der Selbstbiographie spricht, unter andern auch eine Anekdote erzählt, die so naiv und bedeutend ist, und seinen Vater und dessen Erziehungsweise so lebendig charakterisirt, daß es zu verwundern ist, wie der deutsche Übersetzer sie weglassen konnte. Hier ist sie:

„Als ich ohngefähr fünf Jahr alt war, befand sich mein Vater einst in einem kleinen Zimmer, in welchem man gewaschen hatte, und wo eben ein tüchtiges Feuer brannte. Er sang und

1796. spielte dazu auf der Geige, dicht ans Feuer gerückt; das Wetter war empfindlich kalt. Als er in die Flammen hineinsah, wurde er ein kleines Thier gewahr, wie eine Eidechse gestaltet, das in der dichtesten Gluth des Feuers lebte. Er merkte sogleich, was es war, rief meine Schwestern und mich, und nachdem er uns das Geschöpf gezeigt hatte, gab er mir eine Ohrfeige. Ich fing an zu weinen; er aber schmeichelte mir, bis ich stille ward. Dann sagte er diese Worte: Liebes Kind, ich gab dir diese Ohrfeige nicht, weil du irgend ein Versehen begangen hättest, sondern damit du dich stets erinnern möchtest, daß das kleine Geschöpf, welches du hier in den Flammen siehst, ein Salamander ist, den man, so viel mir bekannt ist, bis jetzt nicht mit Augen gesehen hat. Indem er dies sagte, umarmte er mich, und gab mir etwas Geld."

Auf diese Anekdote folgt nun sogleich das, womit der Übersetzer seinen Auszug anfängt.

Neuntes bis elftes Stück.

Jetzt scheint für die stets wechselnden, und oft von ihrer Bahn abweichenden, Horen die Periode der Übersetzungen gekommen zu sein. Außer drei beträchtlichen Fortsetzungen vom Cellini enthalten diese Stücke: Zwei große Gedichte aus dem Theokrit, von einer unverkennbaren Meisterhand; zwei Elegien des Properz, deren eine sich mehr Freiheit erlaubt, „als mit guten und schönen Sitten verträglich ist," und sogar eine Erzählung aus dem Dekameron des Boccaz. Da der Auszug aus Benvenutos Leben jetzt erst ungefehr bis auf zwei Drittheile des Originals gekommen ist: so hat der Leser, wenn der Auszug verhältnißmäßig fortschreitet, noch manche Fortsetzung von einer schönen Länge zu hoffen. Die Verdeutschung des, in so vieler Rücksicht lehrreichen und unterhaltenden Originals, konte gewiß in keine bessere Hände fallen. Aber wie zuversichtlich muß nicht der Herausgeber darauf rechnen, daß das Publikum sich alles gefallen läßt, um ein übersetztes Werk von solcher Länge in eine Monatschrift von dem Plane der Horen zerstückeln zu dürfen? — Von dieser Vernachlässigung, womit glänzend begonnene Unternehmungen, denen man nicht gewachsen ist, gewöhnlich endigen, enthalten die letztern Stücke der Horen, durch die Aufnahme so manches äußerst unbedeutenden oder durchaus schlechten Beitrages, vorzüglich viele Beweise. —

Zwölftes Stück.

1796.

— Die in diesem Jahre zu den Mitarbeitern der Horen neu hinzugekommenen Schriftsteller sind: v. Knebel, Gerber, Reinwald, Horrer, Kosegarten, Bürde, Halem, Fr. Brun und Boje.

Die Übersetzungen in diesem Jahrgange betragen ungefehr anderthalb Alfabet und zwei Bogen, also beinahe die Hälfte des Ganzen. Man hat vortrefliche, mittelgute und auch schlechte Originale aus dem Französischen, Englischen, Italienischen, Lateinischen und Griechischen vortreflich, auch mittelmäßig und auch schlecht übersetzt.

Deutschland, Berlin, 1796, 1. Band, 1. Stück, pag. 54 2c., 2. Stück, pag. 247 2c., 3. Stück, pag. 373 2c.; 3. Band, 7. Stück, pag. 82, 93, 94; 4. Band, 12. Stück, pag. 358, 359, 361.

Neue deutsche Werke.

I. Musen-Almanach fürs Jahr 1796. Herausgegeben von Johann Heinrich Voß. Hamburg bei C. F. Bohn. (16 Gr.)

II. Musen-Almanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. Neustrelitz, bei dem Hofbuchhändler Michaelis, (1 Rthlr. 16 Gr.)

III. Calender der Musen und Grazien für das Jahr 1796. Leipzig zur Messe bei Haude und Spener von Berlin. (1 Rthlr. 12 Gr. mit illuminirten Kupfern 2 Rthlr.)

Sollte man diese holden Zöglinge der Musen als die geliebten Schönen des Tages mit wenigen Worten charakterisiren; so würd' es vielleicht also geschehen können: I. Ernst und rein. II. Schön und frei. III. Angenehm und gut. Das soll nun aber nicht so zu verstehen seyn, als befände sich in Vossens Musenalmanach nichts schönes, viele seiner Gedichte mit welchen er den diesjährigen Almanach so reichlich ausgestattet, sind sehr schön; — oder als fehlete es dem Schillerschen Almanach an Ernst: einige seiner und seiner Mitarbeiter Gedichte sind von

1796. hohem Ernste, u. s. w. Aber der Hauptcharakter in Gedanken und Formen schiene dennoch damit bezeichnet zu seyn.

— Schiller hat uns 24 eigne Gedichte gegeben, von denen mehrere ein so edeleinfältigen Charakter haben, als man bisher an Schillers Muse nicht gewohnt war: die Würden, der Sämann, die zwei Tugendwege, die Ideale — wie edel und einfach! Würde der Frauen, wird gewiß das Lieblingslied aller zarten, deutschen Frauen und Mädchen werden, wenn ihm gleich zur lebendigen Darstellung der vielleicht zu scharfen Kontraste im männlichen und weiblichen Charakter, jenes Mahlerische in den beiden auf Charakterisirung berechneten Sylbenmaßen, (welches z. B. in dem lieblichen Götheschen Gedichte: „Meeresstille und glückliche Fahrt“ so große Wirkung thut), überdies auch wohl in seiner jetzigen Gestalt die letzte Vollendung fehlt, die Schiller ihm künftig gewiß einmal giebt und die in seinen Stanzen an die Leser bezaubert. Wir fühlen uns gedrungen, diese Stanzen unsern Lesern als eine kleine Probe dieses Almanachs vorzulegen. Zuvor wollen wir nur noch Göthe's herzinnige Gesänge: Nähe des Geliebten und der Besuch; die mit D und E bezeichneten sinn- und gefühlvollen Gedichte, die die Meisterhand eines unsrer Lieblingsdichter verrathen, ein vortreffliches Gedicht von A. W. Schlegel, das nach einem noch ungedruckten Roman des Verfassers heißes Verlangen erregt, und einige sehr liebe, gefühlvolle Gedichte der in Jena lebenden Dichterin Mereau mit Dank nennen. Der Frühling und das Liebesörtchen, das wir unsern Lesern bereits mit einer Melodie von Reichardt vorlegten, sind gar überaus liebliche, schöne Gesänge, voll Wärme und Wahrheit.

Stanzen an die Leser.

Die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor Dich, ihr Urtheil zu empfangen,
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht.
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben;
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie gebohren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Stunde würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich, und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht. Die Blume schießt in Saamen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Wohlbedächtig hat der Herausgeber von diesen also fein und bescheiden charakterisirten Gedichten eine Sammlung Epigramme durch einen besondern Titel geschieden. Aber warum mußten diese überall gerade dieser Sammlung einverleibt werden? Nicht als wären sie von Seiten der Kunst ihrer nicht würdig: sie enthalten vielmehr den meisterhaftesten Theil der ganzen Sammlung. In 103 Epigrammen, ganz im Sinne der Alten gedichtet und ausgeführt, leben wir das venetianische reiche üppige Leben unsers größten Dichters mit ihm. Charakter, — ein epigrammatisches Tagebuch — Inhalt, — echt italienische Naturmalerei, Weisheit, Thorheit, Schönheit und Freyheit lebendig dargestellt, — Form, — echt antik und vollendet — alles zeigt den Meister, alles gehört ihm zu und konnte uns nur von ihm kommen. Wenn sich dieser Meister nun aber auch seit einiger Zeit darin gefällt, ohne Schonung, frei und frech sein eigen Leben vor aller Welt zu leben, und wenn auch Tausende, nicht eben der Schlechtesten, mit ihm sich darin gefallen; so mußten doch Gedichte, die aller bürgerlichen Zucht und Tugend höhnen und trotzen, nicht in eine solche Sammlung aufgenommen werden, die jeder liebende Mann seinem reinen, sittsamen Weibe, jede Mutter ihrer kunstliebenden, gefühlvollen Tochter so gern

1796. in die Hände legte. Kunstsinnigen Männern, die fähig und geübt sind an einem Kunstwerke Komposition, Darstellung und Vollendung auch ohne alle moralische Rücksicht zu genießen, würden diese Epigramme mit jenen den Horen eben so unglücklich einverleibten Elegien ein Bändchen Gedichte dargeboten haben, wie es in der deutschen Poesie noch gar nicht giebt.

Zwei und zwanzig der schönsten dieser Epigramme lieferte bereits der Junius und Oktober der deutschen Monatsschrift von 1791 mit Göthe's Namen. Zwei andere dort befindliche hat der Dichter in diese Sammlung nicht aufgenommen, und wir erkennen daran wie an einigen kleinen Aenderungen die den Beibehaltenen geworden sind, mit Verehrung den für sich selbst strengen Kritiker; wiewohl wir in der lebendigen Darstellung der venetianischen Welt, die ihr so ganz eigenthümlichen musikalischen Mädchenkonservatorien, den Gegenstand eines der weggelaßnen Gedichte, nur ungern vermissen. Unerwartet ist es auch, wie das prächtige malerische Fest, die Vermählung des Dogen mit dem Meere, welches der Dichter doch wol dort erlebte, ihn nicht weit ehe zu einem schönen Gedichte begeisterte, als die Seiltänzerinnen und losen herumschwärmenden Mädchen. Oder war ihm der Gegenstand zu reich für diese Gattung? Sicher wissen uns unsre Leser Dank, wenn wir sie auch hier einige der meisterhaftesten Epigramme von der ernsthaften Gattung finden lassen. Unserm Zwecke getreu wählen wir solche Gegenstände die uns und unsern Lesern näher liegen als Venedig mit seiner eigenthümlichen Schönheit und Verruchtheit. Es sind die Nummern 12. 14. 50. 52. 55. 82.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere, der Sand ist
Sand, die Perle sei mein, du, o vernünftiger Freund.

Diesen Ambos vergleich ich dem Lande, den Hammer dem Fürsten,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Weh dem armen Bleche! wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider,
Denn es suchte doch nur jeder die Willkühr für sich.
Willst du viele befrein, so wag es vielen zu dienen!
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? versuch's.

1796.

Kreuzigen sollte man jeglichen Schwärmer im dreißigsten Jahre,
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen,
Sieh wie ungeschickt wild, sieh nur, wie dumm er sich zeigt."
Ungeschickt scheint er und dumm, weil ihr ihn eben betrüget,
Seid nur redlich, und er, glaubt mir, ist menschlich und klug.

Wenn in Dunst und Wolken verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden sendet; wie still wandeln die Pfade wir fort!
Dränget der Regen den Wandrer; wie ist uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! wie sanft ruht sichs in stürmischer Nacht!
Aber die Göttinn kehret zurück! schnell scheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! gleiche der Mutter Natur.

— Alle drei Sammlungen sind von unserm Reichardt mit Melodieen von den verschiedensten Charakteren reichlich ausgestattet. Der Vossische enthält von ihm sechs Kompositionen, alle zu vossischen Gedichten.

— Der Schillersche Almanach enthält acht Kompositionen, die, wie uns der Verleger sagt, alle von Reichardt sind, obgleich sein Name den mehresten nicht beigedruckt ist: Zwei zu den Schillerschen Gedichten: die Macht des Gesanges und Würde der Frauen; Vier zu den Göthe'schen Gedichten: Nähe des Geliebten, Meeresstille, Glückliche Fahrt und Kophtisches Lied; und dann noch zwei, zum Frühling von Sophie Mereau und zu einem Minnelied nach Kristan von Hamle.

Die dritte Sammlung enthält zwei Kompositionen von Reichardt: an den Mond und Liebe.

Recensent überläßt es den Kunstkritikern den Werth dieser Melodieen zu würdigen; er könnte denn doch nur sagen, dies

1796. und jenes gefällt mir vorzüglich und das behält sich jeder Kunstfreund selbst vor zu sagen, und der Komponist hört es auch wohl lieber in lebendigen Tönen, von denen die ihn singen, als vom Recensenten mit der Feder in der Hand.

Deutschland, Berlin, 1796, 1. Band, 3. Stück, pag. 402—411.

An den Herausgeber Deutschlands, Schillers Musen-Almanach betreffend.

(Fungar vice cotis.)

Gewöhnliche Zeitschriften denken, wenn sie ein Werk beurtheilt haben, wie der König Ahasverus:

„Jetzt hab' ich es beschlossen,
„Nun geht's mich nichts mehr an."

In der Voraussetzung, daß Deutschland auch in dieser Beziehung, wie in jeder andern, keine gewöhnliche Zeitschrift sey, irre ich gewiß nicht. Ob ich aber im Stande sey, nach der geistreichen Rezension im 3ten Stücke noch etwas Bedeutendes, des Gegenstandes und des Ortes Würdiges über den Schillerschen Allmanach zu sagen, das müssen Sie entscheiden.

Nur deswegen wünsche ich vorzüglich mit Ihnen über diese deutsche Angelegenheit unbefangen zu reden, weil der männliche Geist der Freiheit und Gerechtigkeit, welcher Ihre Zeitschrift belebt, mir Hochachtung, Zuneigung und Vertrauen einflößt.

Zuvor muß ich Ihnen noch den Gesichtspunkt andeuten, aus dem ich urtheilen werde. Er wird Ihnen zugleich sagen: warum ich glaube, daß vorzüglich über einen Allmanach mehrere Stimmen reden können; warum ich Ihrem wackern Rezensenten nicht beystimmen kann, wenn er die Epigramme, die er so treffend charakterisirt, aus einem Allmanache verbannt wünscht; und warum ich es für unschicklich hielt, einen Neuffer oder Hölderlin und einen Schiller nach demselben Maaßstabe zu würdigen.

1796.

Ein Musen-Almanach ist eine poetische Ausstellung, wo zugleich der jüngere Künstler durch seine Versuche den aufmerksamen Kenner zu interessanten Vermuthungen veranlaßt, und der erfahrne Meister sich nicht auf eine bestimmte Gesellschaft einschränkt, sondern seine Werke dem öffentlichen Urtheile aller Liebhaber unterwirft. Ein fruchtbarer Vereinigungspunkt für alle Freunde der Poesie, wenn eine strenge Auswahl, wie in dieser Sammlung, den Kunstrichter, welcher eigentlich nie ohne Rücksicht auf Art, Styl und Ton des Werks, Charakter, Kraft und Bildung des Künstlers, urtheilen soll, nur selten an die Pflicht der Schonung erinnert; wenn viele Meisterstücke auch die höchsten Erwartungen des ächten Liebhabers befriedigen, der, ohne alle Nebenrücksicht, nach dem reinen Gesetze der Schönheit, weit strenger würdigt.

Sehr wenige Stücke dieser Sammlung sind so arm an anziehender Kraft, daß es einen Entschluß kostet, bei ihnen zu verweilen, wie die Gedichte von Conz; noch wenigere so beleidigend, daß man gern bey ihnen vorübereilt. Auch diese enthalten doch irgend etwas Aussöhnendes; kaum eines oder das andere gehört wirklich nicht in die gute Gesellschaft, wie das 62- 66- und 73ste Epigramm. Was sich der Schalk (Epigr. 61) insbesondere bey dem letzten gedacht haben mag, läßt sich schwerlich errathen.

Die Auswahl ist aber nicht bloß strenge, sondern auch (ein ungleich seltneres Verdienst!) liberal: nicht etwa bloß auf einen gewissen Ton gestimmt und auf eine Manier einseitig beschränkt, sondern dem Interessanten jeder Art gleich günstig. Eben daher die reiche Mannichfaltigkeit, durch welche sich der Schillersche Allmanach unterscheidet.

Wie viel Abwechselung gewähren nicht allein die charakteristischen Nationallieder dieser Sammlung! — Das Vorzüglichste darunter, Madera, erreicht durch den einfachen Ausdruck stolzer Empfindsamkeit, ganz den Ton der schönsten Spanischen Romanzen. Das Roß aus dem Berge würde ihm den Preis entreißen, wenn die letzte Hälfte dem vortrefflichen Anfang entspräche. Sidselil von Kosegarten könnte rührend seyn, wenn es von einigen widerlichen Zügen gereinigt, und weicher gehalten wäre. Einige andre, empfindungsvolle Gedichte desselben Verfassers, sind von Überspannung und Überfluß nach seiner Art

1796. ungewöhnlich frey. Das Lied eines Gefangnen ist die immer noch anziehendste, aber weniger ergreifende Nachbildung eines alten Spanischen Volksliedes, von dessen Anfang sich im Bürgerschen Allm. 92 eine Uebersetzung findet.

An Epigrammen jeder Art ist die Erndte so reich, daß sich eine vollständige Theorie dieser merkwürdigen kleinen Dichtart, welche selbst durch Herder noch nicht erschöpft ist, daraus entwickeln ließe. Eins der schönsten Beispiele ist Kolumbus: unter den Beiträgen des Herausgebers das vollendetste. Schillers Hang zum Idealen hat sich auch in dieser Form nicht verläugnet, und eine sehr glückliche Mischung veranlaßt. Man könnte dieses Gedicht, in der Kunstsprache des Verfassers selbst, ein sentimentales Epigramm nennen. Zu dieser, wo ich nicht irre, ganz neuen Gattung gehören auch einige andre sehr gute aber weniger vollendete Schillersche Epigramme, wie Odysseus, und Zeus und Herkules. Eben so vollkommen, in einer durchaus verschiednen Art, ist das innre Olympia, ein didaktisches Epigramm, von allen Gedichten der Ungenannten vielleicht das vollkommenste. Fehlte es diesen Dichtern nicht fast immer an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme, selbst bei glänzender Farbengebung wie in Parthenope, so könnten sie auf den ersten Rang Ansprüche machen: denn diese Zartheit des Gefühls, Biegsamkeit des Ausdrucks und Bildung des Geistes, sind des größten Meisters würdig.

* *
*

Für ein Epigramm scheint der Tanz zu lang und gleichsam zu ernstlich, denn selbst das schönste Epigramm ist mehr ein der Aufbewahrung würdiges Bruchstück eines Gedichts, in einer verzeihlichen Spielart, als ein vollendetes Kunstwerk, in einer ursprünglich vollgültigen Art. Für eine Elegie ist die Einheit im Tanze nicht poetisch genug, und der Ton vereinigt die Weitschweifigkeit des Ovid, mit der Schwerfälligkeit des Properz. Überhaupt scheint die Elegie, welche ein sanftes Überströmen der Empfindungen fordert, Schillers raschem Feuer und gedrängter Kraft nicht angemessen. Seine kühne Männlichkeit wird durch den Überfluß, wozu selbst der Rhythmus lockt, wie verzerrt. Fast könnte es scheinen, daß er in der schönen Zeit seiner ersten Blüthe die ihm angemessene Tonart und Rhythmen unbefangner

zu wählen und glücklicher zu treffen wußte. Würde er sich damals wohl ein Gedicht wie Pegasus verziehen haben? Ohne ursprüngliche Fröhlichkeit, und eine wie von selbst überschäumende Fülle sprudelnden Witzes, können komische und burleske Gedichte nicht interessiren, und ohne Grazie und Urbanität müssen sie beleidigen. Die Meisterzüge im Einzelnen, wie die erste Erscheinung des Apollo, söhnen mit der Grellheit des Ganzen nicht aus. — In Langbeins Legende fehlt es wenigstens nicht an muntrer Laune, welche man nur hie und da von einigen Gemeinheiten befreyen möchte. — 1796.

Doch darf dies niemanden die Freude über Schillers Rückkehr zur Poesie verderben! Noch zur rechten Zeit ist er, mit gewiß unversehrter Kraft, aus den unterirdischen Grüften der Metaphysik wieder ans Tageslicht emporgestiegen. Der begeisterte Schwung, der hinreichende Fluß, welcher einige frühere Gedichte dieses großen Künstlers zu Lieblingen des Publikums machte, wird auch den Idealen viel warme Freunde verschaffen. An Bestimmtheit und Klarheit hat seine Einbildungskraft unendlich gewonnen. Ehedem war seine üppige Bildersprache, „ein streitendes Gestaltenheer," wie eine im Werden plötzlich angehaltne Schöpfung. Jetzt hat er den Ausdruck in seiner Gewalt. Nur selten finden sich noch solche nicht reif gewordne Gleichnisse, wie in der dritten Strophe der Macht des Gesanges; und Erinnerungen an jene sorglose Kühnheit, mit welcher er, was sich nicht gutwillig vereinigen ließ, gewaltsam zusammenfügte. Um die „Knoten der Liebe" und die „Säule der Natur" aus den Idealen zu tilgen, gäbe ich gern die Würde der Frauen. Diese im Einzelnen sehr ausgebildete und dichterische Beschreibung der Männlichkeit und Weiblichkeit, ist im Ganzen monoton durch den Kunstgriff, der ihr Ausdruck geben soll. Entweder Voglers Musik ist nicht geschmacklos, oder der Gebrauch des Rhythmus zur Mahlerey solcher Gegenstände läßt sich nicht rechtfertigen. Strenge genommen kann diese Schrift nicht für ein Gedicht gelten: weder der Stoff noch die Einheit sind poetisch. Doch gewinnt sie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze Strophenweise rückwärts liest. Auch hier ist die Darstellung idealisirt; nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, sondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahr-

1796. heit hinab. Männer, wie diese, müßten an Händen und Beinen gebunden werden; solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut.

Wer kehrt nicht gern zu den Idealen zurück! — Das Ende könnte vielleicht manchem beim ersten Eindrucke mager dünken. Aber der Meister in der Kunst läßt sich durch den leicht zu befriedigenden Hang, recht voll zu schließen, nicht über die Gränze der Wahrheit locken. Wider die letzte Strophe, glaube ich, läßt sich nichts einwenden. Nur in der vorletzten scheint ein kleiner Drucker, der oft sehr viel wirken kann, zu fehlen. Der Dichter mag es bei der Freundschaft verantworten, daß er sie als einen bloßen Nothhelf so dürftig nachhinken läßt. Vielleicht ist es die „erstarrte Furcht“ in der zweiten, und das „finstere Haus“ in der vorletzten Strophe, was die Störung ursprünglich veranlaßt. Der Schmerz über den Verlust der Jugend, die Furcht vor dem Tode sind, so nackt und roh sie hier gegeben werden, nicht dichterisch. Überdem stimmt jenes mit der wehmüthigen, aber immer noch genußreichen Erinnerung, die im Ganzen herrscht, überein. —

Eine ähnliche Störung macht die prosaisch geäußerte Furcht vor dem „kalten Besinnen“ im Frühlinge, dem schönsten Stücke von Sophie Mereau, deren Gedichte sich sonst durch liebliche Fülle und leichten Schwung auszeichnen. — Mehr als diese kleinen Flecken schaden den Idealen wohl die vierte und fünfte Strophe. Was hier dargestellt wird, ist nicht die frische Begeisterung der rüstigen Jugend, sondern der Kampf der Verzweiflung, welche sich absichtlich berauscht, zur Liebe foltert und mit verschloßnen Augen in den Taumel eines erzwungnen Glaubens stürzt. Zwar kann diese unglückliche Stimmung auch mit der höchsten Jugendkraft gepaart seyn, wo vernachläßigte Erziehung die reinere Humanität unterdrückte. Doch ist sie hier nicht poetisch behandelt und mit dem Ganzen in Harmonie gebracht. Schillers Unvollendung entspringt zum Theil aus der Unendlichkeit seines Zieles. Es ist ihm unmöglich, sich selbst zu beschränken und unverrückt einem endlichen Ziele zu nähern. Mit einer, ich möchte fast sagen, erhabnen Unmäßigkeit, drängt sich sein rastlos kämpfender Geist immer vorwärts. Er kann nie vollenden, aber er ist auch in seinen Abweichungen groß.

Meisterhaft und einzig sind vorzüglich in der dritten Strophe die Ideale, wie auch in der Würde der Frauen, ja in

allen Schillerschen Gedichten, abgezogne Begriffe ohne Verworrenheit und Unschicklichkeit belebt. An dieser gefährlichen Klippe werden noch manche scheitern. Wer kann ernsthaft bleiben, wenn der Dichter Lappe in die begeisterte Frage ausbricht: S. 47. Wann dehnt sich meiner Seele Flügel? Wann schlüpf' ich aus der Sinnlichkeit? — 1796.

Schillers erste der Stanzen an den Leser ist wunderschön.

* * *

Aber auf diesen Anfang voll Wärme und wahrer Würde, erscheinen die folgenden Strophen, ihrer Anmuth ohngeachtet, unschicklich, weil man etwas mehr als eine leere Verbeugung erwartet.

Unter Göthe's Gedichten scheint mir der Besuch das vorzüglichste. Andre, selbst das so anziehende Meeresstille, würden vielleicht erst in dem vollständigen Zusammenhang, aus dem sie entrückt seyn mögen, ihre volle Wirkung thun. Die Kophtische Weisheit erinnert an vieles, unter andern auch an die harmonische Ausbildung des Adlichen und Komödianten, worüber der liebenswürdige Wilhelm im dritten Bande Meisterischen Lehrjahre so gutmüthig schwatzt. Die Epigramme, in denen der größte Dichter unsrer Zeit unverkennbar ist, sind in der That eine Rolle reichlich mit Leben ausgeschmückt „voll der lieblichsten Würzen."

Am meisten Ähnlichkeit hat die Würze dieser Epigramme mit dem frischen Salze, welches im Martial, nur zu sparsam, ausgestreut ist. In andern, wie im 87sten, athmet eine zarte Griechheit, und überall jener ächt deutsche, unschuldige, gleichsam kindliche Muthwillen, von dem sich in einigen epischen Stücken der Griechen etwas Gleiches findet. Man recensirt an diesem Büchlein nicht lange, aber im Lesen kommt man nicht davon. Es ist eine äusserst ergötzliche Unterhaltung, bei der man sich nur vor allzugläubiger Nachsicht zu hüten hat.

Schiller und Göthe neben einander zu stellen, kann eben so lehrreich wie unterhaltend werden, wenn man nicht bloß nach Antithesen hascht, sondern nur zur bestimmtern Würdigung eines großen Mannes, auch in die andre Schaale der Wage, ein mächtiges Gewicht legt. Es wäre unbillig, jenen mit diesem, der fast

1796. nicht umhin kann, auch das geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr uninteressant und trivial zu seyn, seinem einmal bestimmten Zwecke treu bleibt, als Dichter zu vergleichen. Schillers Poesie übertrifft nicht selten an philosophischem Gehalte sehr hochgeschätzte wissenschaftliche Werke, und in seinen historischen und philosophischen Versuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, sondern auch den Scharfsinn des tiefen Denkers, die Kraft und Würde des Menschen. Die einmal zerüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar, aber im ganzen Umfange seines Wesens kann Schiller nur steigen, und ist sicher vor der Flachheit, in die auch der größte Künstler, der nur das ist, auf fremdem Gebiete, in Augenblicken sorgloser Abspannung, oder muthwilliger Vernachlässigung, in der Zwischenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbste seines geistigen Lebens versinken kann.

Nebst ihm hat Göthe die meisten Beiträge zu dieser Sammlung geliefert. Für die Fortsetzung derselben erregt beider glückliche Vereinigung die lebhaftesten Wünsche und die angenehmsten Hoffnungen. Überhaupt und auch in der Kunst darf nur durch eine günstige Veranlassung die vernachläßigte Mittheilungsfähigkeit der Deutschen geweckt werden, und die Höhe unsrer vereinzelten Bildung wird sich überraschend zeigen.

Friedrich Schlegel.

Deutschland, Berlin, 1796, 2. Band, 6. Stück, pag. 348—360.

Musenalmanach für das Jahr 1797. Herausgegeben von Schiller. Tübingen in der Cottaischen Buchhandlung. S. 303. 8.

Mit schmeichelnder Gewalt senkt sich Alexis und Dora, ein frisches und glühendes Gemälde,

„wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust,“

tief in das Herz; der Eindruck würde unauslöschlich bleiben, wenn man es auch nur Einmal hörte, und dann nie wieder. Auch der Hörer, (denn ein solches Gedicht kan man nicht lesen, ohne

es zu hören) sagt sich, selbst wenn der Gesang schweigt, und ihn 1796.
zu sich zurückkehren läßt, entzückt, wie Dora, ein leises Ewig.
Auch ihm bleibt diese Stunde, während so manche andre kunstvolle
Gedichte ihm kalt verschwinden. Auch seine Erinnerung hält
diesen Einen Augenblick fest umschlossen, in welchem die erste Anerkennung
der Seele und das gegenseitige Geständnis, die Vereinigung
und die Trennung zusammengedrängt sind. Diese kühne
und glückliche Anlage hatt die große Schwierigkeit, daß sich Dora
so geschwinde geben, und dem reisefertigen Jüngling, dadurch daß
sie ihn aufhielt, mit einem stummen Bekenntnisse ihrer Liebe entgegen
kommen mußte. Aber ihre Anrede, mit der ihr Herz verrathenden
Anspielung auf die reichen Matronen, ihr Zögern,
ihre Hingebung, ihr köstliches „Ewig" gehören nicht nur zu dem
Schönsten im ganzen Gedicht: sondern eben das, was seine größte
Schwierigkeit war, ist gebraucht worden, um es schöner zu runden
und zu schließen. Durch einen äußern Umstand sollte das Gedicht
nicht geendigt werden; und doch war die Leidenschaft zu
heftig, um verhallen zu können; sie mußte also zuletzt noch bis
auf den höchsten Gipfel steigen, um dann plötzlich abbrechen zu
dürfen. Dazu dient nun Dora's schnelle Hingebung als ein
Zunder für das Mistrauen des Liebenden. Schön ist es, daß
Alexis in Gesang ausbricht, so wie ihm die letzte Spur von
Dora's Heimat verschwindet: aber ist dieser Augenblick nicht noch
zu früh für einen besonnenen Entschluß, bei den Musen Linderung
zu suchen? Freilich deuten nur die Schlußverse auf dieses
Absichtliche, da sein Gesang sonst durchaus ein unwillkürlicher
Erguß der Empfindung zu sein scheint. Wäre es durch die
Worte:

„Alle Gedanken sind vorwärts gerichtet, wie Flaggen und Wimpel,
Nur Ein Trauriger steht, rückwärts gewendet, am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm;"

ausdrücklich bestimmt, wie nahe Alexis jenem Augenblicke war:
so würde die ruhige Fülle in manchen Stellen auf eine größere
Entfernung deuten.

1796. „Klage, dich, Armer nicht an! — so legt der Dichter ein Räthsel,
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung ins Ohr!
Jeden freut die seltne Verknüpfung der zierlichen Bilder,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt:
Ist es endlich gefunden, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn."

und:

„Öfter sah ich dich gehn zum Tempel, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her."

und:

„da drückte der wackere Vater
Segnend die würdige Hand mir auf das lockige Haupt:
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel."

und:

„Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter;
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken, mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt,
Stücke köstlicher Leinwand. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein."

Aber eben diese Mischung epischer Fülle mit lyrischer Glut ist die eigenthümliche Schönheit des Gedichts, und das wesentliche Merkmal der Idylle im griechischen Sinne des Worts, in welchem diese Dichtart gar nicht auf ländliche Gegenstände allein beschränkt ist, und mit der Darstellung vollkommner Unschuld, worin sie bei den Römern auszuarten anfing, nichts gemein hat. Sehr bedeutend, und echt idyllisch ist auch die reichliche und äußerliche Güte und Schönheit, wodurch alles Lebendige und Leblose, was die Liebenden auch nur von fern berührt, und in den Zauberkreis des Dichters eintritt, von dem wackern Vater bis auf

den kostbaren Schmuck, oft nur durch einen Zug veredelnd ausgezeichnet wird. Das herrliche Blau, „wodurch die brennende Woge den Himmel nur lügt," und selbst die südlichen Früchte versetzen uns in das üppigste Land unter dem heitersten Himmel. Das Gedicht athmet den ganzen Frühling: oder vielmehr es athmet zugleich das frische Leben des Frühlings, die mächtige Glut des Sommers, und die reife Milde des Herbstes.

1796.

Welcher Abstand von Alexis und Dora, wo die Erfindung ihr reichstes Füllhorn ausgeschüttet, die Empfindung ihren höchsten Schwung genommen hatte, bis zu dem Heiligen und Heiligsten von demselben Verfasser; wo der Dichter nichts that, als den würdigsten Gedanken durch Maas und Bilder fester zusammendrängen und mit einer Einfassung umgeben!

„Was ist heilig? Das ists, was viele Seelen zusammen
Bindet, band' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.
Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."

Gedanken, wie dieser, welche mehr sind als bloße Erzeugnisse des reinen Verstandes, welche sich nur dem Edlen im Leben und durchs Leben bewähren, der sie handelnd findet, bedürfen (weil sie so gefunden, einzeln scheinen) und verdienen auch am meisten die Art von Mischung, welche ihnen die dichterische Einkleidung geben kann.

In einigen der Distichen von Göthe S. 28—31 wird diese gnomische Einfachheit durch irgend einen muthwilligen Zug fröhlich belebt, und dadurch zugleich eine gesellige Stimmung über das Gedichtchen verbreitet, so daß er als Bruchstück einer muntern Unterhaltung erscheint. So hat in dem:

„Der Erste.
Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen;
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu sein."

das Berufen auf eigne Anschauung nicht nur viel Salz, weil die gesagte eine von denjenigen Wahrheiten ist, die sich von selbst verstehen, aber doch erst aus langer Erfahrung erlernt zu werden pflegen: sondern diese schalkhafte Altklugheit, dieses Hervorgucken

1796. eines feinen Weltmanns unter der Maske des treuherzigen Dichters hat auch eine eigene Urbanität, welche sich besser empfinden als beschreiben läßt. Durch eine ähnliche Wendung wird der Chinese in Rom zu einem eben so reizenden kleinen dichterischen Gesellschaftsstück, wie manche Horazische Satire.

Noch weiter entfernt sich von jener gnomischen Einfachheit die Eisbahn. Es redet darin ein theilnehmender Zuschauer, der die lebendigen Gestalten eines mannichfaltigen Schauspiels bald mit den Eigenheiten der Menschen sinnreich, bald mit der Bestimmung des Menschen gefühlvoll, vergleicht. Die Tabulae votivae von G. und S. kündigen schon durch ihre Überschrift einen noch größern Antheil der Empfindung, eine noch nähere Beziehung auf das Leben, und zwar auf ein individuelles, eignes Leben, an. Aber freilich entsprechen nicht alle dieser Ankündigung. Manche sind nicht sowohl Gedanken der Art, die aus dem Leben entsprungen, ihren Eigenthümer auch wieder, wie lebendige Freunde „durchs Leben begleiten, als versifizirte Antithesen und Gemeinplätze, die von den Vorposten oder aus dem Train irgend einer philosophischen Rede desertirt zu sein scheinen. — Wir würden uns unter den guten folgende als die liebsten auswählen. Das erste Distichon gefällt durch seine schmucklose Herzlichkeit. An *:

„Theile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen;
Aber du giebst mich dir selbst: damit verschone mich, Freund!“

Nicht bloß treffender, sondern auch heitrer Spott. Das blinde Werkzeug. Wie das Distichon: Was nutzt, durch den einfachen Ausdruck gesunder Empfindung beseelt. An die Muse. Freimüthig, und doch nicht übermüthig.

Glaubwürdigkeit.

„Wem zu glauben ist, redliche Freunde, das kan ich euch sagen.
Glaubt dem Leben; es lehrt besser, als Redner und Buch.“

Der komische Anstrich in dem Feierlichen der Anrede und Ankündigung hebt die herzliche Lehre sehr. Das Schooßkind. Ein sinnreiches Bild. Metaphysiker und Physiker:

1796.

„Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen:
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der grausamen Jagd?“

Die Versuche.

„Dich zu greifen ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit leisem Tritt schreitest du mitten hindurch.“

Letzte Zuflucht.

„Vornehm schaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder,
Aber seid ihr in Noth, ist er der delphische Gott.“

Alles ein Wort zu seiner Zeit! doch ist auch hier das *Wie* noch mehr werth, als das *Was*. Der Kunstfreund, der das Vollendete und Einzige auch an solchen kleinen Meisterstücken zu schätzen weiß, wird sie sich nicht oft genug wiederholen können, und nicht müde werden, sich an ihnen zu freuen. *Meine Antipathie*, und *Der Strengling und der Frömmling* sind voll komischen Unwillens gegen die (in Deutschland so zahlreichen) Ausrufer und Lohnbedienten der Tugend. *Theophagen*. *Der Philosoph und der Schwärmer*. *Das irdische Bündel*. Drei genialische Einfälle! Poetischer noch ist die Ausführung eines eben so genialischen Einfalls in dem Distichon: *Der wahre Grund*:

„Was sie im Himmel wol suchen, das, Freunde, will ich euch sagen:
Vor der Hand suchen sie nur Schutz vor der höllischen Glut.“

Nun noch zwei, beide des Inhalts, das erste auch des kecken Ausdrucks wegen:

Das Mittel.

„Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tüchtig,
Denn zum Beschauen des Werks finden sich wenige nur.“

1796. **Deutsche Kunst.**

„Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen.
Wahrlich! von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künstler nicht selbst den Schößling von außen sich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?“

Ungleich individueller scheinen die von G. und S. Vielen gewidmeten Distichen. Die schönste unter so manchen schönen Blumen mag hier den ganzen Kranz repräsentiren.

H. W.

„Schön erhebt sich der Agley und senkt das Köpfchen herunter.
Ist es Gefühl? Oder ist's Muthwill? Wir wissen es nicht.“

Aus den Einer gewidmeten Distichen von G. und S. lassen sich füglich zwei verschiedene und ungleichartige Kränze flechten. Wir wählen uns den einen, ohne jedoch irgend jemand in seiner Freude an dem andern stören zu wollen.

Einer.

Manuskripte besitz' ich wie kein Gelehrter noch König,
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

Sorge! sie steiget mit dir zu Pferde, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor mir auf.

Schwer zu besiegen ist schon die Neigung, gesellet sich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich ist sie.

Welche Schrift ich zweimal, ja dreimal hinter einander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

Wer mich entzückt, vermag mich zu teuschen. O! Dichter und Sänger, 1796.
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

Ein Epigramm sei zu kurz, mir etwas herzlichs zu sagen?
Wie? mein Geliebter, ist denn nicht noch viel kürzer der Kuß?

Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen! Geschärfter
Können die Qualen nicht sein, die Radamanth sich entsinnt.

Leben muß man und lieben! Es endet Leben und Liebe!
Schnittest du, Parze, doch nur beide die Fäden zugleich!

Bei Schönheiten der Art hindert der Genuß selbst an einer vollständig zergliedernden schulgerechten Beurtheilung. Man kan nicht dazu kommen, und sich nicht dazu zwingeu, den Eindruck ins Verhör zu nehmen und zu protokolliren. Ein dankbares Stillschweigen ist hier des Künstlers und auch des Kunstfreundes würdiger, als ein rednerisches Lob. Ohnehin erlaubt uns der fast beispiellose Reichthum dieser Sammlung durchaus keine durchgängige Zergliederung. Eine Rezension braucht ja nicht stetig zu sein, wie ein Heynischer Kommentar! — Dieser Reichthum nöthigt uns nur Eines und das Andere auszuheben, und manches sehr bedeutende oder merkwürdige Gedicht, eben darum, weil es das ist, lieber ganz mit Stillschweigen zu übergehen, als ihm keine Genüge zu leisten. Dies gilt unter andern auch ganz besonders von den Beiträgen des Herausgebers. Die untadelige Sittlichkeit in den von der Weiblichkeit handelnden Gedichten (S. 88—91), die sichtbare Kunst in Pompeji und Herkulanum, die versteckte Klugheit in den politischen Gnomen S. 32, 33, der glänzende Schmuck, die elegante Pracht des Ausdrucks in der Klage der Ceres, verdienen wirklich nicht blos im Allgemeinen bewundert, sondern aufs Genauste entwickelt zu werden, wozu wenigstens hier der Ort nicht ist.

Es war kaum möglich einige im VII. und VIII. Bande der Herderschen Briefe zur Beförderung der Humanität vorgetragene

1796. Gedanken über Reim, Verstand und Dichtkunst sinnreicher und reizender zu dramatisiren, als in folgendem Gedichte von V.

„Verschwunden war die Dichtkunst von der Erde,
Verödet lag ihr schönes Vaterland:
Da traten auf den Platz mit Ritterthumsgeberde
Ein Araber, der Reim; ein Normann, der Verstand.
Sie kämpften lang mit wechselnder Beschwerde,
Und wurden dann im Streit vertraulich und galant.“ ꝛc. —

Die Gefälligkeit, ein reizendes Gedicht von O. besitzt selbst im hohen Grade die Eigenschaft, von der es benannt ist.

Der sorgfältigen Ausbildung der Versifikazion und Sprache in Schlegels Pygmalion wird jeder leicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wer sich nur irgend auf technische Vollkommenheit eines Gedichts versteht. —

Die Musen und Grazien in der Mark von Göthe sind eine durchaus vortreffliche Parodie. So viel Zeilen, so viel witzige Einfälle, und alles mit der unnachahmlichen Leichtigkeit und Klarheit ausgeführt, die nur aus der Vollendung entspringt, und sich dem kindlichsten, wie dem gebildetsten Gemüth sogleich unauslöschlich einprägt, und doch nie zu viel wiederholt werden kan.

Auf der in den Distichen dieser Sammlung schon vorhin bemerkten Stufenleiter der Lebendigkeit stehen die Xenien oben an. Sie bedürfen keines Rezensenten. Verkündigen wird sie das Virgilische Ungeheuer,

„des Schlimmen
Und Erdichteten treue Verkündigerin, wie des Wahren,“

Es kan heißen:

„Gleich verbreitete sich in Germaniens Städten die Sage.
Sie, das schnellste der Übel, lebt durch Regsamkeit; Kräfte
Giebt ihr der Lauf, im Beginn behutsam und klein, doch auf Einmal
Hebt sie sich, geht auf dem Boden, verbirgt das Haupt in der Wolke.“

Karakterisiren mögen sie sich selbst.

„Xenien (an den ästhetischen Thorschreiber). 1796.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder;
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Der Glückstopf.

Hier ist Messe, geschwind, packt aus und schmücket die Bude,
Kommt Autoren und zieht, jeder versuche sein Glück.

Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

Zur Abwechslung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend das Aug' zu erfreun.

Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man giebt sich mit beiden nur ab, um zu spielen:
Nun so erboßet euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

An den Leser.

Lies uns nach Laune, nach Lust, in trüben, in frölichen Stunden,
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse gezeugt.

Gewissen Lesern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalznen; verzeihet,
Daß dies Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

Die Adressen.

Alles ist nicht für alle, das wissen wir selber; doch nichts ist
Ohne Bestimmung, es nimmt jeder sich selbst sein Paket.

Warnung.

Unsrer liegen noch tausend im Hinterhalt, daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

1796. Xenien. (Auf Martials Frage: Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente? Ißt man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?)

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäßrigen Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft."

Die heilige Majorität wird diese Xenien oft belachen, und zuweilen verstehn. Der gelehrte Geck weiß von allen alle wahren und alle falschen Beziehungen, wußte sie schon, ehe sie noch vorhanden waren. Seine bedeutenden Winke verrathen, daß er noch mehr weiß: es gebe eine geheime Gesellschaft des Muthwillens; man sehe hier nur einige Fäden eines unermeßlichen Gewebes; die Verschwörung der Lustigkeit sei reif: man werde ehestens das Unglaubliche erfahren. Dem Metaphysiker sind die Xenien eine erwünschte Veranlassung, über die nothwendigen Grenzen der Ungezogenheit bücherlang a priori zu vernunften. Der Kunst- und Sprachkenner wird den leichtfertigen Späßen die Silben einzeln nachwiegen, und gelegentlich die Orthographie einer oder der andern geschriebnen Ohrfeige ernsthaft billigen, oder gründlich berichtigen. Für den Freund der Alten wird diese antike Frechheit ein köstlicher Leckerbissen sein; ich sehe ihn mit wahrer Üppigkeit in den klassischen Grobheiten schwelgen. Wenn sie nur thun, wie die Alten auch thaten, so fragt er weiter nicht, ob es etwas sei, was nur dort an seiner Stelle war, oder was allenthalben an seiner Stelle war; ob es etwas sei, was nur dort Übermuth freier und starker Naturen war, hier nur als ein Mittelchen der spekulirenden Eitelkeit gebraucht werde. Er würde auch einer Prügelei begierig zusehen, wenn sie nur echt attisch wäre; und wäre treuherzig genug, sich an einem solchen Gastmahle, wie das gegenwärtige, höchlich zu ergötzen, wenn auch vier Fünftheile der salzigen Küchenpräsente an ihn adressirt wären. Manche gutherzige Seele hingegen wird, weil sie in einigen blos aus Galle und Erde zubereiteten Xenien nur den nackten Haß zu hören glaubt, alle unbedingt verwerfen; vor ihnen drei Kreuze machen, wie vor dem kleinen A zu einem langen Alfabet häßlicher Zänkereien; mit Unwillen und Abscheu bemerken, daß hier nichts geschont sei, auch das Schonungswürdigste nicht, daß hier ein hohnlachendes Zeichen (S. 285. 4tes Dist. u. s. w.) sogar an das Grab eines edlen Unglücklichen gesteckt sei, der wenigstens verdient habe, daß

die Erde auf seiner unbesudelten Asche leicht ruhe. Dagegen könnte man einwenden, daß wenn auch nicht andres, doch Eines geschont sei: die Minerva von Archenholz.

„Trocken bist du und ernst; doch immer die würdige Göttin,
Und so leihest du auch gerne den Namen dem Heft."

1796.

Die Chorizonten werden den Kenner fragen, ob denn nicht wenigstens das an sie gerichtete Distichon, die Aufgabe:

„Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen,
Sondert, wenn ihr nur könnt, o Chorizonten, auch hier!"

ein vollkommnes Beispiel eines naiven Epigramms sei? Denn wenn die Trojaner auch überall sonst in Gefahr wären, den für sein Heil zu dreisten Patroklus der geborgten Rüstung wegen mit dem großen Peliden zu verwechseln: so erkennt doch jeder leicht die Stimme dessen, der hier frolockt, daß er der andre scheinen kan. Zu dieser ungleichartigen Gesellschaft interpretirender, moralisirender und jubilirender Beurtheiler tritt endlich wol auch noch ein Profet, (es giebt ihrer ja genug in Deutschland) mit den kurzen Worten: „Heuer spanischen Pfeffer, übers Jahr Asa foetida."

Erklärung des Herausgebers*)
an das Publikum
über
die Xenien im Schillerschen Musenalmanach 1797.[1])

Die Dichter der Xenien haben sich an den Urtheilen dieses Journals über ihren Antheil in den Horen und den vorjährigen Schillerschen Musenalmanach durch die boshaftesten Verleumdungen und Grobheiten zu rächen

*) Johann Friedrich Reichardt.

1796. versucht. Schimpfworte zu erwiedern, hält der Herausgeber weit unter sich; jene Verleumdungen zu widerlegen, wäre hier um so überflüßiger, da dieses Journal, und das eben so hämisch behandelte Frankreich,*) vor aller Augen da liegen, so daß jeder Unbefangene leicht entscheiden kan, ob jene Urtheile freimüthig, aber gerecht, diese Beschuldigungen hingegen die plumpsten Verleumdungen sind, oder nicht.

Kein Angriff wird je den Muth des Herausgebers, überall der Wahrheit treu zu huldigen, einen Augenblick erschüttern können, am wenigsten ein Pasquillantenunfug, der so offenbar aus empörter Eitelkeit herstammt. Ja, er würde kein Wort darüber verloren haben, wenn die Xenien ihn blos als Schriftsteller beleidigt hätten, und wenn sie nicht, nach der löblichen Weise der Verleumder, noch mehr zu verstehen gäben, als namhaft sagten. Er ist es sich schuldig, dem Publikum laut und feierlich zu versichern, was er im Nothfall durch den Abdruck der freundschaftlichsten und achtungsvollsten Briefe, die bis an die Erscheinung des ersten Stücks von Deutschland reichen, urkundlich erweisen kann; — daß nur jene Urtheile allein diese Schmähungen veranlaßt haben. Überdem konnte er die Schändlichkeiten schon um dies-

*) Eine ebenfalls von Reichardt herausgegebene Monatsschrift.

willen nicht ganz ungerügt lassen, da Herr Schiller sich in seinem drollichten Dünkel so weit vergißt, die Beleidigten, wenn sie antworten, in der vom Rezensenten des Almanachs angeführten Warnung, mit härterer Züchtigung zu bedrohen. 1796.

Nichts könnte für den Herausgeber schmerzlicher sein, als wenn das wahr wäre, was er sich nicht als nur möglich denken kann, ohne mit innerem Schauder zurückzutreten; wenn ein Mann, dessen einziges Genie er immer dankbar verehren wird, seine Größe so entweiht, und sich bis zur Theilnahme an einer absichtlichen Verleumdung erniedrigt haben sollte. Doch würde auch dies die Sache nicht ändern. Kein Name ist so groß, daß er eine Ungerechtigkeit adeln könnte. Den Antheil hingegen, welchen Herr Schiller als Verfasser daran haben mag, kan der Herausgeber Deutschlands sehr leicht verschmerzen. Seine herzliche Verachtung gegen Schillers nichtswürdiges und niedriges Betragen ist ganz unvermischt: da desselben schriftstellerische Talente und Anstrengungen keinesweges auf derselben Stufe mit jenem echten Genie stehen, welches auch selbst dann, wenn es sich durch Unsittlichkeit befleckt, noch Ansprüche an Ehrfurcht behält. — Er hält sich an ihn, als den Herausgeber des Almanachs, und fordert ihn hiedurch laut auf,

1796. den Urheber der Verleumdungen anzugeben, oder falls er sich selbst dazu bekennt, seine Beschuldigungen öffentlich zu beweisen. Kan er dies nicht, so ist er für ehrlos zu achten. Ehrlos ist jeder Lügner: zwiefach aber der Feigherzige, der sich und die Beziehungen seiner Injurien nicht einmal ganz zu nennen wagt. Auch giebt es unter unsern Mitbürgern wackere Männer genug, denen die Gerechtigkeit mehr gilt als ein Spaß. Diese werden alle, so hofft er mit Zuversicht, den Mann, der sich ehrloser Lügen schuldig machte, eben so sehr verachten, als wäre er gerichtlich beschimpft.

[1]) Da dieses Journal noch nicht so häufig gelesen werden mag, als manches ältere und beliebtere, so wird der Herausgeber für jeden wiederholten Abdruck dieser Anzeige andern Herausgebern und Verlegern von Journalen und kritischen Blättern höchlich verbunden sein.

Deutschland, Berlin, 1796, 4. Band, 10. Stück, pag. 83—106.

Notiz von deutschen Journalen.

Der Genius der Zeit.*)

(November und Dezember 1796.)

— Im Dezember lieset man nach einer Elegie des Herrn Herausgebers, Gedanken über die Xenien im Schillerschen Musenalmanach. Es ist über die niedrige und unsittliche Denkart, welche in vielen dieser Distichen herrscht, nur Eine öffentliche Stimme in Deutschland. Herr v. H. verkennt das poetische Talent

*) Eine Monatsschrift, Altona, die wir nicht beschaffen konnten.

des Herrn Rath Schillers und des Herrn Geheimen Rath von 1796.
Göthe, welche die meisten Beiträge geliefert haben, nicht, „aber (S. 434) daß sie untreu ihrem hohen Berufe durch Rachsucht, durch Plumpheit, durch Plattheit, durch Persönlichkeit, durch Armseligkeiten, wohl gar durch Schadenfreude ihre Muse schänden konnten, das wirft den Trauerflor über den Genius der Zeit.“ ꝛc. Er erklärt S. 435 diesen Musenalmanach wegen seiner Anspielungen und persönlichen Beleidigungen solcher Männer, welche allgemeine Achtung verdienen, für ein Pasquill, das, nach Bahrdt mit der eisernen Stirn, das schändlichste in der deutschen Litteratur ist; das besonders unerschöpflich ist, in Personalitäten gegen den Herausgeber des Journals Deutschland, der sich freilich der undankbaren Arbeit unterzog, den Prüden oder précieuses ridicules die Larve abzuziehen.“ Mit Recht bedauert Herr v. H. daß insonderheit Göthe zu früh verdorben, und aus Stolz gegründeten Kritiken gegen ihn nie Gehör gegeben. Er würde dann (S. 436) sorgsamer gesucht haben, den regelmäßigen Weg der schönen Künste einzuschlagen, und die Ehrerbietung für Sittlichkeit nie aus den Augen zu setzen, nicht so oft wie jetzt mit dem Publikum seinen Spaß zu treiben, und so in seinen Muthwillen nicht zu der Höhe der Immoralität, Inurbanität und Geschmacklosigkeit steigen zu lassen, die im Schillerschen Musenalmanach herscht.

Rezensent, der eine von dem Herausgeber von Deutschland verschiedene Person ist, findet in diesem Urtheile des Herrn von H. nur das allgemeine Urtheil aller Menschen, welche Moralität noch einigermaßen schätzen, und wenn Herr Schiller und Herr v. Göthe wirklich die Verfasser jenes Schandlibelles sind, so muß er sie in der That bedauern, daß sie sich eine so allgemeine Verachtung zugezogen haben. Doch wer sich zu so etwas verstehen kann, lernt auch wol über Verachtung lachen, und Herr Claudius mag vielleicht die Gesinnung und die Verhältnisse dieser Freunde am besten getroffen haben, wenn er sie sagen läßt:

Der Widder.

„Ich Widder, der sentimentale,
Esse mein Futter an der Saale.
Ich mache so Drama und Gedicht;
Und meine Hörner gehören mir fast nicht.

1796.

Der Stier.

Ich, der reale Stier an der Ilm,
Bin ein viel ärgerer Schelm.
Meine Hörner und Knochen sind voll,
Und ich befinde mich recht wohl." [1])

---

[1]) Man sehe die Kleinigkeiten, welche mit der Uriansnachricht von der neuen Aufklärung in Hamburg bei Perthes auf ein paar Bogen herausgekommen sind, und einige und zwanzig spaß- und ernsthafte Gedichtlein gegen die allen anstinkenden Xenien enthalten, von denen ein naiver Mann gar treffend sagt: sie hätten das mit den Wanzen gemein, daß sie mehr stänken, als stächen. Die beiden hier angeführten Gedichte, die „Auch ein litterarischer Thierkreis" überschrieben sind, verdienten wohl, noch einmal abgedruckt zu werden, da sie so ganz in der glücklich treffenden Manier des alten Wandsbeckerboten gedichtet sind. Das längere Gedicht haben bereits politische Zeitungen bekannter machen helfen, uneingedenk, daß es, als eine Satire auf die braven, Aufklärung liebenden und befördernden, Dänen, die Nichtbetrachtung verdiente, die ihm sein geringes poetisches Verdienst billig zusichern sollte. A. d. H.

Deutschland, Berlin, 1796, 4. Band, 12. Stück, pag. 362—363. *)

---

*) Wir reproduciren hier folgende Kraftstellen aus dem Werke eines Wiener Autors:

— O, wo es dem Ordensbruder, dem Bundesgenossen, dem Mitverschworenen gilt, da können sie (die Illuminaten) doch wohl auch mitunter höflich sein; sie treiben sogar niederträchtige Speichelleckerei. Wenn sie z. B. einem kaiserlichen Hofrath Schmidt, dem Geschichtschreiber der Deutschen, über sein classisches Buch ein schiefes Gesicht gemacht haben, so fallen sie vor dem herzoglichen Hofrath, dem französischen Activbürger Schiller, auf die Kniee nieder, und winseln sich an seinem Lobe einen Karthar (!) auf den Hals. Dieser Hofrath Schiller mag allerdings in Absicht seiner mahlerischen (!) Darstellungskraft ein braver Schöngeist sein, obschon seine Schauspiele auf keinem gesitteten und civilen Theater vorgestellt werden können. Seine Räuber sind ein wahres Schandstück, und das bitterste Pasquill auf deutsche Theaterfreiheit.

— Wenn sich meine kaltblütigen Leser nicht ärgern, so gebe ich ihnen eine Probe von dem grausamen Unsinn niederträchtiger Schmeichelei, womit dieser Schöngeist (der Räuber-Apologist Schiller) weit in Deutschland herum von seinen Brüdern begossen wird. Ein sogenannter

Magister Pfefferkorn sagt in einer sogenannten Katheder-Beleuchtung von diesem Schöngeist nicht weniger als folgendes: „Wenn die Stunden eines **Königs** theuer sind, so sind **Schillers Minuten für die Menschheit kostbar**; denn **ein** Strahl **seines** Geistes würde hinreichen, um **Zehn Monarchen** Anspruch auf **Vergötterung** zu geben." — Nun wissen also doch die Monarchen, bei welchem deutschen Schöngeist sie eigentlich ihre Vergötterung, im Fall sie selbe verlangen, zu bestellen haben. Weiter kann nun aber wohl der unverschämteste Unsinn nicht mehr getrieben werden. 1796.

L. A. Hoffmann, Höchst wichtige Erinnerungen zur rechten Zeit, Wien, 1795—1796, 1. Band, pag. 336—337; 2. Band, pag. 64—65.



1797.

1797. London u. Leipzig, b. Boosey u. Reinicke: **Cabal and Love, a Tragedy translated from the german of Fredr. Schiller, 1796. 110 S. 8.** Der ungenannte Uebersetzer dieses Trauerspieles hatte, wie die Vorrede sagt, bey seiner Arbeit den rühmlichen Zweck, die Schreibart des großen deutschen Schauspieldichters Schiller dem englischen Leser näher bekannt zu machen. Sicher konnte er darauf rechnen, daß auch Cabale und Liebe sich in England Bewunderer schaffen würde, da bereits die vorhin übersetzten Werke Schillers, Don Carlos, die Räuber, u. s. w. mit vielem Beyfall aufgenommen waren. Die Übersetzung nähert sich dem Originale, in Hinsicht auf das eigenthümliche Feuer, so viel als möglich, und ist mit sichtbarem Fleiß verfertiget. Diese neue wohlfeile und hübsche Ausgabe hat Hr. Timaeus in Lüneburg besorgt, dem wir die bekannte Ausgabe von Thomson's Seasons verdanken.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1797, 4. Januar.

Die Xenien in Schillers Almanache für das Jahr 1797.

1797.

(Aus einem Briefe an einen Freund.)

— Sie wollen mein Urtheil über die Xenien, in dem neuen Schillerschen Almanache. Mit Vergnügen folge ich dieser Aufforderung, und höchst wahrscheinlich würde ich es Ihnen auch unaufgefordert geäußert haben. Es ist mir in diesen Tagen eine Anzeige der Existenz dieses Almanachs, (welche vermuthlich von dem Verleger herrührt,) zu Gesichte gekommen, in welcher diese kleinen epigrammatischen Gedichte „eine in ihrer Art ganz neue Erscheinung“ genannt werden. Dies scheint die Aufmerksamkeit zu bestätigen, welche auch andere, die nicht Verleger sind, diesen kleinen Gedichten geschenkt haben. Wenigstens giebt, oder gab es vielmehr auch hier viel darüber zu reden; und man mag leicht annehmen dürfen, daß der Verleger diesen Xenien wo nicht den größesten, doch gewiß einen großen Theil des Absatzes dieses Taschenbuchs zu verdanken hat.

Immerhin mag es daher auch für uns, mein Freund, der Mühe werth seyn, im Vorübergehen einige Blicke auf diese merkwürdig und neu seyn sollende Erscheinung zu werfen, oder wohl noch besser, einige Minuten dabei zu verweilen, um dieselben der Untersuchung zu widmen: worin denn eigentlich das Neue und Merkwürdige dieser Erscheinung bestehe?

Mich dünkt, es bedarf auch nur weniger Minuten zu einer solchen Untersuchung; denn die Klarheit der Sache erleichtert sie, oder vielmehr, erspart sie fast ganz und gar. Wer kann einen Augenblick anstehen, gegen vierhundert kleine Gedichte, in deren größestem Theil man die Absicht und das Bemühen, zu reitzen oder zu verwunden wahrnimmt; welche mehrere verdiente und geachtete Männer geradezu auf eine grobe und platte Weise anfallen oder mit giftigen Skorpionenstichen heimlich verwunden; welche als Produkte der Musen ausgestellt, von einem der vornehmsten Günstlinge der Grazien in Schutz genommen und dem Publikum als eine Auslese feinen und Attischen Witzes, als Geschenke von Werth, zu einer würdigen und wohlthuenden Ergötzung vorgesetzt werden; welche gleichwohl großen Theils entweder plump, oder hämisch, oder flach und sinnlos, fast sämmtlich aber, ohne eigentlichen poetischen Werth sind, — für eine in ihrer Art neue und merkwürdige Erscheinung zu erklären?

1797. Auch Ihnen ist es bemerkenswerth erschienen, daß Schiller diesen Almanach unter seinem Nahmen ins Publikum sendet; daß er ihn ganz eigentlich seinen (Schillers,) Almanach nennt. Auch Sie ziehen daraus den Schluß, daß er alle die Musenkinder oder Wechselbälge, welche darin zusammengeschichtet sind, adoptire. „Gesetzt also,“ sagen Sie, „er habe an der Erzeugung dieser Xenien auch nicht den geringsten Antheil, so müßen wir sie doch nun, da der Vater sich zu nennen nicht für gut befunden, Schiller sie aber in seinen Almanach aufgenommen hat, als seine Kinder ansehen.“

Ich bin hierin ganz Ihrer Meinung, und möchte nur noch zur Bestätigung hinzu setzen: es würde schon etwas verschieden seyn, wenn er sich auf dem Titel dieses Werkleins nur als Sammler oder Herausgeber angekündigt hätte. Man müßte dann allerdings vorsichtiger seyn. Denn das „herausgegeben“ heißt noch nicht „gebilligt, für die seinigen anerkannt.“ — Und es können Gründe statt finden, warum ein Herausgeber Etwas in eine Sammlung aufnimmt, was er selbst höchlichst mißbilligt. So könnte ein solcher Herausgeber zu seiner Rechtfertigung sagen: in einer Gedichtsammlung, — welche Muster aller Art aufstellen solle, müßten, — so gut wie in einer Gemähldesammlung, — mißrathene Kunstwerke, als Muster eines schlechten Geschmacks, oder richtiger, der Geschmacklosigkeit, den guten gegen über gestellt oder angehangen werden.

Gewiß darf ich Ihnen mein Gefühl unterlegen, und voraussetzen, daß wir beide, als wahre Verehrer des Schillerschen Genius, uns auch diese Erscheinung auf diese Weise gern erklären würden, wenn uns nicht auf dem Titel das Schillers Almanach im Wege stünde. Wir müßen nothwendig eine Eigenthumserklärung darin erkennen, und finden dann keinen Grund weiter, warum wir noch an einer Billigung und Begünstigung dessen, der sie für sein Eigenthum erklärt, zweifeln sollten.

Gleichwohl wenn wir den öffentlichen Charakter dieses vortrefflichen Dichters überhaupt, und den, welchen er noch kürzlich in der Ankündigung der Horen*) besonders zu Tage gelegt hat, dagegen halten, so finden wir den auffallendsten und widerlichsten Kontrast. Überall in seinen Werken zeigt sich entweder der Ausdruck von Genie, oder veredelter Humanität; — selbst ist dies in Beziehung auf mehrere Produkte dieses Almanachs, zu denen

er sich bekannt hat, der Fall. — Nur in diesen, welche in so gedrängten Gliedern und einem so zahlreichen Korps dem verwöhnten Leser entgegen rücken, ist höchst selten weder das eine noch das andere wahrzunehmen. Ohne Unterlaß stößt dagegen der Leser auf den gröbsten Egoismus. Es ist unmöglich, daß er dem Leser von Geschmack sich mehr aufdringen, in einer zurückstoßendern Gestalt erscheinen, die Achtung vor dem Publikum geflissentlicher aus den Augen setzen könne. 1797.

Ich muß befürchten, daß Sie nach Ihrer Gutmüthigkeit und ungemessenen Achtung vor Schiller, selbst wider Ihren eignen richtigen Geschmack, anfangen, mich einer Härte im Urtheile zu beschuldigen. Man mißbilligt oft die Handlung eines Lieblings, allein man will ihn doch von andern mit Schonung behandelt wissen. Nun, so sagen Sie mir denn: kann man den Mangel der schuldigen Achtung vor dem Publikum offenbarer zu Tage legen, als wenn man auf eine hämische oder grobe Weise Männer öffentlich anfällt, welche die Achtung des Publikums genießen? In der That? Nun, dann ist es wohl die — Naivetät, womit der Verfasser diese Xenien für Kinder der guten und bösen Laune erklärt, und von dem Leser verlangt, er solle sich in eben diese Launen versetzen, um ihnen Geschmack abzugewinnen. Ich frage Sie auf Ihr eigenes Gefühl: Welcher gebildete Leser muß sich nicht durch eine solche Zumuthung beleidigt fühlen? Oder wer möchte eine Laune bei sich auch nur einen Augenblick beherbergen, in welcher ihm Schimpfworte, Grobheiten, hämische Hiebe und Stiche oder sinnlose Gemeinplätze schmackhaft und behaglich schienen; — selbst wenn überall ein größerer Aufwand von ächtem Witze wahrzunehmen wäre, als es hier wirklich ist?

Ich merke Ihnen an, daß es Ihnen noch immer schwer wird, mir beizustimmen, und daß Sie in Begriff sind, von mir zu verlangen, — was ohnehin die Gerechtigkeit forderte, — Belege für meine allgemeinen Aeußerungen hinzu zu fügen. Sie finden mich hierzu um so bereitwilliger, da ich überzeugt bin, daß Ihr Gefühl, wie Ihre Einsicht, im Grunde völlig mit den meinigen überein stimmen, und daß es gar keiner kritischen Erläuterungen bedürfen wird, um sie für das zu erkennen, was sie sind, Auswürfe des gröbsten Egoismus. Ich werde nur auf die zunächst liegenden und den Stempel, den sie an sich tragen, hinzudeuten nöthig haben, um Ihre Zustimmung zu er-

1797. halten, wenn ich behaupte: daß sie mit einer wahren und ächten Humanität im Widerspruche stehen; daß sie bei manchen Lesern des Almanachs, (auf welche noch Auctoritäten erheblich und entscheidend wirken,) der Ausbildung der Humanität zum Hindernisse gereichen, von den Beförderern derselben also gerügt zu werden verdienen.

Ich habe gleich Anfangs diese Epigramme zum Theil für plump, theils für hämisch, theils für flach, sinnlos dem Inhalte, größten Theils für unpoetisch der Form nach; — also jene Persönlichkeiten abgerechnet, für uninteressant und geschmacklos erklärt. Hier nun die Belege, welche beim flüchtigen Durchblättern des Büchleins zuerst in die Augen fallen.

Plump oder grob glaube ich mit Ihrer und eines jeden Lesers von Kultur und Sitten unbedingter Zustimmung z. B. folgende nennen zu dürfen:

Empirischer Querkopf.

Armer empirischer Teufel! du kennst nicht einmahl das Dumme
In dir selber; es ist, ach! a priori so dumm.

Moralische Zwecke der Poesie.

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!" So darf denn auf Eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn.

Geschichte eines dicken Mannes.

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Rezensent rühmt, die Blähungen treibt.

Der Schulmeister zu Breslau.

In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Geschwindschreiber.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
Ach was haben die Herr'n doch für ein kurzes Gedärm!

Dem Großsprecher.

Oefters nahmst du das Maul schon voll und konntest nicht wirken,
Auch jetzt wirkest du nichts, nimm nur das Maul nicht so voll.

Trost.

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet dein Nahme
In der Bibliothek schöner Sciencien hoch.

Seine Antwort.

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermsten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänsegeschlechts Führer seyn, wie du erzählst.

J — b.

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit und schlüpfrig zu steigen.
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.

Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn stutzt mir den alten Berlinischen Steinbock,
Das verdrießt ihn, so giebt's etwas zu lachen für's Volk.

Bedürfte es noch mehrerer Beispiele und lohnte es der Mühe, diese ekelhafte Arbeit noch weiter auszudehnen, so dürften sich leicht noch einige Dutzende von ähnlichem Gehalte auszeichnen lassen. Allein ich bin überzeugt, Sie haben, wie ich, völlig zur Genüge; auch werden Sie gewiß nicht in Abrede seyn, dieselben zugleich als Beispiele der Plattheit und Armuth an Geist und Erfindungsgabe anzunehmen.

Einige besondere Belege bedarf indessen die zweite angegebene allgemeine Bezeichnung eines beträchtlichen Theils dieser so genannten Xenien. Diese auszuzeichnen wird mir ebenfalls keine erheblichere Mühe machen; denn aufsuchen darf ich sie nicht. Für hämisch halte ich z. B.:

1797.

Zeichen des Raben.

Vor dem Raben nur sehet Euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das Nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich nur.

Amor, als Schulkollege.

Was das entsetzlichste sey von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, dem es juckt, locker und lose zu seyn.

Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

Verfehlter Beruf.

Schade, daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüst' hätte zu glänzen verdient.

Zeichen des Scorpions.

Aber nun kommt ein böses Insekt aus G — b — n her,
Schmeichelnd naht es, ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

Ueberschriften zu gewissen Melodien.

Frostig und herzlos ist der Gesang, doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand' höflich zu fühlen ersucht.

Der Glückliche.

Sehen möcht' ich dich, Nickel, wenn du ein Späßchen erhaschest
Und von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel besiehst.

Verdienst.

Hast du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutschen,
Fritz Nicolai, sehr viel hast du dabey doch verdient.

Umwälzung. 1797.

Nein, das ist doch zu arg! da läuft auch selbst noch der Kantor
Von der Orgel, und ach! pfuscht auf den Klaven des Staats.

Das Journal Deutschland.

Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit und so zieht auch
Diesem Deutschen Journal blasend ein Spielmann voran.

Sie, lieber Freund, der Sie die Xenien so sorgfältig und wiederhohlt, wie Sie mir sagen, durchgelesen haben, werden mir doch ohne weiteres Bedenken beistimmen, wenn ich behaupte: daß man noch eben so viele aufsuchen könne, die wo nicht mehr, doch sicher eben so viele Gift enthalten, als diese.

Noch weit reichlicher muß jedoch die Lese ausfallen, wenn man auf diejenigen achtet, welche flache Gemeinplätze, unbedeutende Reflexionen enthalten, oder sinnlos und abgeschmackt genannt zu werden verdienen. Ich erwarte nicht, daß Sie mir hier einwerfen werden: diejenigen, so uns sinnlos schienen, enthielten verborgene Anspielungen, einen geheimen Sinn. Ich weiß, wie Sie hierüber denken und daß Sie mit mir der Meinung sind, verborgene Anspielungen, ein geheimer Sinn, der von einem Publikum, das ihn nicht kenne, welchem der Schlüssel dazu nicht zugleich mit gegeben sey, auch nicht entdeckt und bemerkt werden könne, wären für dasselbe nicht da; die Epigramme also, worin dergleichen enthalten seyn solle, folglich für einen jeden, der zu diesem Publikum gehöre, auch sinnlos und abgeschmackt; und wenn auch noch so ein reichlicher Vorrath von Witz darin verborgen wäre. Nun auch von dieser Gattung noch einige Beispiele:

H. S.

Auf das empfindsame Volk hab ich nie was gehalten, es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

Der Theolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand.

1797.

Der Kommissarius des jüngsten Gerichts.

Nach Calabrien reis't er, das Arsenal zu besehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngsten Gericht.

Analytiker.

Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Haut nur abschält?
Was ihr hinein nicht gelegt, zieht ihr nimmer heraus.

Das deutsche Reich.

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das Gelehrte beginnt, hört das Politische auf.

Rhein und Mosel.

Schon so lang' umarm' ich die Lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Umarmung erfreut.

Der moderne Halbgott.

Christlicher Herkules, du erstickest so gerne die Riesen,
Aber die heidnische Brut steht Herkuliskus noch fest.

An gewisse Umschöpfer.

Nichts soll werden das Etwas, daß Nichts sich zu Etwas gestalte.
Laß das Etwas nur seyn! nie wird zu Etwas das Nichts.

Gewisse Melodien.

Diese Musik ist fürs Denken! So lang man sie hört, bleibt man eiskalt,
Vier, fünf Stunden darauf macht sie erst rechten Effekt.

Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnet,
Und es versammlet uns nur Ein Mahl wie heute die Zeit.

Distinktionszeichen.

„Unbedeutend sind doch auch manche von Euren Gedichtchen;"
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Komma und Punkt.

Wiederholung.

1797.

Hundert Mahl werd' ichs Euch sagen, und hundert Mahl: Irrthum ist Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging.

Neueste Farbentheorie von Wünsch.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt.

Das züchtige Herz.

Gern erlassen wir Dir die moralische Delikatesse,
Wenn du die zehen Gebot' nur so nothdürftig befolgst.

Der Hausirer.

Ja das fehlte nun noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer sich nun Kr**er nach Frankreich begiebt.

Hausrecht.

Keinem Gärtner verdenk ich's, daß er die Sperlinge scheuchet;
Doch nur Gärtner ist er, jene gebahr die Natur.

G. G.

Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich, klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Recension.

Sehet, wie artig der Frosch nicht hüpft! Doch find' ich die hintern
Füße um vieles zu lang, so wie die vordern zu kurz.

Deutliche Prosa.

Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich heraus sagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.

Elpänor.

Muß ich dich hier schon treffen, Elpänor? Du bist mir gewaltig
Vorgelaufen! und wie! gar mit gebrochnem Genick!

1797. **Unvermuthete Zusammenkunft.**

Sage, Freund, wie find' ich denn dich in des Todes Behausung?
Ließ ich doch frisch und gesund dich in Berlin noch zurück.

Rhapsoden.

Wer von Euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn.
u. s. w.

Rechtsfrage.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen,
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?
u. s. w.

Mich dünkt, Sie haben nun auch von dieser Gattung eben so herzlich genug, als ich. So dürften Sie mir auch wohl den fernern Beweis erlassen, daß die meisten dieser kleinen Gedichte eben so arm an Witz, als an Humanität und Interesse für gebildete und Bildung schätzende Menschen sind.

Wie nun Herr Schiller dieselben mit seinen Ideen von Idealen, — die er doch stärker und anhaltender als irgend ein Aesthetiker in Umlauf gebracht und verfochten hat, — in Harmonie zu bringen denkt; — oder wie es zugegangen, daß er davon auf Ein Mahl so weit abgewichen ist, müssen wir ihm selbst aufzulösen überlassen. Wenn mich übrigens die Erscheinung dieser unglücklichen Verslein lebhaft bekümmert hat; so tröste ich mich damit, daß sie in kurzen der Vergessenheit werden übergeben seyn. Freilich können Sie mir sagen, es bleibe dies immer nur ein leidiger Trost. Ich fühle es mit Ihnen, daß er, wenn man ihn näher untersucht, nur neuen und reichlichern Stoff zur Bekümmerniß enthalte. Daß ein Schiller etwas schreiben oder als sein, unter einer Auswahl der Musenprodukte, zum Drucke befördern kann, wovon man zu seiner Ehre wünschen muß, daß es je eher je lieber vergessen seyn möge, kann bei den Freunden des Dichters, — dies waren bisher alle Freunde der Humanität, — nur schmerzliche Empfindungen erregen. Auch ist es eine bekümmernde Vorstellung, daß der Dichter dadurch bei denen, deren

Achtung den meisten Werth hat, an derjenigen Achtung verlieren müsse, die er bisher in eben so reichem Maße als verdienter Maßen genoß. Dennoch muß man eben deshalb aufrichtig wünschen, daß diese neue Erscheinung auch eine schnell vorübergehende und schnell vergessene seyn, und daß der Dichter uns diese Vergessenheit, durch den Rausch des Entzückens über ein bald von ihm zu lieferndes neues Meisterstück, — eine neue Huldigung der Humanität, — möglichst bald befördern möge. 1797.

Dies, mein werthester Freund, sind meine Gedanken über diese Xenien, und ich halte mich überzeugt, daß es im Ganzen genommen auch die Ihrigen und aller Freunde ächter Humanität sind. Dennoch wünsche ich, Sie behalten dieselben für sich; denn sollten Sie zufällig dem Verfasser der Xenien zu Gesichte kommen, so dürfte leicht der Schöpfer des nächsten Schillerschen Musenalmanachs auch einige Donnerkeile dieser Art auf Ihr und mein Haupt schleudern; welche ohne Zweifel keine der leichtesten seyn würden. Leben Sie wohl.

K***t.

---

*) „Sie soll für die Musen und Charitinnen einen eigenen vertraulichen Zirkel bilden, aus welchem alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Parteigeiste gestempelt ist — — — — Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift sein — — — — — Eine reitzende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne sich schon in seiner Geburt unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth zu erhalten — — — — Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen, — — weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.“ — —

Siehe Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteraturzeitung, Jahrgang 1794, No. 140.

Der Kosmopolit,*) Halle, 1797, Januar, pag. 23—37.

---

*) Herausgeber: Johann Heinrich Voß.

1797.

Die neuesten Musenalmanache.

— Der Schillersche Musenalmanach dieses Jahres steht an Zierlichkeit des Druckes dem vorjährigen nach. Ersparniß des Raums hat besonders kleinere Gedichte, ihre Stanzen, Ueber- und Unterschriften, mehr zusammengedrängt, als dem Auge angenehm ist. Das voranstehende Kupfer kann weder Kennern noch Gaffern gefallen. Werke des Geschmacks sollten, auch in ihrem Aeußern, den Forderungen des Geschmacks, bis zum Ueberfluß und zur Pracht, genügen; zumal wo, wie in diesem Falle, Schönheit und reichlicher Abstand des Druckes, die Uebersicht des Blickes erleichtern, und der Deklamation des Vorlesers zu Hülfe kommen. Denn die S. 238 angegebenen neuen Distinktionszeichen sind schlimmer als gar keine.

Göthens Idylle, Alexis und Dora, ist die Krone der Sammlung. Der Wechsel des Jammers und Glücks in liebender Brust, die Linderung, welche die Musen den Wunden Amors gewähren, die sie nicht zu heilen vermögen, ist vielleicht niemals wahrer und glücklicher ausgedrückt. Es steht in dieser Rücksicht so weit über Theokrits Polyphem, als der von dem neueren Dichter angenommene Sänger, an Feinheit der Empfindung, über den Kyklopen. Kunstrichter würden dieses Gedicht für ein schönes Werk des Alterthums erklären, wenn es ihnen, gleich vollendet an Ausdruck, in einer alten Sprache vorgekommen wäre. Die Musen und Grazien in der Mark sind in der beliebten Manier, in welcher der Brockes des zu Ende eilenden Jahrhunderts, Herr Prediger Schmidt zu Werneuchen, den Musen und Grazien ein ganzes Bändchen Gedichte überreichte. Das Nachbild ist dem Urbilde treulich nachgeformt, wetteifert mit ihm an hoher Einfalt der Gedanken, an überraschender Auswahl nie zuvor gereimter Worte, und an äußerst faßlicher Darstellung. Einmal, wo sich die Seele des Dichters in labende Erinnerung an Vetter Micheln ergießt, geht er wirklich mit seinem Muster Hand in Hand; nur in der Schlußstanze verläßt er ihn um den treffenden Witz, und verräth, den Gesetzen einer guten Parodie gemäß, etwas von dem Schalkssinn, der sich mit jenen Gaben nicht verträgt. Es war eine sehr schwere Aufgabe, eine Melodie zu diesem Liede zu erfinden, die, wie das Lied selbst, zugleich Gläubige täuschen und Spötter belustigen könnte. Da aber unter den zu

diesem Almanache ausgegebenen Melodien, sich auch eine Komposition dieses Liedes befindet, so muß man glauben, daß Herr von Göthe jene Aufgabe durch diese Komposition für gelöset hält. Die Eisbahn ist eine geistvolle, in einzelnen Sinngedichten fortlaufende Vergleichung, solcher Vorfälle, die sich mit und auf ihr begeben, mit den Schicksalen Empfindungen und Erfahrungen des Menschen. Noch enthalten mehrere Sinngedichte, theils von Göthe oder Schiller allein, theils von Beiden gemeinschaftlich entworfen, Gedanken, die ihnen der Aufbewahrung würdig schienen, in einer angemessenen Sprache. Viele betreffen unbekannte Frauenzimmer einer kleinen Stadt, Sylbenmaße, und Privatangelegenheiten; so daß man, durch ihre herablassende Mittheilung, den Dichtern gleichsam befreundet wird. Andre sind politisch, und zwar orthodox. Unter den, besonders durch die Tabulae votivae, neugeadelten Worten, haben wir vorzüglich das Wort Philister bemerkt, welches freilich zuweilen unentbehrlich scheint. Nun wird man z. B. forthin sagen dürfen: „er ist der größte Philister unter den Genies, und das größte Genie unter den Philistern!“ ohne befürchten zu müssen, daß man einen niedrigen Ausdruck gebraucht habe. 1797.

Schillers Mädchen aus der Fremde kann, bei aller seiner Weichheit und Anmuth, für ein Räthsel gelten, das jeder Leser nach seiner Weise deuten wird, ohne der Richtigkeit seiner Deutung gewiß zu seyn. Pompeji und Herkulanum gehört zu der Gattung beschreibender Gedichte, die bei der Menge nie großes Glück machen werden, deren Hervorbringung aber dem Dichter eben um so viel schwerer fällt, weil dabei dem Gefühl und Witz der Zügel nicht nachgelassen wird, sondern hauptsächlich sein überlegender Verstand richten und wählen muß, welche Gegenstände, und auf welche Art solche dichterisch dargestellt werden mögen. Wem Beschreibungen dieser Gattung schöne Erinnerungen zurückrufen, der dankt sie ihrem Sänger. Die Klage der Ceres ist in der Manier, welche, wenn wir nicht irren, Schiller unter uns geschaffen hat, worin es vielleicht unmöglich ist ihn zu übertreffen, und gegen deren Eigenheiten, so lange sie solcher Vortrefflichkeit die Hand bieten, es sehr unbillig seyn würde zu eifern. Sie ist nur für gelehrte Leser: aber die Gelehrsamkeit, welche sie voraussetzt, ist die Bedingung, unter welcher man zum Genuß ihrer Schönheiten ge-

1797. langt, nicht die Schönheit selbst, zu der man geleitet wird. Tönende Worte verhüllen keinen gemeinen Sinn, der Schmuck ist des Gegenstandes würdig an den er verwendet wird, weit entfernt das Gefühl zu stören weckt nährt und erhält er es, eine Göttin wohnt in dieser Wolke, und die heilige Priestersprache erfüllt wirklich ihren Zweck, Geheimnisse gebildeter Seelen dem Gesichtskreise der Unwissenden zu entziehn. Die Geschlechter sind ein musterhaftes Beispiel, wie sehr die Dichtkunst eines aufgeklärten Volks sich der Philosophie nähern kann, um vor dieser gerechtfertigt zu erscheinen, und doch keinem einzigen ihren Zauber zu entsagen. Die Denksprüche über Macht, Tugend, Urtheil, Forum und Ideal des Weibes, sind zart, innig, und treffend.

Sophie Mereau hat zwei schönen Dichtungen das gefällige Siegel der Weiblichkeit aufgedrückt.

Das Exil von R. ist reich an lieblichen Tönen. —

Pfeffel's Diogen und der Bettler ist eine kleine Parabel, die ihren Urheber leicht verräth. —

Schlegel's Pygmalion verdient unsern bestversificirten lyrischen Erzählungen beigesellt zu werden.

D.'s Gefälligkeit vereinigt französischen Witz mit italischem Wohllaut und nordischer Tiefe des Gefühls. Auch T.s Lieder, und die Gedichte mit der Unterschrift D. U. V. und W. gehören schwerlich einem unbekannten oder verkannten Sänger. Fast fühlt man sich geneigt, alle dem nämlichen Urheber zuzuschreiben. Zerstreute Blätter, von Mnemosynen gesammelt, in dem Heiligthume der Humanität aufbewahrt.

Den Beschluß macht ein Bündel Pfeile, unter der Aufschrift Xenien. Nach der Vermuthung einiger Chorizonten, von Hrn. Vulpius. Xenien hießen, bei den Griechen, gastfreundliche Geschenke. Die Deutschen erklären sich für Küchenpräsente, für Pfeffer und Wermuth, zum Besten solcher Magen, die von wäßrichten Speisen geschwächt sind. Wie es scheint, war ihr Geber bei vielen Leuten zu Gaste, und ladet seine Bewirther jetzt wieder zu sich. Er erklärt es für eine Speise voll Ekel, wenn die gemeine Natur sich zum Genusse aufdringt, nennt Phantasie Witz Empfindung und Urtheil das Desideratum eines Dichterwerkes, und schüsselt dennoch, seinen eigenen Forderungen zum Trotz, den Tod in Töpfen auf, wogegen sich ein allgemeines Geschrei erhebt.

Wir vermehren es ungern: doch sind wir der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig, auch unsre Meinung über einen Gegenstand zu sagen, der sich, ohne leicht durchschaute Verstellung, nicht übersehn läßt. 1797.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht: aber eben das will man vergessen, wenn man den Lockungen des Dichters folgt; es ist ja nicht Poesie, daß er die Menschen erbärmlich fand! Von ihm erwartet man leuchtende Kugeln, die nicht zünden, die das Auge spielend erfreun. Rein sey er von der Eitelkeit, die Niedres mit Hohem verbindet. Sogar das Bestreben reizend und lieblich zu seyn, darf an ihm nicht sichtbar werden, will er es erreichen; unerträglicher, unverzeihlicher ist das Bestreben nach entgegengesetzten Eigenschaften. Wir verlangen gediegenen Sinn von ihm, nicht Marken noch Rechenpfennige; Eingebungen eines guten Geistes, und weder Ungesalzenes noch Uebergesalzenes. Wir vertrauen einem achtungswürdigen Sammler, daß er nicht, um Dumme und Gebrechliche nach ihrem Behagen zu bedienen, über den Schlagbaum hinwegziehe, welchen Ehrliebe und Anständigkeit gesetzt haben. Deutschland fragt ohnehin nach Gedichten nicht viel, und sie werden schwerlich in seiner Meinung gewinnen, wenn auf einen kurzen Lärmen, den sie erregen, Neugierige sich wundernd ans Fenster begeben. Die Muse richtet den herrschenden Stab nur selten auf Leben und Handeln; verfolgt, wenn es Noth thut, schlechte Regenten mit strengen Worten; und schmeichelt zwar schlechten Autoren nicht, führt aber auch keinen offenbar pasquillantischen Krieg gegen sie, oder fordert sie auf, es im Kehricht mit ihr zu versuchen. Denn niemand hört sich gern verspottet, wenn er sich nur genannt hört. Ist er ein Philister, ein Schwärmer, ein Heuchler, so werd er durch lebhafte Abscheu erregende Darstellung seiner Gebrechen und Laster, gequält, so sause der Bienenschwarm, der dem Guten Honig gewährt, dem Täppischen ums Ohr: aber hundertfaches, mit Namenaufruf verbundenes Schelten, ermüdet den geduldigsten parteilosesten Zuhörer; und Laune und Geist müssen die schwache Seite ihres Gegners aufdecken, wenn sie Lächeln erregen soll; da hingegen, wer zu hitzig heranrückt, sich selbst Schultern und Rücken entblößt. Nach diesen größtentheils von den Xenien eingestandenen, und in ihren eigenen Worten aufgestellten, unläugbaren Grundsätzen, welchen Dank mag der Verfasser derselben für diese Gaben

1797. erwarten, die es ihm herzlich zu nennen beliebt, nach denen er folglich, da sich nicht abläugnen läßt daß er seine Ausdrücke zu wählen weiß, die Eigenschaften seines Herzens bestimmt wissen will?

> Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen,
> Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.
> Aristokratisch gesinnt ist der Xenien Geber, denn gleich ist's,
> Ob man auf Helm und Schild, oder auf Meinungen ruht.
> Vor dem Aristokraten in Lumpen bewahrt uns, ihr Götter,
> Und vor dem Sansculott auch mit Epauletten und Stern!

Die Sonderbarkeit, daß uns die Xenien über mineralogische und optische Lehrsätze, — die durch Witz und Verse wohl eben so wenig erwiesen werden mögen, als sich Newtons Geist durch schlechte Sprüche citiren, oder durch gebratene Gänse widerlegen läßt, — in witzhaschenden Versen unterhalten, könnte man ihnen allenfalls übersehn; da sie wahrscheinlich zu wenig Beifall finden wird, um ein Heer von Nachahmern gegen uns anzuwerben. Der Grund aber, den sie dafür angeben, daß Verse wirksamer als Prose wären, steht mit der letzten Xenie der 229sten Seite in gradem Widerspruche. Vatem oportet esse memorem.

Auch das mag gebilligt werden, daß Schriftsteller und Werke, welche das Publikum achtet, heftige Angriffe und sogar verächtliche Begegnung erfahren: wiewohl der Herr Geheimerath von Göthe, dessen Wort in unsrer Gelehrtenrepublik von so großem Gewicht ist, ungleich bescheidenere Aeußerungen gegen ungenannte Schriftsteller und Werke höchlich mißbilligt, und im fünften Stück der Horen 1795. S. 50—56., als literarischen Sansculottismus, bei Strafe seiner Ungnade, untersagt, auch Herr Hofrath Schiller wider dergleichen Verfahren mehr als einmal geeifert hat. Denn, bei aller Ehrfurcht für die edeln Bewegungsgründe dieser großmüthigen Pfleger und Schuzherren jeglichen Verdienstes, scheint es dennoch, als könne man ein einzelnes Werk eines verdienstlichen Schrifstellers, oder einzelne Theile eines verdienstvollen Werkes, dem von Shaftsbury, als dem treffendsten Prüfstein der Wahrheit, angegebenen Versuche der Lächerlichmachung unterwerfen, ohne deswegen die anderweitigen Verdienste des Meisters oder des Werkes abzuläugnen. Eine solche Strenge kann sogar

ersprießlich werden: weil der große Haufen der Leser sich zu leicht vom Ansehen des Rufes blenden läßt, und der vernachläßigten Arbeit, eines einmal mit gerechtem Beifall aufgenommenen Künstlers, den nämlichen Preis ertheilt, welcher seinem Meisterstücke gebührte, wodurch allmählig Künstler und Publikum gefährdet werden. Es ist also die Pflicht der Kampfrichter die Bahn rein zu halten und fegen zu lassen. Dafür sind sie da! Versuchen sie aber den Zuschauern Staub in die Augen zu streuen, um bloß ihre Freunde zu begünstigen, erheben sie selbst ein irreführendes Geschrei, dann hinaus mit ihnen vor die Schranken! Ja, wollte man ihnen sogar dieses Geschrei gelten lassen, in sofern sie dadurch dem Richteramt entsagen, Partei werden, und nur für Partei geachtet sein mögen, so dürfen sie sich doch keiner niedrigen Worte, keines tumultuarischen Betragens schuldig machen, wenn sich nicht allgemeiner Unwille gegen sie erheben, und die Ruhestörer von den Sitzen gesitteter Zuschauer ausschließen soll.

1797.

Wie verfährt aber die Partei der Grünen, auf der pierischen Rennbahn? Von zwei kritischen Journalen, denen Deutschland wahrlich einen großen Theil der Fortschritte seines Geschmacks verdankt, zu deren Entstehung und Fortsetzung viele der besten vaterländischen Köpfe sich vereinigten, wiewohl es ihnen, wie den Horen, unmöglich war, jedem ihrer Blätter gleich großen Wehrt zu ertheilen, schilt sie das eine: zehnmal gelesene Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere, auf zerriebenem Bleistumpfen und bleiernem Witz; und das andre: einen Rath des Gänsegeschlechts, ein Spittel für invalide Poeten, wo Gicht und Wassersucht von der Schwindsucht gepflegt wird. Ein Werk, welches mit Wahrheits- und Vaterlandsliebe das Gedächtniß denkwürdiger Todten zu erhalten strebt, heißt: Rabengekrächze das Kadaver umgiebt, das Aufpassen eines Prosektors nach Gestorbenen. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen, an welcher einige unserer beliebtesten Popular-Philosophen theilnehmen, soll ihre Worte nur von den kleinsten Männern Deutschlands erhalten. Ein Taschenbuch von reichen Dichtern ausgestattet, wird eine Kollekte genannt, der Armuth zu lieb und bei der Armuth gemacht. Die unterrichtende Beispielsammlung eines vollgültigen Literatoren, ein warnendes Beispiel, wie man nimmermehr für guten Geschmack sammeln soll. Einem Manne, der Sprachkenntniß und Kunst des Versbaues in hohem Grade bewiesen hat, wird, zu einer Zeit,

1797. deren Stolz die Besiegung verjährter Vorurtheile ist, der ehrenvolle Stand eines Schulmannes mit bittrer Hohnlache vorgeworfen. Ein anderer muß sich Waschfrau schimpfen lassen, weil er Reinheit der Sprache betreibt. Ein dritter, dessen Unternehmungsgeist, Thätigkeit und Erfahrung, manches Gute in Anregung gebracht, manches bewirkt, viele wohlthätige Arbeiten befördert, und selbst durch seine Zweifel der Wahrheit gedient hat, wird unvernünftiger Leerkopf, dumm a priori, ein dummer Gesell, ein Heringsfänger, ein Nickel geschimpft; welcher letzte Ausdruck, wenn er vielleicht im mineralogischen Sinn verstanden werden soll, wenigstens zu einer Zweideutigkeit Anlaß giebt, die vermieden werden mußte. Ein Philosoph, dessen Urtheil dem Xeniengeber mißfällt, heißt ein diebischer Entwender fremder Begriffe, ein Kutscher auf dem schmutzigen Bock eines Bettelkarrens, ein Ochs und ein Esel. Scioppius und Scaliger! hättet ihr je geglaubt, daß eine Nachkommenschaft auftreten könne, in deren Vergleichung mit euch ihr als höfliche Leute erschienet? Ein elendes Wortspiel bemüht sich, den Namen desjenigen verächtlich zu machen, dessen Stand über die Verächtlichkeit der Vorurtheile erhaben ist, und verfolgt einen leidenschaftlich-gutmüthigen verfolgten Mann, jenseits der Gränzen seines Vaterlandes. Kann Leichtsinn so weit gehen, so sollte das arglose Herz, in Stunden der Besonnenheit, erschrecken, sich durch Nachgiebigkeit gegen seine Launen der Bosheit gleich zu stellen. Einem andern macht man seine Meisterschaft in der Kunst zum Verbrechen, ohne welche die Kunst des Dichters nicht bestehen kann, die dieser wenigstens in seinen Träumen ausüben muß, wenn er singen und gesungen werden will. Man sinkt bis zu Begriffen und Ausdrücken des Pöbels hinab, um eine Beschäftigung der Lächerlichkeit Preis zu geben, die das Entzücken des unverdorbenen Herzens und des gebildeten Geistes ist. Man erlaubt sich, einen Mann in seinen bürgerlichen Verhältnissen anzugreifen, und gegen einen freiheitliebenden, wie wir alle dem Irrthum ausgesetzten und vielleicht hie und da erliegenden, sicherlich aber immer wohlwollenden Schriftsteller, das entehrende Geschäft eines Angebers zu übernehmen. Er heißt ein hochmüthiger grober Baalspfaff, ein widriger Heuchler, der mit Grobheit Falschheit und List zu decken glaubt, ein Halbvogel-Strauß, der fliegen möchte und die Füße ungeschickt im Sande fortrührt, ein Skorpion, den man eilig fliehen muß, ein aristokratischer Spitz der

gegen wohlgekleidete Leute bellt, und nach dem seidenen Strumpf klafft, ein beschmausender Schmarotzer der Großen, der jetzt undankbar ihre Plätze einzunehmen wünscht, und dem auf seiner rothen Kappe noch das Glöckchen fehlt. Die Motto's auf seinen Journalen zeigen alle Tugenden an, die man an ihm nicht bemerkt: aber es ist unnöthig ihn zu verschreien, und man erläßt ihm gern die moralische Delikatesse, wenn er nur die zehn Gebote nothdürftig befolgt. Welche Widersprüche? Welcher Geifer? O Nemesis, du speiest in deinen eigenen Schooß! Selbst das Geschlecht, welches zu schonen eine Eigenthümlichkeit neuerer Sitten ist, bleibt nicht unverschont. Eine Dame, deren Name, damit man ihn ja errathe, mit seinem Anfangsbuchstaben bezeichnet ist, wird eine Sybille geschimpft, die bald Parze seyn, und, mit ihren Schwestern, gräßlich als Furie aufhören muß. Der, welcher in der Hölle am übelsten daran ist, brüllt, zerzauset die dreifarbige Kokarde, und jammert, daß er als rasender Thor, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzte. Giebt es etwas Schlimmeres? Etwas Schlimmeres schwerlich, etwas Befremdlicheres vielleicht. Man entdeckt uns, daß die Jamben, welche Deutschland seinen besten Satyren zugesellt, ein hinkendes Werk sind. Man verschreit einen Protestanten als Katholiken, weil sein Bruder christliche Gesinnungen an den Tag gelegt hat. Man erdreistet sich, einen Mann aus uraltem edeln Stamme, der seinen Stand nie geltend machte, — welches auch bei verjährtem angeerbtem Adel seltener als bei neuerkauftem der Fall ist, — der in Aufwand fordernden Staatsbedienungen am liebsten unter Gelehrten und Künstlern, als einer ihres Gleichen, lebte, dem Glanze früh entsagte um ganz den Musen zu gehören, immer zu lernen fortfuhr, und Talente an den Tag legte, die den Sohn des Staubes verherrlichen würden, auf eine burleske Weise, zugleich nach seinem Stande, nach dem Fache in welchem er sich hervorthat, und nach seinem Glauben zu benennen. Witz dieser Art ist herzlich wohlfeil. Bei den mancherlei, zum Theil widersprechend scheinenden Beschäftigungen, welche das verzärtelnde Glück, die vielbetreibende Rastlosigkeit, und das begehrliche Gelüsten des Menschen, oft einem Einzigen aufbürden, ließen sich wohl noch ungleich längere aristophanische Zusammensetzungen erfinden; denn ihres gleichen liegen freilich tausend im Hinterhalt: schwerlich aber wird der zuerst darüber lachen, welchen sie treffen,

1797.

1797. wenn sie ihm auch, nach dem Rechte der Wiedervergeltung, zukämen. Ein Gelehrter, von dem wir vollendete Dichterwerke besitzen, und dem vielleicht keine nachläßig geschriebene Zeile entschlüpft ist, ein Sänger, dessen Lieder von allen Lippen zu allen Herzen ertönen, erhält die zweideutige Aufforderung, seinen Musenalmanach fortzusetzen, damit ihn seine Landsleute, die ihn im Jahre vergessen, beim Anfange des Jahres nennen mögen. Jeder Freund des Geschmacks muß sich freuen, von dem geschmackvollsten Dichter der Nation endlich eine Ausgabe besorgt zu sehn, die mit der Pracht des Auslandes wetteifert; und sein Verleger wird vorgestellt, als ob er alle Uebrigen, nach der Lokation, zu gleicher Ehre einlüde. Endlich scheint es, als müsse sogar der gefeierte vielumfassende Geist, dem das Gebiet des Parnasses und selbst die Gränzen seiner Muttersprache zu enge sind, da er sich dauert daß er sie schreibt, der in früheren Jahren Orthodoxie und gothische Baukunst vertheidigte, und in neueren Zeiten die Knochenlehre, die Pflanzenkunde, und die Wissenschaft von Erscheinung der Farben, sobald er solche seiner Ansicht würdig fand, mit Entdeckungen bereicherte, der Frösche und Charaktere mit gleicher Geschicklichkeit zergliedert, den Neckereien des kühnen Spötters zum Ziele dienen; weil es ihm zuweilen beliebt hat, dem leselustigen Publikum hingeworfene unvollendete Bruchstücke Preis zu geben, oder alltägliche Charaktere, Begebenheiten, Bemerkungen und Gefühle, in dem nämlichen Lichte aufzustellen, welches im Lesen auf sie fällt. Wenigstens haben manche Leser das Sinngedicht, wohlfeile Achtung, auf ihn bezogen.

Selten erhaben und groß und selten würdig der Liebe
Lebt er doch immer, der Mensch, und wird geehrt und geliebt.

Als ob es nicht billig wäre, daß man an ihm liebe und ehre, was erhaben und groß und liebenswürdig ist; was es aber nicht ist, übersehe, oder wenigstens jenes um dieses willen nicht vergesse!

Da die Xenien, wie wir leider bemerken, einzelnen Männern so übel mitspielen, was Wunder, daß sie gegen eine ganze Dichtungsart eine noch kühnere That wagen? In der Hölle erscheint ihnen der Herkules der Schaubühne, vom Vögelgeschrei der Tragöden, vom Hundegebell der Dramaturgen umringt. Soll diese Beschreibung, wie Scholiasten behaupten, den Barden von Stratford bezeichnen, so zeugt wenigstens die Charakterisirung der

Dramaturgen, von auffallender Unkenntlichkeit gegen den neuesten 1797.
derselben, Wilhelm Meister. Aber mancher andere Zug des Gemäldes ist nicht minder unähnlich. Wer darf dem sprachkundigen Deutschen Schuld geben, er lese Shakespear'n nur in der Uebersetzung, und sehe die Urschrift nicht mehr an? Wie ziemt es dem durch sich selbst gebildeten Natursohn, in der Unterwelt Glauben an die alten Griechen zu predigen? Wer mag es wahrscheinlich finden, daß er in des Tartarus Nacht gestiegen sey, um den alten Kothurnus zu holen? Wann hielt dieser herzliche Mensch dafür, daß Menschen aus der Welt, die ihn zunächst umgab, eine Misere wären, der nichts großes begegnen, durch die nichts großes geschehen könne? Wodurch erklärte er ihre Natur für eine erbärmliche, die man bequemer und besser zu Hause habe, und verwies sie auf die große, unendliche? Wann war dem ehrlichen Theilnehmer ihr Jammer und ihre Noth so fremd, daß er sich von ihnen abwandte? Wann drang er darauf, daß die Zuschauer die Bühne besuchen sollten, um sich selbst zu entfliehen? Wann strebte er allein nach dem großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt? Dem Fremdling, der ihn nicht besser versteht, ist es gegangen, wie dem Franzosen in Boileau's Todtengespräche, der die Helden der Vorzeit kennen lernen wollte, und seine Pariser Nachbarn in Scudery's Heldentracht wieder fand. Es stieg zum Styx hinab, um einen Blinden über das zu fragen, was sich nur sehenden Augen offenbart, und fand, was seine Thaten werth waren, Verblendung.

Ist alles angeführte nur ein Spiel, weil der, welchen man mit Worten todtschlägt, am Leben bleibt? Waren wir zu strenge gegen Ausbrüche der Laune? Bietet der Dichter nicht selbst seinen Bogen und Platz zu den Ringen an? Das thut er freilich; und wir fühlen überdem, in welches gefährliche Spiel er sich einläßt, der dem scharfen vielschneidigen leidenschaftlichen Spott, mit Gründen des Ernstes und kalter einfacher Mäßigung, begegnet; wir erkennen, daß nichts leichter ist, als auf einer Kampfstätte Wunden davon zu tragen, wo besser geharnischte Männer unterlagen. Aber die Wahrheit durfte der Gefahr wegen, welcher sie ausgesetzt wird, nicht verläugnet werden: und, eben weil es noch Zeit ist, vor einem gefährlichen Beispiel zu warnen, das, wie wir wissen, viele anlockt, hielten wir uns für verbunden, dieser, wie die Buchhändler-Anzeige des Almanachs sie nennt, neuen Er-

1797. scheinung umständlicher zu gedenken, damit wir, nach unserm schwachen Vermögen, dazu beitrügen, sie zu keiner alltäglichen zu machen. Wir begnügten uns, unter einer Menge tadelnswürdiger Ausfälle nur einige, die flüchtigem Lesen auffielen, bemerklich zu machen. Jeder wird mehr als einen Gegner finden. Wehe ihnen, sollte der Mann ihre Kunde vernehmen, welchen sie für den alten Peleus halten, der uns aber vielmehr, bei seiner unabläßigen Wanderung durch alle Gefilde des Wissens, dem Könige Odysseus zu gleichen scheint. Erkennt er an ihnen die Begegnenden, welche das schöngeglättete Ruder auf seiner Schulter für eine Wurfschaufel nehmen, und sich weigern mit Salz gewürzte Speise zu genießen, so weiß der Himmel, ob er, der Lehre des Teiresias eingedenk, nicht sie selbst dem Meerbeherrscher opfert. Denn wiewohl Verblendete wähnen mögen, es mangle ihm die spannende Kraft und die Schnelle, so hat Athene ihm dennoch, so oft er dessen bedurfte, Brust und Schultern gestärkt. Niemand warf ihn bisher ungestraft, und das Gelächter ohne Maaß, die verwirrten Gedanken, das wildverzerrte Antlitz, das blutbesudelte Mahl, und die mit Thränen erfüllten Augen dieser Freier, sind ein wahrsagendes Zeichen, daß bald der unter sie treten werde, der es vollendet. Aber freilich bedarf es seiner Ankunft nicht, da so mancher aus dem Volk gegen die Uebermüthigen sich rüstet. Möchten alle Streiter bedenken, daß sie ihre Mißbilligung eines beleidigenden Tons nicht besser an den Tag legen können, als wenn sie niemals in denselben einstimmen! Möchten sie ihren Gegnern, die an Wahrheitsliebe und Billigkeit so leicht zu übertreffen sind, an Scharfsinn, Witz und Kürze keinen Fuß breit weichen! Denn, in der That, sind die Xenien nicht so arm an Witz, als ihre Entschuldiger uns überreden möchten; obgleich Bitterkeit nicht selten dessen Stelle vertritt, und, bei dem Haufen unbedachtsamer Leser, zuweilen durch falschen Schimmer ersetzen kann. Wir haben einige Versuche unterdrückt, die uns diesen Forderungen nicht zu entsprechen schienen, schmeicheln uns den Urhebern derselben damit einen Dienst geleistet zu haben, und ergreifen diese Gelegenheit, denen, welche sich uns nicht zu erkennen gaben, die Ursache unsers Verfahrens bekannt zu machen.

— Indem dieses Blatt aus der Druckerei zurück kommt, erhalten wir schon den ersten Beweis, wie gegründet unsre Furcht vor einem gefährlichen Beispiel war. Unter dem Titel: Gegen=

geschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen, hat Jemand, der wohl einer bessern Arbeit gewachsen wäre, die Mühe übernommen, Ungerechtigkeit und Hohngelächter mit gleicher Münze zu vergelten. Was sich dagegen sagen läßt, wird ihm freilich nicht neu seyn: uns aber war an dieser Erscheinung zweierlei neu und schrecklich. Das erste, daß er zwei hochverdiente Männer als Verfasser der Xenien annimmt, welches der Himmel verhüte! Das zweite, daß er den Archivaren eine Grobheit in den Mund legt, dergleichen sie weder geäußert haben, noch äussern werden. Nie! So etwas sagt sich nicht: das ist man höchstens so unglücklich zuweilen zu denken. 1797.

Mehr Freude und weniger Schreck erweckt uns eine Elegie, die freilich die nämliche, unserm Bedünken nach, irrige Vermuthung über die Verfasser der Xenien hegt, deren Sänger aber, wahrscheinlich eben dadurch, bewogen ist, die gute und lobenswürdige Seite an ihnen aufzufinden. Zum Beweise der Unparteilichkeit, nach der wir ringen, tragen wir kein Bedenken, sie unsern Lesern mitzutheilen; zumal da wir besorgen müssen, daß sie, an dem Orte wo sie steht, im dritten Stücke der Beiträge von gelehrten Sachen zur vorjährigen Hamburger Neuen Zeitung, vielleicht übersehen werden, oder doch, als einzelnes Blatt, leichter verloren gehen könnte, als in einer bogenschweren Zeitschrift. Ausserdem ist sie dort, auf Gesangbücher-Art, als Prosa gedruckt, und erhält hier zuerst ihren gebührenden poetischen Glanz, der sogar die Anmerkungen umstralt. Wir glaubten nur etwas zurück gehen zu dürfen, um den Verfasser zu errathen; und trifft diese Vermuthung nicht ganz neben hin, so hat er uns längst berechtigt, Beiträge von ihm zu erwarten, womit er, in einem Fache, das nicht weniger Geisteskräfte erfordert und bewährt, als das Gebiet ernster Wissenschaften, von jeher zu karg und zu geheimnißvoll war: er mag uns also verzeihen, daß wir zur Sünde des Stehlens unsre Zuflucht nehmen. Reicht aber diese Entschuldigung nicht hin ihn darüber zu besänftigen, so sind wir gern erbötig, sie, mit ausdrücklicher Anrufung seines Namens, zu wiederholen und zu verstärken.

Tübingen. Cotta verlegt auf vierzehn geglätteten Bogen
(Ungerechnet ein Bild, schön gestochen von Bolt):

1797. Musenalmanach, herausgegeben von Schiller a).

Nur fürs künftige Jahr, aber der Ewigkeit werth!
Alles in allem enthält der Band fünfhundert und funfzehn
Meisterstücke, gewiß auf den Kauf nicht gemacht.
Wir bedauern gar sehr, daß unser Raum so beengt ist,
Sonst zergliederten wir jeden einzelnen Vers.
Eine Venus zerlegt der Zergliederer Nerve vor Nerve,
Bis sein verfolgender Blick hascht im Gehirne den Geist.
Aber wir müssen uns nur mit Anschaun des Ganzen begnügen;
Doch der Leser besitzt bald das Meisterstück selbst.
Um vorläufig indeß zum herrlichen Gastmahl zu reizen,
Heben wir einiges doch vom Vortreflichsten aus.
Nur beim Kupfer erlauben wir uns, unmaßgeblich zu fragen:
Tanzt die Muse da nicht mit verrenketem Fuß,
Schiefanspringend? Doch dies ist kein bedeutendes Omen;
Jeder Vers widersprāch' einem so thörigten Wahn b).

Die genannten Verfasser sind: Göthe, Steigentesch, Langbein,
Madam Sophie Mereau, Kosegarten und Conz,
Meyer, Neuffer, Woltmann, Pfeffel, Matthisson, Schlegel
(Göthens Panegyrist c), und der Herausgeber selbst.
Wir übergehen zuerst viel meisterhaft schöne Gedichte,
Voll Gefühls, wie Kleist, witzig, wie Lessing sie sang.
Solche findet man ja in Vossens Almanach auch noch.
Aber wir halten uns beim Originellen nur auf.
Dessen ist hier auch so viel voll überschwenglicher Hoheit,
Voll durchdringender Kraft großen reellen Genies.
So was hat Deutschland noch nie gesehen, und sieht es nie wieder;
Marcard und Kotzebue sind dagegen wie Staub.
Englands Stolz steht beschämt, und das anarchische Frankreich
Weicht ohnmächtig dem Strahl deutscher Geniuskraft.
Es sey nun, daß Sprüche der Weisheit die Dichter begeistern,
Oder auch Politik, oder satyrischer Scherz.
Aber vor allen, wenn sie die Geissel züchtigend schwingen,
„Feurig stößt dann Schlag auf Schlag, Witz auf treffenden Witz."

Und der gewaltige Vers stürzt dann über die eigenen Füße,
Wie über Wohlstand und Fug das allerneuste Genie.

Unsre Leser sehn leicht, daß wir jetzt von den Xenien reden, 1797.
Welche dem Almanach gütigst angehängt sind.
Wo wir nicht irren, so sind derselben über vierhundert,
Jede ein Distichon, doch das Epopäen aufwiegt.
Die neun Musen haben sich wahrlich Herrn Schiller und Göthe
Ganz zum Wonnegenuß samt und sonders verliehn.
Diese Xenien sind die Kinder der heimlichen Ehe,
Aber mit Herkules Kraft und con amore gezeugt.
Nicht gemeine Natur sieht man hier, nur Göttergestalten,
Kein alltäglich Gesicht, keinen geistlosen Blick.
Hört man sie reden, so hört man unerhörte Gedanken,
Wie seit Sekulen nie Menschenhirn sie gedacht.
Bald (zum Beispiel des Hohen) wird Jakob zum Esel verwandelt d),
Oder weicht man nicht aus, stößt uns der hallische Ochs e).
Dann des Kühnen: da wird der Blitz nach Hause geleuchtet,
Der, wie Luther einst that, stinkende Dünste vertreibt,
Die (das beweiset ja Schmidt f) viel besser sich ruhig vertheilten g);
Rosenwasser heilt ja immer am Besten den Krebs.
Dann des Originellen: die sämtlichen Flüsse in h) Versen,
Und der Thierkreis dazu i), so wie der ganze Donat k).
Dann des Edlen: der höfische Scherz vom seynwollenden Dichter,
Welcher sich Graf und Christ jetzo zu seyn noch erfrecht l).
Auch mit gerechtem Maaß wird der Puriste gemessen,
Der doch nicht einmal weiß, wie man Pedant uns verdeutscht m).
Selbigem möchten wir noch zur Uebersetzung empfehlen,
Arrogant, Insolent, Impertinent und Niais
Voller Bescheidenheit sind auch die Xenien, denn sie vergleichen
Sich mit Komma und Punkt n), sie die Gedankenstrich sind!
Seite Zweihundert Vierzig und folgende sehen wir Newton
Als einen neblichten Stern weichen dem strahlenden — Mond,
Der gleich darauf mit Gurkensalat die Optik beleuchtet,
Aber „in Versen!" es sagt, weil man die Prosa nicht hört o).
Auch die Gerechtigkeit wird durchgängig aufs beste gehandhabt:
Tros Rutulusve fuat, alles wird wacker gebläut.

1797. Voller **Urbanität**, nur auf Akademien zu lernen,
Welche das platte Land nun und nimmer begreift,
Faßt nun der Satyr die Geißel, und züchtigt die Skribler. Vor allen
Den, der so leer als queer p), **kurz**, aber pöbelhaft schreibt.
Lessings und Ramlers unwürdiger Freund, wie wird er zum Nickel,
(Klas, das wäre zu fad') o wie zum Nickel qu) geprägt!
Ihm geschieht, wie uns dünkt, nicht Unrecht. Er schmähte die Horen,
Dieses unsterbliche Werk, er, der plumpe Gesell r).
Diese gesitteten Mädchen gehn ja so duldsam und weise
Auf den Pfad der Natur, den sie zuerst uns gebahnt.
Schimpft dann der Dumme s), sie schweigen. Wen rührt nicht ihr „Paete non dolet,"
Wenn sie aus ihrer Brust den vergifteten Dolch
Ziehn! Doch fast zu verschwendrisch ergießt sich das Weltmeer der Laune,
Denn es überschwemmt ja nur ein häßlich Insekt t),
Solches Witzes nicht werth. Es stürbe vom frostigsten Wortspiel u).
Doch dergleichen entfuhr Schillern und Göthen noch nie!
Weiter wird noch viel Sündern die schwache Seite gerieben,
Aber mit Höllenstein nie, sondern mit attischem Salz.
Viel liegt im Hinterhalt noch für den Schächer, welcher dem Stäuper v)
Statt demüthigen Flehns trotzig den Rücken entblößt w);
Stehenden Fußes schießt zu tausenden xenische Pfeile
Vom Katheder herab Jena's erzürnter Zevs.
Auch Kunstkenntniß verräth, nicht ohne Schalkheit, der Dichter,
Der armseligs Geschwäz niemals in Verse gebracht x).
Wie vortreflich wirft nicht der Spötter die Gäuche zu Boden,
Die unsre goldene Zeit y) (welche Blindheit!) nicht sehn;
Die nicht jegliches Wort der Meister vergöttern, und läugnen,
Unser **Lucan** sey Virgil, unser **Florus**, Sallust!
Noch lucianischer singt der schalkhafte Dichter den Wettstreit
Um die göttingische Wurst, die er mit Pfeffer bestreut z).
Einer Vortreflichkeit noch muß hier Erwähnung geschehen:
Tiefe Politik herrscht auch auf jeglichem Blatt.

Doch wer vernimmt zu Ohren die hohen Lehren der Weisheit, 1797.
Die das Franzthum nicht kennt, deutsche Dummheit nicht faßt.
Zweierlei Art lernt man hier, „die treffende Wahrheit zu sagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim a).“
Rath im geheimen Conseil von geheimen Räthen gegeben,
Findet viel bessere Statt, als des Menschenrechts Tand.
„Wenn man laut den Einzelnen schilt, er wird sich verstocken,
Wie sich die Menge verstockt, wenn man im Ganzen sie lobt b)“.
Daraus erhellet, warum sich Pharao trotzig verstockte
Weil die Plagen ihm einst öffentlich Moses gesandt.
„Willst du frei seyn, mein Sohn, so lerne was rechtes, und halte
Dich genügsam, und sieh niemals nach oben hinauf c).“
Weise gesagt! Denn von oben kommt Hagel und Wolkenbrüche,
Aber von unten kommt nichts auf die Völker herab.
Doch wir fühlen, daß uns das Meisterwerk, wie wir es lesen,
Mit ansteckender Glut fast zu Dichtern entzückt;
Darum brechen wir ab, das Große, das Schöne zu schildern,
Den gutmüthigen Scherz, den nie hämischen Witz,
Der den stolzen Stümper nur straft, der prahlt, er sey Meister,
Doch aus Menschengefühl stets den Menschen verschont.
Nichtsinn oder Sinn, das ist hier niemals die Frage,
Denn ein jegliches Wort wird zum Gedanken der Kraft.
Alles ist meisterhaft hier, nichts Plattes, Schales, Gesuchtes;
„Kein skurrilischer Spaß, alles männlich und stark!
Würde doch jeder Monat zum Jahr, und gäb uns Herr Schiller
Zwölfmal in jedem Jahr so ein Ambrosiafest!
Ja, erlebten wir es, wir würden niemals ermangeln,
Unserer Pflicht gemäß dieses Fest zu begehn.

F*.

---

a) Dieses ist eingesandt. Wir waschen die Hände in Unschuld; denn von Versen verstehn unsre Zeitungen nichts.
b) Vergl. S. 255.
c) Zur Berichtigung: der heißt Friedrich, dies ist August Wilhelm.
d) S. 213. e) S. 216. f) Siehe den zweiten Band der Neuen Deutschen Geschichte.
g) S. 222. h) S. 225. i) S. 216. k) S. (67?) l) S. 227. m) S. 237.
n) S. 238. o) S. 242. 1 q. p) S. 246. q) S. 246 fq. r) S. 248. s) S. 246. 250. t) S. 246. u) S. 246. 258. fq. fq.

1797. v) Im Original stand hier ein anderer Ausdruck;
Doch den strichen wir weg, weil er zu heftig uns schien.
w) S. 259. x) S. 274 sq. y) S. 276 sq. z) S. 290. a) S. 30.
b) Ibid.
c) S. 28.

Rambach und Feßler, Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Berlin, 1797, Januar, pag. 31—53.

Die Musen-Almanache für das Jahr 1797.
Ein Gespräch zwischen einem Freund und Mir.

Der Freund. Werden Sie uns nicht auch wieder zum neuen Jahr eine Recension der Musenalmanache und poetischen Blumenlesen, wenigstens der vorzüglichsten, zum Besten geben?

Ich. Warum? zu welchem Ende?

Er. Was das für Fragen sind! Gewiß wird kein Leser solche Fragen an Sie thun.

Ich. Das wäre sehr höflich von den Lesern; aber es dürfte mich nicht abhalten, sie an mich selbst zu thun; und wenn ich dieses Orakel frage, so ist, däucht mich, die Antwort nicht zweifelhaft. 2c.

Ich. — Hier ist Schillers Musenalmanach! da werden Sie Stoff und Formen genug finden, um Ihren Gedanken eine angenehmere Richtung zu geben.

Er. Wahrlich, mehr als Eine große, schöne, herzerfreuende Götter- und Menschen-Gestalt! Aber des Stoffs so viel, daß auch ein gutes Theil Plunder und Auskehricht den Raum mit ausfüllen hilft.

Ich. Das möchte ich nicht sagen, und vermuthlich haben Sie selbst zu dem, was Sie sagen wollten, nur nicht gleich das rechte Bild gefunden. Ich finde hier eher des Lebens als des Stoffes zu viel, und das erste, was ich an diesem Taschenbuche auszusetzen habe, ist, daß ein Theil des Stoffs in einer zu großen Menge lebendiger Geschöpfe von der kleinsten und zum Theil von der beschwerlichsten Art ausgebildet ist. Die hier und da einzeln stehenden großen lieblichen Götter- und Menschengestalten werden von einem so großen Gewimmel von Schmetter-

lingen, Bienen, Hummeln, Wespen, Hornissen, Schrötern und Laubkäfern umschwirrt und umsumset, daß man sich kaum Platz vor ihnen machen kann, um des Anschauens jener herrlichen Gebilde recht froh werden zu können. 1797.

Er. Sie treffen sogleich auf das rechte Fleck. Ohne Gleichniß zu reden, es ist mir ärgerlich, ein so liebliches Götterkind des Genius und der Kunst, wie Göthe's Idylle, Alexis und Dora, von der ich Horazens decies repetita placebit bereits an mir selbst erfahren habe, — und so auserlesen schöne Stücke, wie Schillers Klage der Ceres, das vollendetste Muster von Harmonie, das ich kenne, oder wie das novem Musis coelatum opus, sein Pompeji und Herkulanum, mit einer solchen ryparografischen Rhapsodie, wie die Xenien, in Einem und demselben Bande zu sehen.

Ich. Und ich gestehe Ihnen offenherzig, so wenig ich mich auch darüber beklagen kann, daß mir diese Xenien, die so viel Lerms und Skandals — um Nichts erregt haben, Langeweile gemacht hätten, ich wünschte sie lieber gar nicht gesehen zu haben.

Er. Wer ein Freund der Verfasser ist, kann sich dieses Wunsches schwerlich enthalten.

Ich. Sie sagen das ja mit einem Tone, als ob Sie gewiß wären, die Verfasser zu kennen?

Er. Wie sollte ich nicht? Ganz Deutschland nennt sie laut und öffentlich. Es ist beinahe unmöglich sie nicht zu kennen, so gut haben sie selbst dafür gesorgt, daß sie, ihrer Anonymität ungeachtet, beim ersten Anblick entdeckt werden müssen, wiewohl das digito monstrari et dicier, hic est, hier leider! weder mehr noch weniger sagen will, als:

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto! Schon allein die vornehme, aristokratische, oder vielmehr duumviralische Miene, die sie sich geben, indem sie mit einer Leichtfertigkeit und einem Uebermuth, wovon schwerlich ein Beispiel in irgend einer Sprache existirt, über alles Fleisch herfallen, läßt sich nur von einem Paar Poetischer Titanen präsumiren, die im stolzen Gefühl ihrer höhern Natur und überwiegenden Kraft, bei einer starken Dosis Verachtung gegen uns andere Menschlein, sich in Augenblicken einer wilden Bacchischen Geistestrunkenheit Alles erlauben, weil sie nichts respektiren noch scheuen, und überdieß, falls etwa das gewöhnlich so geduldige und alles zum Besten kehrende deutsche

1797. Publikum wider Vermuthen muckisch würde, sich damit trösten, daß es nur auf Sie ankomme, uns, wenn sie es einmal gar zu arg getrieben haben, durch irgend eine zierliche goldne Schale voll Nepenthe, die sie uns freundlich darreichen, wieder unter den unwiderstehlichen Zauber ihres Genius zu setzen; eines Alles wagenden und vermögenden Dämons, der uns (wie Sie zum Theil aus Erfahrung wissen) dahin bringen kann, nicht nur seine naevos für lamina, sondern sogar seine Unarten für Grazien anzusehen, und Ungebühren, die wir keinem andern verzeihen würden, als genialische Ergießungen einer fröhlichen Laune zu entschuldigen, ja wohl gar unsre Freude daran zu haben.

Ich. Ey, ey, mein Freund, Sie werden ja vor lauter Eifer so poetisch daß der schönen Tirade, in welche Sie Sich da ergossen haben, nichts als der Hexametrisch-Pentametrische Rythmus fehlt, um als ein würdiger Epilog auf dem letzten Blatt der Xenien figuriren zu können.

Er. Was ich Ihnen sehr positiv versichern kann, ist, daß ich meinen Aerger noch viel stärker ausdrücken könnte, und Sie doch nur den Widerhall der vereinigten Stimmen des ganzen deutschen Publikums hören ließe. Der Unwille, den das widerliche Gemisch von Witz, Laune, Galle, Gift und Unrath, womit die Verfasser dieser Distichen so manche im Besitz der öffentlichen Achtung stehende oder doch wenigstens eine öffentliche Züchtigung keineswegs verdienende Männer übergießen, bei allen Arten von Lesern erregt hat, ist allgemein, und spricht nur gar zu laut. Wer kann es ertragen, so manchen Gelehrten, der an seinem Platze und in seinem Fache schon lange anerkannte Verdienste aufzuweisen hat, so manche Zeitschrift, an welcher wenigstens eben so viel zu loben als zu tadeln ist, auf die gröbste Art mißhandelt, gestäupt, gebrandmarkt, oder mit wegwerfender Verachtung in den Koth getreten zu sehen, bloß weil jene Männer in diesen Zeitschriften sich die Freiheit genommen haben, ihren Mund gegen die Horen aufzuthun? Wer muß nicht über den losen Muthwillen ungehalten werden, womit man hier ganze Städte und Provinzen Deutschlands, um eines einzigen Vorwurfs willen, der etwa dem großen Haufen ihrer Einwohner gemacht werden kann, dem öffentlichen Spotte Preis gegeben sieht? Wer kann gleichgültig dabei bleiben, wenn zwei edle Brüder, die selbst da, wo sie Tadel verdienen, oder auch nur zu verdienen scheinen, mit Achtung und

Schonung getadelt zu werden fordern können, bloß deswegen, 1797.
weil sie Christen sind, lächerlich gemacht werden? Und wem muß nicht vollends alle Geduld ausgehen, wenn die Distichenmacher, nachdem sie sich auf mehr als sechs Bogen allen diesen Unfug erlaubt haben, am Ende noch einen bloßen Spaß aus der Sache machen, und quasi re bene gesta uns mit dem witzigen Einfall gar stattlich abgefertigt zu haben glauben.

Alles war nur ein Spiel! ihr Freyer lebt ja noch alle,
Hier ist der Bogen, und hier ist zu den Ringen der Platz.

Was indessen mich und alle ehrlichen Leute, denen die Ehre der Nation und die Achtung, die dem gelehrten Stande gebührt, nicht ganz gleichgültig ist, am meisten schmerzt, ist der Eindruck, den diese Xenien auf den größten Theil der Leser aus den obersten Klassen gemacht haben und machen mußten. Sagen Sie mir, mit welcher Stirne können die Gelehrten noch einige Achtung von andern Leuten fordern, wenn sie sich selbst unter einander so schmählich mißhandeln? Was können wir von den Großen anders als die tiefste Verachtung gegen den ganzen Orden der Schriftsteller, Dichter und sogenannten schönen Geister erwarten, wenn Männer aus unserm Mittel, die in der öffentlichen Meinung bisher auf der höchsten Stufe standen, ihrer eignen Würde so sehr vergessen, daß sie mit einem Muthwillen, der trunknen Studenten kaum verzeihlich wäre, jeden halbwitzigen Einfall, der ihnen vor den Mund kommt, in einem wohl- oder übelklingenden Distichon von sich geben, — wahres und schiefes, sinnreiches und plattes, feines und grobes, durcheinander, ihren Lesern ins Gesicht sprudeln, — diejenigen, die vielleicht einer leichten kleinen Züchtigung bedurften, mit Knitteln zu Boden schlagen, und indem sie sogar Leute, mit denen kein Mensch, der sich selbst achtet, gern handgemein werden möchte, mit Koth und faulen Eyern werfen, sich natürlicher Weise in den Fall setzen, von ihnen eine gleiche, und, wie leicht vorauszusehen war, noch pöbelhaftere Begegnung zu erfahren? Was muß von einem so unanständigen Benehmen derjenigen, die man bisher auf dem Gipfel unsers Parnasses gesehn hat, der einzigen beinahe, deren Werke in die Hände unsrer Großen kamen, die natürliche Folge seyn? Wahrlich wenn wir am Ende alle sammt und sonders, als ein Pack ungezogener, un-

1797. ruhiger, aufgeblasener, abgeschmackter Witzlinge, Pritsschmeister, Pedanten und Sahlbader von ihnen behandelt, und, nachdem man sich allenfalls ein paar Minuten an dem possierlichen Schauspiel, wie wir uns, gleich den Affen, unter einander herum beißen und einander mit den Extrementen unsers Witzes besudeln, erlustiget, mit gebührender Verachtung aus jeder guten Gesellschaft mit den Absätzen hinausgestoßen würden, was für Ursache hätten wir, uns über großes Unrecht zu beklagen? — Gewiß keine, wofern wir nicht alle mit gesammter Hand gegen diejenigen aufstehen, die uns durch einen so ungeheuren Mißbrauch ihres Ansehens, ihres Witzes und ihres Talents Distichen zu drechseln, diese Schmach zugezogen haben. — Verzeihen Sie mir, wenn ich zu warm geworden bin. Aber die Sache, wiewohl die Herren nur ein Spiel daraus gemacht wissen möchten, ist zu wichtig, und hat zu ernsthafte Folgen, als daß sich darüber scherzen ließe. Überdieß sollt' ich denken, wer vor keinem andern Respekt hat, und sich, sobald ihn die Laune dazu anwandelt, von allen Regeln der Anständigkeit und guten Sitte dispensiert, habe kein Recht zu erwarten, daß ein Bidermann, aus Schonung und Respekt gegen ihn, Bedenken trage, ihm — die bloße Wahrheit zu sagen.

Ich. Ich habe Sie ausreden lassen, lieber Herr, wiewohl ich die Hitze, in welche Sie aus einem übrigens sehr gerechten Eifer gerathen sind, weder liebe noch billige. Auch ich sehe zwar die Sache, wovon wir reden, für wichtiger an, als manche Leser, und vermuthlich auch als die jovialischen Herrn selbst, die Ihnen zu diesem heißen Ausfall Gelegenheit gegeben haben. Aber eben darum lassen Sie uns, so viel möglich, gelassen bleiben, damit wir nicht, indem wir über Andere urtheilen, uns selbst irgend eines verdienten Vorwurfs von Uebereilung oder leidenschaftlicher Einseitigkeit schuldig machen. Sie glauben die Verfasser der Xenien zu kennen, und der Eifer, womit Sie Sich über diese Sammlung von kritischen und antikritischen, scherzhaften und satyrischen, gesalznen, ungesalznen und übersalznen Epigrammen erklärt haben, wurde gerade durch diese Voraussetzung, daß der Unfug von Männern vom ersten Rang in der litterarischen Welt ausgeübt worden sey, in Ihnen angezündet. Ich glaube, oder vielmehr ich bin völlig überzeugt, daß Sie Sich hierin irren, und ich hoffe, auch Sie, mein Freund, in der Folge hievon hinlänglich zu überzeugen. Aber vor allen Dingen lassen Sie uns vorher

den Xenien selbst, so wie sie hier vor uns liegen, ohne uns 1797.
jetzt um das Personale der Verfasser zu bekümmern, etwas schärfer
unter die Augen schauen. Ich habe sie, wie Sie sehen, zu meiner
eigenen Bequemlichkeit, numerirt, und dadurch gefunden, daß
ihrer 422 Stücke sind! Vierhundert zwey und zwanzig Epigrammen
in lauter einzelnen Distichen, in Einem Zug, ist sehr viel, wenn
Sie bedenken, was zu einem guten Epigramm und zu einem
untadelichen Distichon erfordert wird. Vermuthlich war es
gerade die ungemeine Schwierigkeit dieser Art von Spielwerken
des Witzes und der Laune, was die beiden Dichter, denen wir
überhaupt das Beste in diesem M. A. zu danken haben, auf den
Einfall gebracht haben mag, in einigen heitern Stunden sich gleichsam
in die Wette damit zu beschäftigen oder zu erlustigen. Auch
würden die Distichen, welche zwischen S. 28 und 196 des
Schill. M. A. theils einzeln verstreut, theils in größern und
kleinern Gruppen zusammengestellt sind, die Hand der Meister
unfehlbar errathen lassen, wenn gleich die Namen Göthe und
Schiller oder die Anfangsbuchstaben G. und S. weggelassen
worden wären. Das wenigste, aber auch das unnachläßlichste
was von einem nach griechischer und lateinischer Versart modelirten
zweizeiligen Epigramm gefordert wird, ist, daß es ohne
Fehler gegen die Prosodie sey; und gerade dieß ist eine
Hauptursache, warum es unsrer Sprache so schwer ist, gute
Distichen zu machen. Die Distichen, zu welchen G. und S. sich
namentlich bekannt haben, sind auch in dieser Rücksicht größtentheils
musterhaft. In den Epigrammen auf der 28—33. S.,
wovon die sechzehn ersten von Göthe und die übrigen von
Schiller sind, habe ich nur ein paar kleine Fehler gegen die
Prosodie gefunden, die kaum bemerkt zu werden verdienten, wenn
Licenzen dieser Art, zumal in einem so kleinen Produkt als ein
Distichon ist, den Meistern der Kunst übersehen werden dürften.
Daß diese Epigrammen (mehr als 220 an der Zahl) welche,
theils unter andere Gedichte verstreut, theils unter besondere Titel,
als die Eisbahn, Tabulae votivae, Vielen, Einer, gebracht,
und von welchen die drei letzten Rubriken mit G. und S.
zugleich unterzeichnet sind, einen Schatz von reichhaltigen Gedanken,
scharfsinnigen Bemerkungen, zarten Empfindungen, oder
leichten und feinen Scherzen, von Lebensweisheit, Lebensklugheit
nnd Kritik der Kunst, enthalten, mit welchem, meines Wissens,

1797. keine ähnliche Sammlung von Gnomologen und Epigrammendichtern, weder unter den Alten noch den Neuern die Vergleichung aushält, ist nicht mehr als man von ihren Verfassern zu erwarten berechtigt ist; und wer wird es nicht ganz natürlich finden, daß sie, zusammengenommen, alle Schönheiten und Grazien, deren die verschiedenen Gattungen des Sinngedichts fähig sind, in sich vereinigen? Viele sind wahre goldne Sprüche, und so schweren und tiefen Inhalts, daß die Entwicklung ihres ganzen Sinnes zu einem kleinen Buche werden könnte.

Manchen könnte vielleicht ein kleiner Kommentar nicht schaden; mehrere, besonders unter den metaphysischen, ästhetischen und kritischen, die den größten Theil der tabulae votivae ausmachen, fordern zur Prüfung auf; von einigen gestehe ich, daß sie für mich Räthsel sind, und ich bin leider! kein Ödipus. Unter diese Rubrik gehören wohl auch, für die meisten Leser, die Distichen Vielen gewidmet, (S. 187—192.) worin, wie es scheint, individuelle, meistens mit Anfangsbuchstaben bezeichnete Damen unter dem Bilde von Blumen karakterisirt, oder komplimentirt, oder satirisirt werden. Da die meisten dieser kleinen Mignaturbildchen nur für den, der das Gesicht kennt, Interesse haben, so ist die Zierlichkeit und Zartheit des Pinsels alles, was uns übrigen daran behagen kann. Aber desto reichlicher werden wir durch den größten Theil der niedlichen Distichen für Eine entschädigt; zumahl da sich jedermann eine solche Eine träumen lassen kann, wofern er nicht etwa selbst so glücklich ist, oder zu seyn glaubt, Eine zu haben, die ihn durch Empfindung überzeugt, „**daß Raum und Zeit nur bloße Formen des Denkens** sind, weil ihm das Eckchen mit seinem Liebchen unendlich scheint.“ Auch könnten sie das Gute stiften, unsere Schönen zur Kantischen Philosophie zu bekehren, wenn sie sehen, daß die Kritik der reinen Vernunft auch zum Tändeln mit einem Liebchen nütze ist. Kurz, diese ganze Lieferung von Sinngedichten, die von den ersten zwey Dritteln des Sch. Musenalmanachs beynahe wieder den dritten Theil ausmacht, gewährt entweder dem Verstande, oder dem Witz und Geschmack des Lesers eine so angenehme Unterhaltung, daß nicht leicht etwas anders an ihre Stelle hätte gesetzt werden können, das zu diesem Zwecke tauglicher wäre. Überdieß würde sie allein zureichend seyn, denjenigen, der eine Theorie des Epigramms schreiben

wollte, mit allen nöthigen Beyspielen und Mustern zu versehen; und wenn sich auch unter so viele einige wenige eingeschlichen hätten, die auf einer scharfen Wage zu leicht befunden würden: so glaube ich doch behaupten zu können, daß auch nicht eines darunter ist, dessen sein Verfasser sich zu schämen hätte. 1797.

Dies ist nun freylich der Fall keineswegs bey den Xenien, die diesem M. A. gleichsam als eine Zugabe beygefügt sind, und zu welcher niemand, auch nicht einmahl mit dem ersten Buchstaben seines Namens, sich bekennen mochte. Dieses seltsame Gemengsel von den ungleichartigsten Witzspielwerken, die wohl jemahls der Lesewelt auf einmal in Form einer olla podrida vorgesetzt worden sind, verräth, däucht mich, schon beym ersten Anblick auch sehr ungleichartige Urheber.

Daß viele dieser Xenien ächten Witz, und feines, wiewohl scharfes Salz in sich haben, wird wohl Niemand läugnen wollen: aber eben so wenig ist zu läugnen, daß die falschwitzelnden, platten, schiefen, leichtfertigen, unartigen, pöbelhaft groben und boshaften, zusammengenommen die große Majorität ausmachen; — und daß auch nur eines von diesen letztern, einen Mann von Verstand, Lebensart und achtungswürdigem Karakter, geschweige dann einen Mann von Ansehen und Namen, dem die öffentliche Meinung nichtsweniger als gleichgültig seyn kann, zum Urheber haben könnte, credat Iudaeus Apella! Ein Mann, der das alles und ein Dichter dazu ist, kann wohl in einer Stunde, wo Witz und Laune die Oberhand haben, über die menschlichen Thorheiten in Prose oder Versen scherzen und lachen. Was immer erlaubt gewesen ist, — einbildische Gecken, Pedanten, Witzlinge, Schwärmer, Hypokriten und Prätensionsmacher von allen Gattungen und Farben, mit attischem Salze zu reiben, — warum sollte das nicht auch ihm erlaubt seyn? Oder von welchem andern als von einem solchen Manne kann man gewiß erwarten, daß er sich dieser Freiheit mit Mäßigung, Unterscheidung, Anständigkeit und Achtung für Verhältnisse bedienen werde? Freilich wollen Witz und Laune einen etwas freien Spielraum haben: aber auch dem Witz und der Laune setzt — wo nicht Humanität und Güte des Herzens, doch Urbanität, Klugheit und Achtung für sich selbst Grenzen, über die ihnen nie auszuschweifen erlaubt wird. Nimmermehr wird ein

1797. solcher Mann sich anmaßen, vor das Publikum hinzutreten, und ihm eine Impertinenz wie diese zu sagen:

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalznen; verzeihet
Daß dieß Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

Nimmermehr wird ein solcher Mann die egoistische Prätension an uns machen:

Lies uns nach Laune, nach Lust, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse gezeugt.

Denn, wofern ihm ja einmal das seltsame Unglück begegnete, daß seine Muse oder Laune hinter seinem Rücken mit dem bösen Feinde zugehalten hätte, und irgend ein Wechselbalg, den sie zur bösen Stunde geworfen, zum Verräther dieser Unthat würde: so wäre doch wohl das erste was er thäte daß er den kleinen Kielkropf eigenhändig ins Feuer würfe, bevor er noch irgend einer ehrlichen Christenseele vor die Augen gekommen wäre. Aber am allerwenigsten wird es jemahls moralisch-möglich seyn, daß ein solcher Mann, selbst in seiner schlimmsten Stunde, andere wackere Männer, die ihrer persönlichen Eigenschaften, ihres Standes und Rangs in der Gesellschaft, ihrer Verdienste, ihres Alters, oder anderer Rücksichten wegen Anspruch an Achtung für ihre Verdienste und Schonung ihrer Schwachheiten zu machen haben, um irgend einer verzeihlichen Menschlichkeit willen, zu hohnnecken, dem öffentlichen Gelächter Preis zu geben, oder, wenigstens in den Augen der leichtsinnigen Jugend und des unverständigen Lesepöbels verächtlich zu machen, fähig seyn sollte. — Personal-Satyre ist überhaupt etwas verhaßtes, und gränzt nahe an's Pasquill, als daß ein Mann von Ehre sich anders als mit der größten Behutsamkeit zu ihr herablassen sollte. Aber vollends in Distichen, deren Kürze selten erlaubt einen Gegenstand durch mehr als Einen Zug zu bezeichnen, ist diese Art von Satyre, wenn sie auch im Grunde nichts mehr als Kritik oder Elenchus seyn sollte, gefährlicher und verhaßter als unter irgend einer andern Form; denn es ist beinahe unmöglich, dem Getadelten oder Bespotteten in zwey Versen, (zumahl in solchen, worin selbst der leichteste und gewandteste Witz in unsrer Sprache

sich selten frei genug bewegen kann) Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; und das Unrecht, wofern ihm welches geschieht, ist desto empfindlicher, weil sich nichts leichter verbreitet und im Gedächtniß erhält, als ein schalkhaftes Distichon. — Ein Grund, der allein schon mehr als hinlänglich ist, einen Mann von Verstand und Diskretion, wie lästig ihm auch zu Zeiten seine Plethora von Witz und Laune seyn möchte, abzuhalten, solche satyrische Distichen über Flüsse, Städte und Länder in die Welt ausfliegen zu lassen, wie z. B. No. 99. und 100. (S. 223.) die, was auch wahres daran sein mag, doch so gesagt immer einseitig, ungerecht und beleidigend sind, wiewohl sie am Ende niemand schaden als ihrem Urheber. 1797.

Ich will mit allem dem keineswegs behaupten, daß es nicht zulässig seyn könne, einen Schriftsteller mit einem kritischen oder satyrischen Distichon zu regaliren, wenn er den Tadel verdient, oder dem Momus und Irkus, zwey zum Schonen wenig geneigten Göttern, eine gar zu große Blöße gegeben hat. Aber in diesem Falle muß der Tadel oder Spott wenigstens durch Urbanität gemildert seyn, und nicht mehr Salz gebraucht werden als eben recht ist; wie etwa in No. 33. 34. 39. 41. 45. 81. 87. 152. 266. 269. und vielen andern. Denn kein Mann von Verstand wird sich berechtigt halten, die Scherze, die er dem Publikum zum Besten giebt, überzusalzen, oder (was in den Xenien so häufig geschieht) mit ganzen Händen voll spanischem Pfeffer und Asafötida zu würzen, und das bloß darum, weil es ihm so beliebt, und weil das arme Publikum sich wohl auch zuweilen mit ungesalznen Schüsseln bedienen lassen muß. Wenn uns denn aber gar Epigramme vorgesetzt werden, die selbst nur mit taubem Salz gewürzt sind, wie z. B. No. 72. 116.*) 117. 118. 125. 148. 149. u. a. m., oder wenn die Wirkung der beleidigenden Grobheit durch einen Zusatz von ächtem oder falschem Witz noch verstärkt wird, wie beinahe in allen, worin N. C. und R. mißhandelt werden; oder wenn der Tadel geradezu schief und ungerecht ist, wie (unter vielen andern Beispielen) No. 35. (wo der Spott nicht Hrn. Manso, sondern den Ovid, den man doch nicht treffen wollte, trifft) 64. 257. 282. und die beiden Geständnisse, die uns die Xenien aus der Unterwelt heraufgebracht haben wollen, No. 358.**) und 360. u. s. w. — wer kann sich auch nur im Traum einfallen lassen, Männern,

1797. deren Namen die ganze Nation ehrt, solche Unfertigkeiten und Albernheiten aufzubürden?

Er. Sie müßten in der That, zur Strafe irgend eines großen piaculums, unter ein schreckliches Gericht gegeben, und von allen guten Geistern verlassen gewesen seyn.

Ich. Es läßt sich gar nicht denken! Wenn etwas ist, das mich tief in der Seele schmerzt, so ist es die unedle und undankbare Geneigtheit eines großen Theils des Publikums, auf bloße leichte Vermuthungen, oder auf das bloße Wort irgend eines namenlosen Denuncianten, auch das unwahrscheinlichste zu glauben, sobald es einem Manne von ungewöhnlichen Talenten und Verdiensten einen Flecken anschmitzt. Ich weiß recht gut, daß sich niemand von dem Geständniß, „wir fehlen alle mannichfaltig," ausnehmen kann, und daß auch der Gerechte des Tags siebenmal fällt, wenn ihn sein guter Geist fallen läßt: aber dieß wird mich nicht hindern, zu behaupten, daß es Dinge giebt, die ein verständiger, edler und guter Mann nicht thun kann; und, bei allem was gut ist! es giebt Fälle, wo ich gegen einen solchen Mann meinen eignen Augen nicht glauben würde!

Er. Indessen stehen die Xenien in Schillers Almanach. Jemand muß sie gemacht haben; und, wer sie auch gemacht haben mag, daß Hr. Schiller sie herausgegeben hat, ist wenigstens notorisch. Wie wollen Sie das erklären?

Ich. Mir däucht es erklärt sich von selbst. Wäre die Sache zweifelhaft, so würde ich es für Pflicht halten, sie mir so zu erklären, wie es dem Karakter der Beschuldigten am gemäßesten wäre, und der Achtung, die ihnen gebührt, am wenigsten zu nahe träte. Sie ist es aber nicht; und ich brauche dazu keinen andern Beweis, als den, der aus der Sache selbst hergenommen ist. Lesen Sie Alexis und Dora zum eilften Male, denken Sie an Ifigenia und Tasso, und sagen sich dann, ohne daß sich ihr ganzes Wesen dagegen empört, Ifigenia, Tasso, Alexis, und die Xenien (a potiori fit denominatio) sind aus demselben Geiste hervorgegangen! Mir würde nichts mehr unmöglich heißen, wenn dieß möglich wäre!

Er. Sie sprechen so positiv, daß ich bald glauben möchte, das Publikum könnte zu einer sehr groben Ungerechtigkeit verleitet worden seyn. Und doch — sind die Xenien da, und stehen in Schillers M. A. Wie kamen sie dahin?

Ich. Das weiß ich so wenig als Sie. Aber ich will Ihnen sagen, wie ich mir die Sache vorstelle. Sie werden nicht in Abrede seyn, daß sich eine Anzahl Distichen aus den Xenien ausheben ließen, die denen, welche ausdrücklich mit G. und S. gezeichnet sind, an Materie und Form ähnlich genug sind, um für Kinder eines und eben desselben Geistes gehalten zu werden. Z. B. will ich Ihnen unter vielen andern, die vielleicht noch besser sind, nur die Nummern, 9. 11. 12. 14. 15. 17. 18. 19. 31. 32. 33. 34. 39. 41. 45. 46. 56. 57. 58. 93. 94. 95. 96. 136. 137. 141. 152. 158. 174. 182. nennen, wie sie mir gleich in die Augen fallen. Nicht als ob ich bey dem einen und andern nichts zu erinnern hätte: sondern weil ich den Stempel der Meister zu kennen glaube, und sogar mit ziemlicher Gewißheit sagen wollte, wem jedes davon angehöre. Noch mehr, ich gestehe Ihnen, es ist mir sehr wahrscheinlich, daß der Einfall, die bekanntesten Bewohner unsers Parnasses und seiner Hügel, Thäler und Sümpfe, vor ein scherzhaft kritisches Tribunal zu fodern und sich über uns alle ein wenig lustig zu machen, die beyden Freunde in einer genialischen Stunde angewandelt haben kann, und daß sie sich sogleich an die Ausführung machten, und alles was ihnen ihr Genius eingab, mit einer um so viel zwanglosern Freyheit in die beliebte Distichenform gossen, weil ihnen damahls wohl kein Sinn daran kam, daß das Publikum jemals eines dieser eilfertig gezeugten Kinder des Witzes und der Laune, geschweige etwas von den Bocksprüngen des muthwilligen Geistes Cappriccio, zu sehen bekommen würde. Kurz, (um von meinem Bekenntniß gar nichts auf dem Herzen zu behalten) ich glaube den beyden Freunden kein Unrecht zu thun, wenn ich alle diejenige Distichen, so viele ihrer sind, ohne Bedenken auf ihre Rechnung schreibe, die (wie es guten Sinngedichten zukommt) Witz, Grazie und Urbanität mit einem Bienenstachel vereinigen, dessen Stich zwar mehr oder weniger schmerzt, aber wenigstens keine bedeutende Wunde macht. Aber sie auch für diejenigen verantwortlich zu machen, worin Männern, die nichts dergleichen um sie verdienten, übel mitgespielt, oder an den Unglücklichen, die gegen die Horen gesündiget haben, eine unedle und grausame, mit dem Verbrechen in keinem Ebenmaaß stehende Rache genommen wird, oder worin Esel, Ochs, Nickel, und andere solche elegantiae sermonis die Stelle des Witzes vertreten, — dies halte ich für äußerst un-

1797.

1797. billig, da ich überzeugt bin, daß sie ihre eigene Würde zu sehr fühlen, um über gegründeten Tadel ungehalten zu werden, oder durch unverständige Kritteleyen sich beleidigt zu halten, und bittere Rache auszuüben, wo Stillschweigen und Verzeihen das einzige ist, was einem edlen Manne ziemt.

Er. Aber ich frage Sie nochmals, wer ist der Urheber dieser letztern? Und wie kam Hr. Schiller zu der Ehre, Herausgeber derselben zu seyn? Oder wie war es möglich, sie ohne sein Vorwissen in die Xenien einzuschwärzen?

Ich. Alle diese Fragen, Freund, würde ich so wenig beantworten können als Sie, wenn ich vor Gericht darum gefragt würde. Aber hören Sie, wenn Sie wollen, wie ich mir die Sache zu meiner eigenen Befriedigung vorstelle. Der Vorrath des Herausg. reichte vermuthlich diesmahl bey weitem nicht zu, die Bogenzahl, die der Verleger erwartete, auszufüllen; denn die Verleger können sich, wie Sie wissen, nicht immer an Wenigem, wenn es gleich desto vortreflicher ist, genügen lassen. Die Zeit, da der Almanach fertig seyn sollte, rückte heran. Jetzt erinnerte sich Hr. Sch. der Distichen, über deren zufällige und absichtslose Zeugung ich Ihnen meine Hypothese mitgetheilt habe, und an welche vielleicht weder er noch sein Freund ohne eine solche nothdringende Veranlassung wieder gedacht hätten. Ihrer war, wie es scheint, eine große Menge. Sie mußten abgeschrieben und in Ordnung gebracht werden; manche hätten auch wohl der Feile, einige vielleicht des Amboßes nöthig gehabt. Aber es traf sich gerade (ein Unglück, das einem Herausgeber nur zu leicht begegnen kann) daß man zu dem allen keine Zeit hatte. Das Geschäft kam, zur bösen Stunde, in die Hände irgend eines jungen, lebhaften, von Witz und Muthwillen strotzenden, für G. und S. enthusiastisch eingenommenen Kunstjüngers, welcher der Versuchung nicht widerstehen konnte, diese Gelegenheit zu benutzen, und — vielleicht weniger in der Absicht sich ein Verdienst um seine magnos amicos zu machen, als um sie zu rächen und ein schreckliches Exempel an ihren Widersachern zu statuiren, in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eignen Fabrik hinzuthat. Ich erinnere mich noch zu gut, was für eine Gemüthsstimmung und welche Beweggründe mich im Jahr 1752. zum Verfasser der Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen machten***), um nicht zu wissen, zu welchen Excessen

die schwärmerische Verehrung und Liebe eines wirklich oder ver- 1797.
meintlich großen Mannes einen sonst gutartigen und edeln, aber feurigen und unbesonnenen Jüngling hinreißen kann. — War, wie ich vermuthe, die Besorgung der Sache irgend einem jungen Menschen dieser Art überlassen, so erklärt sich auch ganz natürlich, wie es zugegangen, daß dieses und jenes, was den Freunden in jenen genialischen Stunden, wo alles wirklich nur ein Spiel war, etwa entschlüpft seyn mochte, und was sie selbst wohl niemals dem öffentlichen Auge ausgesetzt haben würden, von dem parvo amico, — der eine große Sünde zu begehen geglaubt hätte, wenn er der Welt irgend etwas von diesen Delizien vorenthielte, — mit in die Sammlung aufgenommen wurde. Auch wird dadurch begreiflich, wie die leichtfertigsten und anstößigsten unter den Xenien entstanden seyn mochten; denn natürlich wählte sich der junge Herr gerade diejenigen zu seinen Mustern, die von den Verfassern selbst, wenn sie Zeit gehabt hätten, von der Sache Notiz zu nehmen, dem Vulkan würden aufgeopfert worden seyn, und meinte es recht gut zu machen, wenn Er, der ja keine Ursache zur Mäßigung und Schonung zu haben glaubte — im Schimpf und Ernst noch viel weiter ging als diejenigen, in deren Sache er seine Geisel und seinen cynischen Knittel schwang. Das in den parvum amicum gesetzte allzugroße Vertrauen, wäre denn also, nach meiner Art mir die Sache vorzustellen, das Einzige, was dem Herausgeber des Almanachs zur Last läge, und wofür er durch den häßlichen Spuck, den die Xenien machen, mehr als zu viel bestraft ist. Denn gerade diese Art von Sorglosigkeit ist eine von den Sünden, wegen deren ein Dichter billig nur von seinen Pairs gerichtet werden sollte. Die Sache hatte freylich die Wichtigkeit nicht in seinen Augen, die sie in den Augen der Meisten hat. Aber das ist mediocribus illis ex vitiis unum, die man den Merkurialischen Männern verzeihen muß. Wer weiß, welches Meisterwerk, das uns allen Freude machen wird, ihn damals beschäftigte, als er dem jungen Brausekopf die Sorge für seinen M. A. überließ, und sich dadurch unwissend manchen bittern Augenblick zubereitete?

Er. Ich muß gestehen, in ihrer Hypothese erklärt sich alles, was ohne sie gar nicht begreiflich ist, auf eine so ungezwungene Art, und sie wälzt die Last eines so unangenehmen

1797. Gefühls von mir ab, daß ich den Einwendungen, die vielleicht gegen sie zu machen wären, lieber gar kein Gehör geben mag.

Ich. Je mehr ich diese Art, mir die Sache zu erklären, mit den Xenien in der Hand, von allen Seiten betrachte, je mehr finde ich mich selbst überzeugt, daß sie der Wahrheit wenigstens sehr nahe kommen muß; und, wie gesagt, ich kann mir den ganzen Hergang nicht anders als möglich denken. Es freut mich, daß sie auch Ihnen einleuchtet. Lassen wir es nun dabey bewenden, und möge dies das letzte Mahl seyn, daß wir etwas von diesen unheilbringenden Geschenken zu hören oder zu lesen bekommen! W.

---

*) Ich gestehe unverhohlen, daß mir Hr. Gr. F. z. St. ein kleines Epigramm mit seiner Uebersetzung einiger Platonischen Dialogen verdient zu haben scheint; ein nicht allzutiefer Bienenstich wäre für diese und einige kleine Versündigungen in seiner Reisebeschreibung nicht zu viel gewesen: aber was soll ein Spott, der ihn bloß zum Märtyrer macht, und dem Spötter die Miene eines profanen Sankülotten giebt?

**) Peregrin war ein Schwärmer, ein Narr (wenn die Herren wollen) bis an sein Ende: aber in seinem ganzen Leben ist auch nicht ein einziger Zug, der ihn zu dem pöbelhaften Ehrentitel Lump qualificirt; ein Wort das ohnehin in der Sprache der Musen, so wie das burschikose Wort Philister (das diesen M. A. so oft verunziert) keine gute Wirkung thut.

***) Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch hinzuthun, daß der Mann, den ich damals rächen wollte, nicht so unschuldig an der Sache war, als ich hier voraussetze, daß die Herren G. und S. an den Skurrilitäten des Jünglings waren, der in meiner Hypothese eine Rolle spielt, die ihm aus eben dem Grunde verzeihlich ist, warum sie Männern nicht zu verzeihen wäre.

Wieland, Der Neue Teutsche Merkur, Weimar, 1797, Januar, pag. 64, 65, Februar, pag. 178—204.

Jena.

Von Friedrich Schillers Musenalmanache auf das Jahr 1797. hat noch im vorigen Jahre ein anderer Recensent in diesen Blättern die schöne Vorderseite beleuchtet und geschätzt. Die Hinterseite desselben hat, um uns milde auszudrücken, so wenig Schönheit und so wenig ästhetischen Werth, daß jener Mitarbeiter

sehr richtig gefühlt zu haben scheint, wenn es ihm widerstand, 1797.
mit der angenehmen Beurtheilung von jener die verdrießliche und niederschlagende von dieser zu verbinden. Aber wir können, so wenig Wichtigkeit auch unsere Stimme für den Verf. dieser häßlichen Hälfte haben mag, unser Urtheil über dieselbe doch nicht ganz zurückhalten, ohne parteiisch zu scheinen. Die sogenannten Xenien, welche ,sie ausmachen, sind nichts anders, als grobe und größtentheils hämische Ausfälle auf würdige Männer, die zum Theil gar, mit verdorbenem Namen, genannt, oder doch mit dem Anfangsbuchstaben des Namens, oder sonst so angedeutet sind, daß man sie leicht erkennt: ohne dagegen durch Witz oder poetische Gaben den schlimmen Eindruck zu mäßigen, welchen jedem moralischen Gefühle jene Eigenschaften bewirken. Unbegreiflich ist es, wie solche wahre Pasquille einer Sammlung von Gedichten angehängt werden durften, die von einem Göthe und einem Schiller, (Männern, die längst am Parnasse glänzen, und schon so treflich gezeigt haben, wie man ästhetische Schönheit und moralische Würde verbinde,) den größten Antheil erhielt, und von diesem überdem den Namen an der Stirne trägt. Ohne Zweifel ist der Verf. dieser Producte ein Gelehrter, der von den Männern, die hier so angetastet werden, beleidiget wurde oder doch glaubt, beleidiget zu seyn; aber gesetzt, daß auch das erstere wäre, ist es denn einem wahren Gelehrten wohl anständig, sich auf eine so niedrige, eines wahren Gelehrten in jeder Rücksicht unwürdige Weise zu rächen? Wie muß der Stand der Gelehrten in den Augen anderer Stände herabsinken, wenn man Männer, von denen diese Aufklärung und Bildung erwarten, solche geist- und herzlose Fehden führen sieht? „Wenn das Salz dumm wird, womit soll man würzen?"

Ebendaselbst.

Von **Friedrich Schillers** längst bekannter Geschichte: der **Geisterseher**, deren erster Theil durch das interessante seines Gegenstandes eben so sehr, als durch die meisterhafte Bearbeitung alle seine Leser anzog und mit gespanntem Verlangen für den Ausgang der Begebenheiten erfüllte, sind nun, schon im vorigen Jahre, zu Straßburg, bey Grünefeld, auch der zweite und

1797. dritte Theil, erschienen. Wir wollen denen, welche sie noch nicht gelesen haben, nicht durch einen Auszug das Vergnügen rauben, die Entwickelung in dem Buche selbst zu finden, und bemerken nur, daß in dem dritten, der die Geschichte beschließt, alles aufgehellet wird. Mit so vieler Kunst auch der Verfasser dem Ganzen das Ansehen einer wahren, von dem Grafen von O** erzählten, Geschichte zu geben gewußt hat, so mögte doch in der bekannten Geschichte von Venedig und anderen Staaten der Schlüssel zu derselben kaum zu finden und mithin der Verf. dabei nicht als Herausgeber, sondern als Dichter, anzusehen seyn. Und als solcher hat er dann nicht allein das Verdienst einer treflichen und originellen Erfindung, einer einnehmenden und hinreissenden Darstellung, sondern auch das, wichtige Wahrheiten bloß durch Erzählung zu lehren. Nur zu gräßlich und empörend ist die Geschichte des Armeniers, eines moralischen Ungeheuers, und zugleich, (eben wie dieses, daß er selbst dem Prinzen alles offenherzig erzählet,) in einem zu hohen Grade von Wahrscheinlichkeit entfernt.

Erlanger gelehrte Zeitungen, Erlangen, 1797, 3. Febr.

Tübingen bey Cotta: Musen-Almanach für das Jahr 1797. Herausgegeben von Schiller. 12. mit einem Titelkupfer von Bolt. (1 rthlr.) Da dieser Musen-Almanach, wie wir eben sehen, bereits die zweyte Auflage erlebt hat, so möchten wir wohl bey dem größten Haufen der Leser, mit der Anzeige seines Inhalts zu spät kommen. Übrigens überlassen wir es der Entscheidung des Publikums selbst, ob der Almanach die Ehre dieser zweyten Auflage der Güte seiner Gedichte, oder der Neugier nach den berühmten Xenien verdanke, die so viele Federn contra, in Prosa und in Reimen, in Bewegung setzen.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1797, 11. Februar.

Anhang zu Friedrich Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797, von Friedr. Nicolai. 1797.

Duplex libelli dos est: quod rifum movet.
Et quod prudenti vitam consilio monet.

Taschenformat. Berlin und Stettin. (Pr. 16 Gr.)

Der Verfasser gegenwärtiger Anzeige war, nach Erscheinung des Schillerischen Musenalmanachs, der Meinung, daß man die Xenien, wie einen nassen Kothfleck behandeln, nur nicht hineingreifen, sondern ihn ruhig müsse trocken werden lassen, da er dann von selbst abfallen würde, ohne weiter im Geringsten zu flecken. Er läugnet nicht, daß Alles, was bisher gegen diesen Musenalmanach zum Vorscheine gekommen war, ihn von jener Meinung keineswegs zurückgebracht hätte; aber er gesteht auch, daß Hrn. Nicolais Anhang seine Ueberzeugung geändert hat. Dieß liegt, wie man leicht denken kann, in dem Zuschnitte, im Tone und in der Manier, die Hr. Nicolai seinem Anhange zu geben gewußt hat. Seinem Motto: Duplex libelli dos est, getreu, behandelt er den Gegenstand mit Ruhe und Würde, läßt seinen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren; würzt aber Alles, was er mit Gründen gegen sie zu sagen hat, mit treffendem Witze und mit so echtkomischer Laune, daß man oft in Versuchung geräth, den Gegnern zuzurufen: Si tacuissetis! und eben so oft sich des französischen Sprüchworts erinnert: Bien rit qui rit le dernier. Der Verf. dieser Anzeige kann sich unmöglich enthalten, Manches aus diesem Anhange wörtlich mitzutheilen, und jeder Leser wird dann selbst gestehen, daß Buttlers, Swifts und Hogarths Geist über dem Verfasser gewaltet haben. Gleich die Einleitung ist von meisterhafter Einkleidung und Wendung: „Ich habe den Schillerischen Musenalmanach für 1797 gelesen, — — nahmentlich auch, was mich darin angehen soll. Wenn man am Abende des Lebens froh spatzieret; so ist freylich der Mond und der hellgestirnte Himmel nebst der schönen Landschaft eigentlich das Augenmerk; wenn es aber am Boden irgendwo schimmert, wird man auch wohl beyläufig aufmerksam, sieht wohl nach, obs Johanniswürmchen oder faules Holz sey. Fangen die Dingerchen an, herumzuhüpfen; so merkt man dann freylich, daß es Irrlichter sind, und weiß vorher, daß diese aus schmutzigen Sümpfen entstehen. Der pöbelhafte Ton in diesem Musen-

1797. almanache erregte in Deutschland allgemeinen Widerwillen; mir scheint jener sogar auch unbillig; denn man sollte Jedem das Seinige lassen. Wenn die Musen, wie Fischweiber, schimpfen, was bleibt dann den Fischweibern? Schiller und Göthe, reiche Leute, haben eine große Heerde; die Bettler, Kloß und Haschka, haben nichts als ein Par armselige räudige Schafe: und auch diese nehmen die habsüchtigen reichen Leute, und lassen ihre schöne Heerde damit anstecken. Einige Männer, die nicht zu verachten sind, unwillig über die Art, wie mir in diesem Almanache begegnet wird, glaubten, ich müßte nothwendig öffentlich darüber Etwas sagen; denn die Art des Angriffes sey allzu wild: es möchte sonst, wenn ich schwiege, aussehen, als fürchtete ich mich vor diesen gewaltigen Epigrammen und mehreren, womit von so gewaltigen Leuten auf die Zukunft gedrohet wird. Hm! mich zu fürchten, ist eben nicht meine Art, da ich auf rechtem Wege bin, und wenn ich sonst zu schweigen für gut finde, kümmerts mich sehr wenig, ob Andere glauben oder nicht, es geschehe aus Furcht oder nicht. Ich gehe ruhig durch den Wald des gelehrten Wesens, wo ich Wege und Abwege gut genug kenne, um diese zu vermeiden und auf jenen zu bleiben; und es macht mich gar nicht irre, wenn etwa lüderliche Studenten über mich den wilden Jäger spielen, und meinen, ich soll glauben, der Teufel und sein höllisches Heer führe in den Lüften über mich weg, da ich doch recht gut weiß, daß sie versteckt in hohle Fässer heulen. Ich denke, es ist junges Volk, laß sie ihr Spiel treiben, sie werden wohl mit der Zeit verständig werden! Freylich wenn ich erfahre, daß Männer solch Affenspiel treiben, so denke ich, sie sollten billig schon verständig seyn, und es thut mir leid um sie, daß sie es noch nicht sind. Immer aber, in so fern solch Geheul mich angehen soll, kann es mich wenig hindern. Indessen mag es doch, meinetwegen am Wenigsten, aber der deutschen Litteratur wegen seinen Nutzen haben, über diesen Almanach freymüthig Etwas zu sagen." Nun folgt die Geschichte des Angriffes auf Hrn. Nicolai, dann die Entwickelung der Ursachen, die ihn wahrscheinlich hervorgebracht haben: diese schlichte Darstellung involvirt schon die Entscheidung, auf wessen Seite das Recht und das Unrecht sey. Darauf geht Hr. Nikolai zu der Methode und Form des gegen ihn gerichteten Angriffes über, und da kommt nun durch die angewandte, wahrhaftkomische Enucleation

zuerst Hr. Schiller mit seiner Fabel: Der Fuchs und der Kranich, gar übel von der Fechtschule. Es wird nach allen Regeln gezeigt, daß es der Fabel an Sinn, an Zusammenhang und an Erreichung ihres Zweckes fehle, daß sie folglich ein elendes Gedicht und ihres Verfassers unwerth sey. Dagegen erzählt Hr. Nicolai, à son tour, seinem Gegner eine andere Fabel vom gemeinen Verstande und einem gewissen philosophischen Verstande, nöthigen Falls auch auf einen gewissen poetischen Verstand zu deuten; nämlich: Farinelli und Garrik, an Friedrich Schiller. „Der erste Sänger in der Oper kam mit einem Schauspieler ins Gespräch, der lebhaft erwiederte, und ihm sogar geradezu widersprach. Der Sänger, vom Fette dick, und glänzend vom Golde, sah ihn über die Achsel an, sagend: Wie unterstehst du dich gegen mich zu räsonniren, der ich der erste Sänger in Europa bin, und Ritter des hohen Ordens von Calatrava? Du aber bist nur ein Komödiant! Das bin ich, sagte der Schauspieler, und kein Kastrat!“ Der Sinn dieser Fabel ist: daß es Leute gibt, so gemein, daß sie Verzicht thun auf die Fähigkeit, die hohen Triller des Formtriebes und Spieltriebes, und das hohle Gurgeln der Wissenschaft nachzumachen, deßwegen, weil sie dazu nicht gelangen könnten, ohne etwas ganz Gemeines aufzuopfern, was die Trillerschlager und Gurgler nicht achten; was aber doch allein das menschliche Geschlecht erhält, und Niemanden hindert, der erste in seiner Kunst zu seyn. So viel vom philosophischen und gemeinen Verstand.“ 1797.

Nun kommt die Reihe an die übrigen Xenien, die in Masse beurtheilt werden, um den plumpen Ton zu rügen, der durch sie in die deutsche Litteratur eingeführt werden soll; es sind ihrer quatrecent, qui ont de l'esprit comme quatre, eine Art von Dokter Luthers Tischreden, welche die Herren inter pocula gemacht, und bey lebendigem Leibe haben drucken lassen. Ihrem eigenen Geständniß nach sollen es Feuerwerke seyn, und die sind's auch; denn gleich Schwärmern platzen sie auf, sinken und stinken. Hr. Nikolai untersucht hierauf, woher all dieser Unfug rühre; und beweiset durch der Herren reichlich angeführte eigene Worte, daß bloß Mangel an Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung Schuld daran sey, der thörichten Dünkel, Inconsequenz, Inconsistenz, und grämlichen Unmuth bey ihnen erzeugt. In dieser Gemüthsverfassung vergessen nun diese Herren, daß sie bloß durch

1797. vortreffliche Schriften dem deutschen Publikum werth wurden, und verlangen nach ihrer überschwänglichen Eitelkeit, daß das Schlechteste für vortrefflich geachtet werden soll, sobald es von ihnen herkommt. In ihrem Uebermuthe geben sie zu erkennen: sie verachten das deutsche Publikum, wenn sie indeß fortfahren, Gutes und Schlechtes untereinander zu schreiben, so könnte es leicht geschehen, daß sie endlich von dem Publikum verachtet würden, das sie ehemahls ehrte, weil man sie noch gerade beynahe für Menschen halten muß, ganz verschieden von denen, die man ehemahls bewunderte. Daran sind ihre Schmeichler und Klienten Schuld. Vom Weihrauchduft derselben umnebelt, bilden sie sich ein, sie allein wären etwas in der deutschen Litteratur werth, und wenn sie etwa auch gnädigst erlaubten, auch etwas — freylich weniger als sie — werth zu seyn. Alle andern sind ihnen Philister, Bediente, die ihnen, den Königen, die Stube fegen, Hunde, Ochsen, Esel, Geschmeiß 2c.

In dieser Einbildung glauben sie nun, jeden Schriftsteller und Leser, wie der Erzbischof von Granada den Gil Blas, nach Gefallen beym Aermel nehmen, und, mit einem Par Xenien auf den Weg, ihrer Dienste entlassen zu können. Ueber alle andere sich erhaben dünkend, glauben sie jedem mit Verachtung und Grobheit begegnen zu dürfen, so wie es ihnen einfällt. Damit wollen sie den Grund zu einer neuen poetischen Universal-Monarchie legen, welche ein Ende nehmen wird, hoffentlich nicht wie die von Zimmermann ehemahls gesuchte prosaische Monarchie traurig, sondern lächerlich, wie die Regierung der beyden humpelnden Könige von Brentford im Rehearsal, deren jeder nur Einen Stiefel hatte. Diese letztere, in der That drollichte Vergleichung benützt nun der Verfasser, um den Krieg, den die Xenien führen, recht hudibrastisch folgender Maßen zu schildern:

„Die Xenien sind aufgestanden in Masse, und postiren sich vor Brentford — dem Flecken, wo die Herren regieren — 400 bis 500 an der Zahl, in grünen, rothen, grauen, bunten Wämsern, und in Kitteln, bewaffnet mit Flegeln, Mistgabeln, dicken Prügeln, und was zuerst in die Hand kommt, alles gilt. Wehe dem, der die Zwiebeln der Brentforder ausgraben, ihre Rettige plündern, ihre zerlumpten Kittel ihnen ausziehen, und in ihren schmutzigen Hütten die Oefen einschlagen wollte, woran ihr hoher Genius sich

wärmte! Nichts Geringeres, meinen sie, sollen die tückischen Philister im Sinne haben; und wenn sie sich das unterständen, bekämen sie keinen Pardon. Aber gegen den, welchen diese wichtige Beute nicht reitzt, sind die Xenien und ihre Herren zahm wie die Lämmer. Sie lassen manche fremde Truppen vorbeyziehen; und besonders gegen einige, welche ihnen ein wenig stark und kurz angebunden scheinen, sind sie recht manierlich, präsentiren die Dreschflegel; und endlich, wenn sie sehen, daß die Anderen nichts Arges meinen, werden sie zutraulich, biethen einem Voß oder Garve im Vorbeygehen eine Prise Weihrauchkörner aus ihren hölzernen Tabacksdosen an. Danken gar schön, es sind viel zu schmutzige Hände darin gewesen! Doch wer von den Vorübergehenden etwa über die wichtige Stellung und die zerrissenen Hosen des Brentfordschen Xenien-Heeres ein wenig den Mund verziehen möchte, thue es nur, wenn er ganz vorüber gegangen ist, sonst wird er geschimpft. Denn die Xenien, ob sie gleich dem nicht viel schaden können, der auf seinen Füßen feststeht, sind doch grobe Knollen, und ihre beyden Heerführer wissen den Koth wunderbar weit zu werfen." 1797.

„Die großen Thaten werden nun erwartet von den Füchsen mit den brennenden Schwänzen, als Avantgarde auf die feindlichen Aecker geschickt. Denn wirklich sind die beyden Heerführer selbst beym Hintertreffen, beym Wurfgeschütz von Koth und Steinen geblieben, wodurch die Xenischen Rettige und Zwiebeln —

Filia Tarentini graviter redolentia porri
Edisti quoties, oscula clausa dato!

nebst den warmen Oefen — zu vertheidigen sind."

„Aber, o widriges Schicksal! Die angegriffenen Nachbarn (gar nicht Philister, sondern ehrliche, gute Pächter und Ackersleute von Twinkenham und Richmond, eben so gut und besser, wie die naseweisen Bursche von Brentford) haben unter die Füchse geschossen, ehe sie auf ihr Land kamen; das Vieh wird scheu, die Lunten zu kurz, die Schwänze brennen an, und so laufen die Füchse in die eigenen Aecker ihrer gnädigen Herren zurück. Nun beginnt das große Gefecht der Brentforder wider ihre Füchse. Jupiter wägt in seiner Wage das Schicksal der Xenien mit verbrannten Schwänzen, und der Xenien mit Mistgabeln bewaffnet.

1797. Die Flegel fallen, die Füchse bellen und beißen, die verwundeten Xenien heulen, die Aehren rauchen, alles ist in wildem Getümmel, die Brentforder Erndte brennt halb ab, und wird halb zertreten; wenige Füchse, dem Kampfe entronnen, laufen versengt ins nächste Dickigt. O ihr Könige von Brentford! wäret ihr nicht so rachsüchtig gewesen, ihr hättet euer eigenes Land nicht verwüstet! Eure Füchse wären nicht versengt, eure Flegel nicht zerschlagen, und eure Forken nicht zerbrochen worden! Aber die Xenien, diese Brentfordbeschützer fürchten sich vor ihrer eigenen Tapferkeit; damit nur Philister und Füchse nicht wieder kommen mögen, singen sie beym Abzuge den drohenden Siegesgesang:

Unserer liegen noch Tausend im Hinterhalt; daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt!

Denn freylich — dem sind sie nicht furchtbar, der ihnen gerade ins Angesicht sieht. Und nun ziehen sie, wohlbehalten und ermüdet vom Siege, in den engen Paß hinter dem Ofen ihres Genius."

Weiterhin hat der Verfasser Gelegenheit, das Geniewesen ein wenig zu beleuchten, da dann die Grundlehren dieser neuen Kirchenväter in ihrer eigenthümlichen Blöße dargestellt werden, und alles mit der Herren eigenen Worten belegt wird. Da zeigt sich's denn unter anderen, daß das eingebildete Genie, wie der Dalai Lama ist, dessen Dünkel angebethet seyn will, und der den Anbethern seinen Koth austheilen läßt. Es ist, von dieser Digression aus gar nicht weit aus dem Wege, um auf Hrn. Göthe zu kommen, dem die deutsche Litteratur unläugbare Werke des echten Genius verdankt; der sich aber gleich bey seinem ersten Eintritte alles erlauben zu dürfen glaubte, und den eben deßhalb, wie hier aus den Memoires secrets de la république de lettres erzählt wird, Lessing durch Herausgabe Wertherischer Briefe würdigen wollte, so daß Göthe jetzt in Lessings Werken als ein Gegenstück zu Klotz erschienen seyn würde, wenn nicht ein Freund Lessings, der noch lebt, und um den Göthe es nicht verdienet hat, ihn nicht davon zurückgebracht hätte. Die Lächerlichkeit, daß Hr. von Göthe die in der bürgerlichen Welt ihm anklebende Excellenz auch in die litterarische überträgt, und mit

dieser drollig vornehmen Miene Auctoren und Leser als seine Subalternen behandelt, führt hier sehr am rechten Orte die Anekdote herbey, daß er den verstorbenen Dichter Bürger, der sich darauf freuete, in Weimar seine persönliche Bekanntschaft zu machen, ganz ministeriellement eine Zeit lang im Vorzimmer warten, unterdessen aber bloß sich etwas vorspielen ließ, und dann ihn kalt und steif abfertigte. Bürger machte im Nachhausegehen auf diese Audienz folgendes Impromptu: 1797.

Mich drängt es in ein Haus zu gehen,
Drin wohnt ein Künstler und Minister.
Den edlen Künstler wollt ich sehn,
Und nicht das Alltagsstück Minister:
Doch steif und kalt blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler stehn,
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt ich den Künstler nicht zu sehn.
Hohl ihn der Kuckuck und sein Küster!

Unter so vieles andere, was diese Anzeige dem Leser überlassen muß, gehört auch der Vorschlag zu einem Titelkupfer für den nächsten Schillerschen Musenalmanach (dem Hr. Nikolai nach der Progression des 1796ger zum 1797ger eine große Leere an guten Sachen prophezeyt). Diese Skizze ist mit Hogarths Geist gezeichnet. Das Resultat des Ganzen besteht nun ganz klar darin: In den Xenien geben die HHrn. Göthe und Schiller Hrn. Nikolai Unwahrheit, poetische Grobheiten und Injurien, und er gibt ihnen dafür in diesem Anhange Wahrheit, prosaische gute Gründe und Bemerkungen aus schlichtem, gemeinem Verstande. Es steht nun zu erwarten, ob sie die ihnen zum Schluß gegebene Lehre zu ihrem und des Publikums Besten beherzigen werden; sie lautet in Claudius Worte folgender Maßen:

Trau nicht auf deinen Tressenhut,
Und auf die Klunker dran;
Ein großes Maul es auch nicht thut,
Das lern vom plumpen Mann,
Und von dem andern lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll!

1797. Dem Mittheiler dieses in die Berliner Zeitungen auch eingerückten Referats hat Nikolais Anhang ganz dazu gemacht geschienen, Persönlichkeiten mit Persönlichkeiten zu erwiedern, und er nimmt weder an Göthe und Schiller, noch an Nikolai mehr Antheil, als daß er ihre Werke schätzt, und ihre Menschlichkeiten übersieht. J. W.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1797, 20. und 22. Februar.

Relation von dem durch die Xenien veranlaßten Wesen und Unwesen in der litterärischen Welt;

in Briefen an einen außerhalb dieser Welt lebenden Freund.

Erster Brief.

Wie wenig, m. Fr., haben Sie Ursache, sich zu beklagen, daß Sie Ihr Aufenthalt und Ihre Geschäfte von der Litteratur so entfernt haben! Es geht in der Litteraturwelt wie in der großen Menschenwelt. Des Alltäglichen, Gemeinen, ja Unedlen und Schlechten kommt viel zum Vorscheine; des Edlen und Vortrefflichen nur wenig. Wer in der großen Welt der Litteratur sich täglich umtreiben muß, ist ebenso übel daran, als der, welcher in der großen Welt der Menschen lebt. Wohl dem, welcher aus beiden scheiden, beide entbehren kann. Ihm allein ist möglich, sich des Edlen zu freuen, das Vortreffliche ruhig zu genießen; was uns andern, durch das Getümmel des Trosses, durch Thorheiten und Niedrigkeiten täglich verkümmert wird. Indessen, wie der Mensch nun ist! Er will, was er nicht soll. Sie wollen mit der gesammten neuen Litteratur fortgehen; und ich möchte nur einige wenige vortreffliche Werke lesen dürfen. Sie dringen in mich, die Wirkungen der Xenien und eine Übersicht des ganzen litterärischen Wesens und Unwesens, das dadurch veranlaßt worden ist, zu erhalten; und ich möchte etwas darum geben, daß ich nie etwas davon gesehen oder erfahren hätte. Indessen, lebte ich wie Sie, wer weiß, ob ich nicht wünschte wie Sie!

Daher sollen Sie mich denn auch unverdrossen finden, Ihren Wunsch möglichst zu befriedigen. Ihre litterärische Neugierde

mag volle Genüge haben; denn des Wesens ist gar viel getrieben 1797.
und dauert noch immer fort. Überall, wohin man blickt, sieht man diese unseligen Wechselbälge der Musen an den Pranger gestellt, geneckt, mit faulen Äpfeln beworfen, oder bei den Haaren umher gezogen; auch wohl in Stücke zerrissen und, — der Seltenheit wegen, — gar anatomirt. Indessen fehlt es auch nicht an Nachbildungen, Contrefaits und Parodien! Denn welches Kunstjüngerlein oder welcher Kunstpfuscher möchte zurück bleiben, wo es so leicht ist, sich mit Meistern zu messen, und wohl gar über diese den Preis davon zu tragen?

Die Musen, besonders Schillers und Göthens Musen, sagt man, sollen sich dieses ganzen Unwesens herzlich schämen; und man fürchtet, sie werden es nie wieder wagen, sich öffentlich zu zeigen. Die leichtsinnigen, übermüthigen Geschöpfe! ihnen geschieht schon recht. Allein, wie wohl ich ihnen diese Beschämung gern gönne; möchte ich doch nicht wünschen, daß es diese Folge hätte. Vielmehr hoffe ich, sie werden sich nun wieder ein wenig zusammen nehmen; um den Makel wieder auszulöschen, den sie selbst durch ihren boshaften Muthwillen auf ihren guten Ruf gebracht haben. — Doch, Sie wollen eine genaue Übersicht, Kenntniß der erheblichsten Produkte, welche durch die Xenien ihre Existenz erhalten haben: — nun dann; so waffnen Sie sich mit Geduld; Sie werden derselben bedürfen.

Es war zu befürchten, daß, wie die „Stimme in den Wald schallte, sie von diesem auch würde wiedergegeben werden.“ Denn theils konnte es nicht fehlen, daß die hämischen und groben Ausfälle der Xenien Empfindlichkeit erregen und reitzen mußten; theils bot dies auch eine bequeme Gelegenheit dar, seine eignen Talente in dieser Rücksicht zu zeigen, als daß dieselbe so ganz unbenutzt hätte bleiben sollen.

Außer mannigfältigen einzelnen Einfällen, die unmittelbar darüber gesagt, auch wohl abschriftlich in Umlauf gebracht wurden, erschien gleich anfangs eine ganze Sammlung Antixenien unter dem Titel:

Gegengeschenke an die Sudelköche von Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen.

Man muß gestehen, daß dieselbe allerdings ganz dem Titel entspricht, denn diese Gegengeschenke sind der Geschenke in jedem

1797. Betrachte vollkommen würdig. Sie wetteifern mit denselben an Witz, (wiewohl sie doch, aller Anstrengung ungeachtet, hinter jenen wenigen wirklich sehr witzigen Xenien merklich zurückbleiben,) nicht minder aber auch an Grobheit, Bitterkeit, Bösartigkeit und Ungerechtigkeit.

Welches von den beiden eben angegebenen Motiven den oder die Verfasser dieser Epigramme bestimmt haben möge, diese Gegengeschenke vor dem Publikum aufzutischen, lasse ich dahin gestellt seyn. Vielleicht haben beide darin zusammengewirkt. Denn nicht füglich kann man, — in einigen wenigstens, — die Erbitterung übersehen, welche nur eine empfindliche persönliche Beleidigung in dem Grade, meinem Gefühle nach, bewirken kann. Und eben so glaube ich in andern wieder einen gewissen Kitzel wahrzunehmen, dem Publikum zu zeigen, wie Schiller und Göthe, allein dergleichen Produkte hervorzubringen vermöchten.

Daß sie übrigens ganz den Geist der Xenien athmen, also im Grunde um nichts edler oder unedler als jene sind, — Sie davon zu überzeugen, wird es einiger Beispiele bedürfen; aber auch an einigen Beispielen, wie sie der Zufall mir in die Feder liefert, genügen.

Hier nehmen Sie dieselben hin; und wenn sie Ihnen unangenehme Gefühle, mitunter gar Ekel erwecken; — auch wohl, wie Schmutz an Ihren Fingern kleben: so erinnern Sie sich, daß Sie selbst es so gewollt haben; also mir die Schuld nicht beimessen können.

Trauriger Irrthum.

Wie man sich irret! Wir glaubten den Marat todt und begraben,
Siehe, da lebet der Schuft wieder am Saalgestad auf.

Kants Affe in Jena.

Was das Verächtlichste ist, von allen verächtlichen Dingen?
Wenn sich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu seyn.

Auf eine gewisse Aeußerung.

Ein Alcide, wie ich, bringt schon Pygmäen zum Fliehen,
Ja, wie der Esel das Wild, wenn's — für den Löwen ihn nimmt.

1797.

Nikolai und Schiller.

Zärtlich hat Nikolai dich nicht behandelt, doch kannt' er,
Wahrlich' er kannte das (?) Klotz, das er zu spalten begann.

Derselbe an denselben.

Schwaben hab' ich durchreis't und manchen Schwaben gesehen:
Aber ein Schwabe, wie du, hat sich mir nirgends gezeigt.

Don Carlos.

Als jüngst Carlos vernahm, wie scheuslich ihn Schiller verbildet,
Sprach er: was schlachtet der Narr mich denn zum zweiten Mahl ab.

Die Geschichte der Niederlande.

Leere Träume die Menge und abgeschmackte Tiraden
Hat uns ein kecker Phantast hier für Geschichte verkauft.

Das nekrologische Thier.

Stürbe doch Schiller! Mich lüsterts so sehr nach seinem Kadaver,
Halte, Prosektor, indeß immer dein Messer bereit.

Der Prosektor.

Nicht zu hitzig. Es giebt hier wenig zu schneiden. Sie haben
Bei lebendigem Leib' und nach der Kunst ihn zerlegt.

Ursach der Verbeugung.

Meint denn der Hammel in Jena, wir wären so dumm, daß wir glaubten,
Er nur habe allein in dem Kalender gestutzt?
Ein mitstutzender Bock aus Weimar hat ihm geholfen.
Ohne den stößigen Bock fehlt's dem Eunuchen an Kraft.

Diese Zeilen machen den Uebergang zu einem ähnlichen Angriffe auf Göthe; in welchem dieser gerade eben so behandelt wird, als Schiller. Ich kann nicht erwarten, daß Sie wünschen

1797. sollten, noch ebenfalls hiervon Proben zu sehen; weshalb ich mich der unangenehmen Mühe, sie abzuschreiben, gern überhebe. Denn, sagen Sie selbst, kann man sich dieser kleinen Mühe ohne die unangenehmsten Gefühle unterziehen? Muß man es nicht schmerzlich empfinden, daß die edle Kunst, welcher die Humanität so viel verdankt und verdanken könnte, auf eine so unedle Weise entweiht wird? Die Verfasser dieser Gegengeschenke scheinen das Erniedrigende ihrer Beschäftigung selbst gefühlt zu haben. Wenigstens werfen sie am Ende selbst, im Nahmen des Publikums, die Frage auf:

Aber was wird denn zuletzt aus diesem Zanken und Schimpfen?
und schließen mit der Abbitte an das Publikum:

Lieben Leute, verzeiht! was wir geben, sind wahre Sottisen.
Aber in dem Kriege geht's ohne Sottisen nicht ab.

Allein ist mit dieser Abbitte die Versündigung an der Humanität abgebüßt und ungeschehn gemacht? Hat denn diese nichts gegen das

Schimpft ihr, so schimpfen wir wieder,

einzuwenden? Und kann man ohne Unwillen diese Maxime des Pöbels, wäre es auch nur scherzend, in der Gelehrten- und Dichterwelt aufgenommen und nachgeahmt sehen?

Nein, wahrlich! was auch die Verfasser dieser Gegengeschenke für einen Zweck sich dabei dachten, als sie dieselben entwarfen und dem Drucke übergaben; so haben sie sehr übel gethan. Hätten sie bedacht, daß auch der, wer wieder schimpfte, da er geschimpft wurde, nur sich selbst schimpft, sie würden geschwiegen haben. Der Gebildete, seine Würde Fühlende, geht in einem solchen Falle schweigend vorüber, wenn er der Beleidigte ist: und ist er Zuschauer oder Beobachter, so kann er es zwar für nützlich, selbst für pflichtmäßig halten, sein Mißfallen darüber zu äußern; allein er wird es mit Ruhe und Ernst thun. Oder hält er die Geißel des Spottes für besser, um den thörichten Dünkel zu züchtigen; so muß er sie, z. B. wie der Recensent in der Hamburger neuen Zeitung, (womit ich Sie in meinem nächsten Briefe bekannt machen werde,) zu führen verstehen, wenn er nicht die nachtheilige Wirkung befördern will, der er entgegen zu arbeiten

sich unterfängt. In dem letztern Falle ist offenbar der Verfasser 1797.
der Gegengeschenke —

K. — t.

Der Kosmopolit, Halle, 1797, April, pag. 368—374.

Die Xenien.

Bruchstück eines Briefes.

Audiatur et altera pars!

Der Schillersche Musenalmanach, der ja, leider! in Deutschland nicht ruhen kann, ist auch bis zu meinem Winkel an der Ostsee gekommen. — Wie ich die unheilgebärenden Xenien gelesen hatte, sagte ich:

Richtig ist der Kalender, wie deutschem Fleiße gebühret;
Aber der häufige Witz! — Ist der in Deutschland gedruckt?

Das Interesse, das ich an Aglajen zu nehmen, nur mit dem Ende meines Lebens aufhören werde, hat, wie sie wissen, mir das Archiv der Zeit lieb gemacht. Und jede Stellung, die eine Grazie annehmen kann, ist für mich schön.

Wenn die Aglaja auf dem Umschlage des Archivs der Zeit mit den Xenien oder dem Schillerschen Almanach selbst sprechen wollte, — denn zu dem Umschlage sagt sie ja gewiß nichts, könnte sie sich ungefähr so ausdrücken:

Was an Venus Urania Smollet, der Grämliche, lobte,
Zeige lächelnd ich euch. — Seht es; ich lächle dazu.

Oder meinen Sie nicht?

Sie sind unter allen Schriftstellern der erste, dem ich es gestehe, daß mir die Xenien Freude gemacht haben. Boshaft bin ich, so viel mir bekannt ist, nicht; aber, leider! noch immer hypochondrisch. — So machte mir denn auch der eigentliche, wahre Sinn des Worts: Xenien, anfangs viel vergebliche

1797. Mühe, und, weil mir nicht einfiel, wie man in Deutschland (oben) das Griechische ausspricht, gerieth ich auf die Bedeutung von Zugvögeln. Auch gut! dachte ich, weil meine Nachbarn die Störche für glückliche Vögel halten, und ich mich auch im letzten Frühlinge sehr gefreut habe, da sie meine ausgetrocknete Wiese zum erstenmal besuchten. — Aber die Xenien selbst halfen mir aus, S. 237 des Almanachs. — Ich dachte:

Der Pedant.

Wie man Pedant uns verdeutscht, bescheid' ich mich gerne zu fragen.
Uebersetze das Wort, wer es von Hause aus kennt!

Heute erfahre ich, durch den Genius der Zeit, mittelst eines Briefes aus Halle, glücklicher Weise auf eine gelehrte Art, in welchem Verhältnisse das Wort *ξεινιον* sich zum Homer befunden hat, und nun liegt mir nur noch auf der Seele, daß — der Schillersche Almanach mit lateinischen Lettern gedruckt ist.

In der That ein boshafter Kunstgriff!

Wäre nicht die feine Schlauheit, welche hier zum Grunde liegen mag, vermögend, die selige Ruhe der Götter des deutschen Parnasses zu stören? — Wäre es nicht möglich, daß wir über den Aetazismus und Itazismus noch einmal müßten blöcken hören?

Denn wie verschieden wird nicht in Deutschland das Ch vom X ausgesprochen!

Bedenken Sie das! — Es ist der größte Kummer, den mir die Xenien gemacht haben.

In der That, auch wenn es ausgemacht wird, daß die Xenien sowohl Kuhfüße, als Gastgeschenke sind: es ist doch mein größter Kummer, — daß ich nichts bekommen habe, wiewohl ich bei den Austheilern oft zu Gaste gewesen bin, kränket mich nicht. Ich habe mich immer unbekannter Weise eingefunden, und mit Dank genossen, was reichlich für Alle bereitet war.

Aber daß Göthe oder Schiller, oder irgend ein andrer, der gastfrei das Seine darbietet, das mir Genuß gewährt hat, wie die Freier der Penelope — Gastgeschenke aus fremden Eigenthum gegeben, habe ich auch nicht gefunden.

In Halle scheint diese Entdeckung gemacht zu seyn. 1797.

Sie wissen, daß ich vor funfzehn bis sechzehn Jahren mit Halle (in Sachsen) genauere Bekanntschaft gemacht habe. Ich kann nicht dafür, daß die gelehrte Erklärung des Xenophilos im Genius der Zeit mich zu gleicher Zeit an die selige Ausgabe, welche der gottselige Niemeyer weiland mit dem unschuldigen Homer vornahm, und an eine Stunde erinnerte, die ich ein mal in Halle zubrachte, um einen andern, sehr gelehrten Mann nicht ausmachen zu hören, „ob Horazens Vater coactor exauctionum oder coactor redituum gewesen sey.“ Genealogie verführt ja immer; und ängstlich bin ich einmal.

Sagen Sie selbst: — wenn nun die Disticha (die nur vermittelst einer Sünde gegen zwei Sprachen Doppel=Verse werden können) am Ende auch Kuhfüße sind; — wäre nicht vor der Mittheilung dieses Geheimnisses an eine Dame zu bedenken gewesen, daß die vermutheten Austheiler jener Kuhfüße verheirathete Männer sind, und also durch eine Hinweisung auf ihr Verhältniß zu den übelberufenen Freiern, die um die keusche Spinnerin, Penelope, buhlten, ehelicher Unfriede gestiftet werden könne?

Wich doch der kluge Odüsseus nur aus, und ließ die Kuhfüße, welche er nicht haben wollte, an der Wand abprallen, ohne etwas davon zu erzählen!

Ein so großes Beispiel könnte wohl schon allein meine Aengstlichkeit entschuldigen. Aber mit welcher Feierlichkeit protestirt nicht jeder, der sie empfängt, gegen diese Kuhfüße, daß — er sie nicht verschrieben habe!

Mein Gott! Wir haben so viel Krieg von außen. Wenn es nun im Innern auch noch losgeht, und es fehlt dann den Vertheidigern der guten Sache an andrer Ammunition, als die sie in den Zeughäusern der Moral finden, die schon so lange geplündert sind: wie will das werden!!!

Ich muß gestehen, mir ist sogar um unser Haupt=Arsenal, um die allgemeine Literatur=Zeitung bange.

Rambach und Feßler, Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Berlin, 1797, Mai, pag. 410—413.

1797. Berlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797. S. 37. in 8.

Die angebliche Firma dieser Berlocken ist: Jena und Weimar, und vielleicht haben sie wirklich dort ihre Existenz erhalten, ob sie gleich daselbst nicht gedruckt und verlegt sind. Es ist eine kleine Sammlung von 97 Xenien (warum nicht gerade das Hundert voll?). Die Hauptcharakteristik dieser Küchenpräsente ist eben kein Ueberfluß an Witz; aber Bestimmtheit, und sehr oft treffende Wahrheit. Lob verdient der Verfasser (wenn ihrer nicht mehrere Hand ans Werk gelegt haben), daß er alle Grobheit vermieden hat, von welcher selbst die Xenienmacher unter Schillers Pannier nicht immer ganz freyzusprechen sind. Ueber dieselben läßt man sich in den Berlocken also heraus:

Verfasser der Xenien.

Rathet, wer ist's, der die Xenien schrieb? — Es schrieb sie ein Hofmann,
Und ein Dichter; doch hat auch ein Baron daran Theil.

Woher weißt du das?

Suchst du Feinheit in ihnen; du findest sie: findest auch Scharfsinn,
Und Erfindung und Witz; aber auch Grobheit genug.

Aber was folgt daraus? Der Scharfsinn gehört dem Hofmann, die Erfindung dem Dichter, die Grobheit dem Baron. Das wäre also das Xenische Kleeblatt? — Und was sind die Berlocken?

Leichte Berlocken sind wir, von Gold und Silber und Tomback
Unbeständig von selbst hängen an Andre wir uns.

Also gehören die Berlocken auch gleichsam mit ins Klettengeschlecht? — Wir wollen nun einige derselben beschauen. S. 10.

Shakepear's Geist.

Shakepear's Geist! dich hetzten in Deutschland und Engelland viele,
Aber mit glücklicher Hand faßte nur Göthe dich auf.

Das Auffassen eines Geistes mit der Hand will uns nicht gefallen. S. 12. 1797.

Berichtigung der Urtheile.

Auch über sich selbst hat Fichte des Publikums Urtheil berichtigt;
Kein Philosoph ist er, nein! ein philosophisches Kind.

Die Gedichtchen (S. 12.): Verhältniß rc., und Nachrichten ic. sind gut. S. 24.

Iffland.

Einheit, das ist doch war, ist in Ifflands sämmtlichen Stücken,
Einheit der Zeit und des Orts, und der Personen dazu.
Nur der Handlung nicht; denn man siehet viel dumme Streiche
In einem einzigen Stück, und sie sind alle sich gleich.

Wer könnte hierauf wohl mit Nein antworten? — S. 28.: Das aufgegebene Räthsel ist entweder sehr local, oder es bezeichnet den Handwerks-Nahmen eines Schriftstellers. S. 35.

Wieland.

Gegen sich selbst ist er streng, nur gegen Andre voll Nachsicht;
Was er sich selbst nicht erlaubt, findet an Andren er schön.

Ist das nicht wahr? — S. 36.

Falks Taschenbuch.

Schneidet das Kupfer heraus, und es ist dem ganzen Gesichte,
Was ihm zur Zierde noch war, Augen und Nase geraubt.

Dieses ist die treffendste Wahrheit und Recension über dieses Taschenbuch zugleich, dessen Ankündigung von dem Verleger desselben man nicht leicht ohne Kopfschütteln lesen kann. So viel von den Berlocken! Und noch das, in einigen derselben ist die Sprache sehr uncorrect. Frbg.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1797, 23. Juny.

1797.

Xenienlitteratur.

Wenn die Xenien allenthalben mit dem wahren Geschmacke und dem richtigen Gefühle aufgenommen worden wären, wie der gebildete und edle Mann solche Nichtswürdigkeiten aufnehmen würde; so hätten sie in keiner Rezension, in keiner Zeitschrift, in keinem Gespräche in ganz Teutschland auch nur mit einem Worte erwähnt werden müssen. Stillschweigende Verachtung wäre die einzige treffende Strafe für Jungenstreiche gewesen, welche nur unternommen wurden, um Lärm zu machen. Aber einen solchen Sinn kann man vielleicht von keinem Publikum, muß man wenigstens nicht vom teutschen erwarten; und dann bleibt uns noch immer die geringere Befriedigung, daß von allen Stimmen, welche sich über die Xenien haben hören lassen, auch nicht *eine* für sie gesprochen hat, obgleich die beiden Männer, welche, leider! nicht den Muth haben konnten, die Hervorbringung jener Wechselbälge abzuleugnen, gewiß einen sehr großen Anhang von solchen Jüngern haben, die stets fertig sind, in verba magistri zu schwören. Das muß wenigstens den einen, welcher die *Würde* so schön zu entwickeln wußte, welcher in allem so warm, und in vielem so glücklich nach dem *Idealen* strebte, welcher seine Mitbrüder nicht ohne Erfolg zum reinsten Schönheitssinne erweckte, unaussprechlich unglücklich machen, so bald ihn die elenden Leidenschaften verlassen haben, in welchen er sich so erniedrigte. Der andere ist von Jugend auf über solche gemeine Gefühle erhaben gewesen.

Bei der Gelegenheit sind indeß doch einige Mängel unsrer gelehrten Republik wieder recht sichtbar geworden, welchen wohl zu wünschen wäre, daß man sie recht genau und allgemein betrachtete. Das unmäßige, nachbeterische, vergötternde Loben jeder Zeile, welche der eine von jenen Männern oft unanständig genug dem Publikum hinwarf, obgleich nur eins seiner ersten Werke ein beinahe vollendetes Meisterstück heißen kann, ist gewiß im Ganzen eben so nachtheilig, als ein roher, ungesitteter und hämischer Tadel, welcher unsre gelehrten Streitigkeiten und kritischen Schriften so oft beschimpft. „Ueberhaupt ist der Muthwille und die unholde Begegnung, die sich die Schriftsteller in diesen Jahren öffentlich gegen einander erlauben, keine große Erfindung, und macht ihnen nicht gar viel Ehre,“ sagt der ehrliche Asmus.

„Wenigstens sollten Gelehrte sich doch als Leute von guten Sitten betragen!“ 1797.

Ohne daß dadurch das Benehmen der Xenisten auch nur vor dem bürgerlichen Richterstuhle, geschweige vor dem Richterstuhle des guten Geschmacks, der feinen Sitten, der höhern Sittlichkeit Entschuldigung erhielte, muß man doch sagen, daß sie zu einem solchen Ausbruche gemeiner Leidenschaftlichkeit schwerlich gesunken sein würden, wenn nicht, besonders den einen, manche öffentliche hämische, oder wenigstens plumpe Angriffe zu sehr gereizt hätten. Allein wie kommen Gelehrte, gebildete Männer so oft dazu, mit der Feder gegen Abwesende auf eine Art zu sprechen, wie sie nie mit dem Munde zu einem Gegenwärtigen sprechen würden?

Es fehlt uns im Ganzen gewiß noch unendliche Mal mehr an Erziehung, an wahrer Ausbildung, als man sich laut gestehen will. Geschmack und Feinheit sitzt uns meistens nur im Kopfe und im Gedächtnisse; wir wissen die Regeln der Menuet, aber wir können nicht tanzen; unsre so genannte Lebensart ist ein Firniß, der nur unter Glase hält, daher Formeln und Bücklinge unsern Umgang ausmachen. Mündlich wird selten gestritten. Wir fühlen unsern Mangel an Gewandtheit und Urbanität, und fürchten uns vor uns selbst, der Tölpel möchte drein fallen. Schreiben wir dann, so fällt er wirklich drein, weil wir dann nicht auf unsrer Hut sind, und uns an keine Formeln halten können.

Der Kosmopolit, Halle, 1797, September, pag. 287—288.

I. **Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien im Jahr 1797. 163 S. in 8. (Mit einem mit Karrikaturen belegten Umschlage.)**

II. **Trogalien zur Verdauung der Xenien. Kochstaedt, 1797. 62 S. in 8. (Mit einem allegorischen Titelkupfer, in Salts Almanachs-Manier.)**

III. **Parodien auf die Xenien. 1797. 70 S. in 8.**

IV. **Kraft und Schnelle des alten Peleus. 1797. 29 S. in 8.**

1797. **V. Ein paar Worte zur Ehrenrettung unsrer deutschen Martiale. 1797. 30 S. in 8.**

Das Xenien-Unwesen in der litterarischen Welt hat eine Menge Federn und Hände (Köpfe kann man nicht sagen) in Bewegung gesetzt, und eine Art von Broderwerb für dürftige Schriftsteller der niederen Classe eröffnet, der aber wohl nach und nach eine vertrocknete Quelle werden wird. Denn wenn man sich, leider! noch lange an die Unglückskinder, Xenien genannt, erinnern wird, werden die Piecen dieser Art, wie wir deren einige jetzt hier anzeigen, längstens vergessen seyn. Ein frühzeitiger Tod, wozu ihre äußerste Mittelmäßigkeit sie bestimmte, bezeichnete schon ihre Entstehung. Die einzige Art von Waffen, mit welchen man gegen die frivolen feinen Verfasser nicht zu Felde gezogen ist, war Witz. Diese Geisel hat keiner geschwungen, und Plattheiten konnten nichts thun.

Von den vor uns liegenden Schriften ist Nro I. von seinem Schöpfer sehr dürftig ausgestattet worden, und die Hexameter und Pentameter, die man mitunter hier zu lesen bekommt, sind wahre metrische Daumenschrauben. Das letzte, das beste, zur Probe von dieser Art Epigrammen:

Aber jetzt rath' ich euch, geht! sonst langt noch der Gastfreundschaft Tatze
Einen Band Epigramm' euch aus der Küche hervor.

Von Nro. II. ließe sich etwa sagen, was daselbst S. 9. steht:

Deine Muse marschirt zu Fuß, und gafft, wie einst Thales,
Zum Olympus, und stürzt über den eigenen Fuß.

Das Kupfer in Falkischer Manier ist das Beste an der ganzen Piece.

Nro. III. Die Parodien sind ein klägliches Machwerk.

Nro. IV. Der alte Peleus hätte wohl gethan, daheim zu bleiben; seine Kraft ist matt, seine Schnelle ist plump, und seine Verse sind witzleer und lahm, gereimte Sprüchlein, wie sie weiland Ehrn Weise und Uhse lieferten. Wer mag wohl z. B. Epigramme lesen, wie man sie uns hier aufträgt? (S. 8.)

O seht doch, wie die Grazien
Da laufen vor den Xenien.

Oder S. 9.

Wollt' er's mit aller Welt verderben?
Mit aller? Wollt'
Er Kobold seyn? nicht Gold?
Wollt' er nicht ruhig sterben?

Sollen das auch Verse, sollen das Epigramme seyn?

Die gütigen Götter, die alles zum Besten lenken, mögen geben, daß wir nie wieder Xenien zu lesen bekommen; noch mehr aber mögen sie uns vor dergleichen Piecen behüten und bewahren!

Sm.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1797, 27. October.

Friedrich Schillers Geisterseher. Aus den Memoires des Grafen von O. Zweyter Theil. S. 340. Dritter Theil. S. 326. Von X** Y*** Z*. Straßburg, bei Grünfeld. 1796. 8. Mit zwey (unbedeutenden) Titelkupfern.**

Ein großer Künstler stellte eine merkwürdige Begebenheit durch den Pinsel dar; aber er war damit nur bis zur Hälfte der Vollendung gekommen. Da fand sich nun ein fremder Mahler, der es wagte, das unvollendete Gemählde zu vollenden. So ungefähr der Verfasser anstatt einer Vorrede.

Man sieht es wohl, daß dieser fremde Mahler in seiner Kunst kein Neuling ist, und daß es den Farben, deren er sich zur völligen Ausmahlung des vorgefundenen Gemähldes bediente, nicht an Stärke und Lebhaftigkeit fehlet; aber ob dieser fremde Mahler, ehe er sich an die Staffeley setzte, auch genugsam bedacht haben mag, daß sein Unternehmen schon darum um desto schwerer werden müsse, da man sein Kunstwerk nie anders als mit jenem, wenn gleich unvollendeten Meisterwerke vor die Augen bekommen wird? Wenigstens wird man von der Lesung des ersten Theiles des Schillerischen Geistersehers immer mit der größten Erwartung zu dieser Fortsetzung übergehen, und da wird man

1797. gar bald zu bemerken Gelegenheit finden, daß die Ausführung, so sehr auch der Verf., besonders Anfangs, allen Kräften aufgebothen zu haben scheint, dem guten Willen nicht völlig entspreche. Immerhin ist auch das, was der Verfasser geleistet hat, gut, und in manchem Betrachte sogar vortrefflich; aber eine strengere Kritik, wenn gleich diese Fortsetzung von dem lesenden Publikum mit Beyfall aufgenommen worden ist, würde daran Vieles zu tadeln finden.

So möchte man z. B. auf den sonst ziemlich aufgeklärten Prinzen oft im Ernste recht böse werden, daß er der groben Schlingen, die ihm gelegt werden, nicht gewahr wird, so wie im Gegentheil gar nicht abzusehen ist, warum, um einen solchen Prinzen zu verstricken, die Netze so weit ausgespannt werden mußten; auch scheint das der Armenier ein Par Mahle selbst gemerkt zu haben, wo er sich über die Weitläufigkeit des von ihm wider den Prinzen angelegten Planes rechtfertigen will. Durch die eingeschalteten Briefe Johnsons an den Lord Seymour von S. 108—302., wo die Mittheilung dessen, was man hier zu lesen bekommt, bloß auf dem Umstande beruhet, daß Johnson seine Kunde der venetianischen Sprache zu verbergen gewußt habe, wird man in der Geschichte bald vor- bald rückwärts geführt. Musterhaft aber ist die Schilderung, welche uns der Verfasser da von einem anderen **schen Prinzen als Bischofe gibt, wenn gleich bey übrigen, was sonst in dieser Schrift von der katholischen Religion vorkommt, sehr große Mißverständnisse zum Grunde liegen; wenigstens kann sich Rec. davon nicht überzeugen, daß es je ein solches authorisirtes Glaubensbekenntniß gegeben haben soll, wie zum Schlusse des ersten Theils eines vorkommt. Der Personen selbst finden sich in dieser Geschichte so viele, daß man ein gutes Gedächtniß haben muß, um nicht irre zu werden.

Am allerwenigsten wird man mit der Art, wie das Ganze gelöset werden soll, zufrieden seyn können. Erst spät erfährt man, daß der Hauptplan des Armeniers, in den der Prinz, ohne davon etwas zu ahnden, mitverwickelt wird, dahin gezielt habe, Venedig zu stürzen, und auf dessen Ruinen seinen Herrscherthron zu errichten, wo wieder die ganze Entdeckung des verunglückten Planes von dem Umstande abhängt, daß sich der sonst so schlaue Armenier auf eine sehr gemeine Art hintergehen läßt. Sein Bekenntniß in dem Gefängniß hat viel Aehnlichkeit mit einer von

einem Malefikanten seinem Galgenpater abgelegten Generalbeichte, 1797.
und die zwischen ihm und dem Prinzen öfter gewechselten Reden sind wahre Gespräche eines armen Sünders mit seinem Beichtvater. Anstatt uns den Armenier selbst recht kennen zu lehren, gibt uns der Verf. eine gar lebhafte Beschreibung von dem unglücklichen Ende desselben zum Besten, wo wir es recht mit Augen sehen mögen, wie durch heftiges Anschlagen des Kopfes an den Boden seine Wunden unheilbar geworden sind; wie große Maden in der Kopfwunde wachsen, und langsam das Gehirn verzehren; wie in seinem Leibe überall Löcher ausfallen; wie ihm die Augen im Kopfe verfaulen, seine Anfangs schwarze Zunge sich zuerst in Schleim auflöset, und dann aus ihrem bisherigen Behältniß herausfließt u. s. w. Thl. 3. S. 303. Auch der Prinz kehrt ganz als ein reumüthiger Sünder nach seinem Hofe zurück, von dem er sich zu seinem künftigen Aufenthalte ein altes, in einer romantisch=schauerlichen Gegend liegendes Schloß erbittet, wo er auch bald darauf, unter einem Baum ruhend, nach einem zu Gott und — Theresen abgeschickten Stoßseufzer von einem Blitzstrahle getödtet wird. Sollte es der Verf. bey einer etwaigen Herausgabe der Geschichte des Grafen von O** über sich gewinnen können, unnütze Auswüchse wegzulassen, und sich anstatt von seiner lebhaften Phantasie etwas mehr von einer gesunden Philosophie leiten zu lassen, so würde er in diesem Fache gewiß etwas Vorzügliches leisten können. — a — —.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1797, 30. October.

Xenienlitteratur.

Der Kosmopolit hat angefangen, die Xenien und was dazu gehört, zu beurtheilen. Dies fortzusetzen, möchte jetzt schwerlich der Mühe werth sein. Aber da sie einmal (leider!) zu einer merkwürdigen Erscheinung in unsrer neuesten Litteratur geworden sind, so soll er wenigstens ein Verzeichniß alles dessen liefern, was sie veranlaßt haben, und allenfalls hier und da ohne weiteres ein Pröbchen, oder einen vorzüglichen Einfall ausheben. Krono=

1797. logisch möchte es schwerlich zu stellen sein; aber hoffentlich ist es ganz vollständig.

1. **Beilage zu Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797. Zur allgemeinen Erbauung aus dem dritten Stücke der Beiträge von gelehrten Sachen zum neuen Hamburger Korrespondenten versartig abgedruckt. 1797. kl. 8. 22. Seiten.**

2. **Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar. Von einigen dankbaren Gästen. 1797. kl. 8. 31. Seiten.**

   Zum Beispiel:

   Wunder über Wunder. S. 22.

   Welch ein seltnes Genie, o Göthe! bist du! Gelesen
   hast du, wie keiner von uns, ach! und geschrieben so viel,
   hast am Hofe gelebt, im Lager gelebt, und in Welschland,
   und die Studentennatur doch so getreu dir bewahrt!

3. **Xeakus. Oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. Zum Besten eines Feldlazareths für Gelehrte herausgegeben von Joh. Ad. Rebenstock. Teutschland 1797. kl. 8. 124 Seiten.**

4. **Anhang zu Friedrich Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797. v. Fr. Nicolai. Berlin und Stettin. kl. 8. 217. Seiten.**

5. **An die Xeniophoren. Ein kleines Meßpräsent. 1797. kl. 8. 16. Seiten.**

   Zum Beispiel:

   Indiskrezion. S. 13.

   Prahlt doch nicht immer, ihr Herr'n, mit Gunst der lieblichen Musen;
   züchtig sind sie und hold nur dem verschwiegenen Mann.

   Grenzberichtigung. S. 14.

   Freilich hat reine Moral in Künsten wenig zu sagen;
   doch spricht über die Kunst streng sie das richtende Wort.

6. **Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachelrosen, den Herren Göthe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien. Motto: Herr, wer ist's? 1797. Gedruckt auf schwere Kosten des Verfassers, gr. 8. 70 Seiten.** 1797.

7. **Kraft und Schnelle des alten Peleus. 1797. kl. 8. 29 Seiten.**

Zum Beispiel:

Ein wahrer Jammer ist's, daß zwei so gute Köpfe,
verdreht von Brausewind,
Daß zwei so spiegelrein erschaffne Gottgeschöpfe
nicht rein geblieben sind!

Er kann die Grazien betrüben!
Wie könnt' er sie denn lieben?

8. **Trogalien zur Verdauung der Xenien, vescere sodes. Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797. 8. mit einem allegorischen Kupfer. 62 Seiten.**

Zum Beispiel:

Phänomenon. S. 14.

Immer bisher sank Blei im Wasser; aber in Sch . . s
Musenalmanach schwimmt Blei in dem Wasser herum.

Vermuthung. S. 24.

„W . . g ist zu F . . a. M. geboren." Ich glaub' es;
Aber jenseits des Stroms scheint er erzogen zu sein.

---

9. **Urians Nachricht von der neuen Aufklärung nebst einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Boten. Hamburg 1797. kl. 8. 24 Seiten.**

Zum Beispiel:

Der Schriftsteller und der Mensch. S. 22.

Er schrieb. Sie beteten den jungen Schreiber an —
und es war um den Menschen gethan!
O hättest du den Götzen nicht geschrieben;
so wären deine Götter dir geblieben!

1797. **10. Dornenstücke, nebst einem Memento mori für die Verfasser der Xenien. 1797. Mannheim, kl. 8. 101 Seite.**

Zum Beispiel:

Unterschied der Stände. S. 52.

Sei in der Freundschaft, in der Liebe treu,
zerbrich des Wahnes alte Ketten, stirb
für's Vaterland: — du bist und bleibst nur ein
gemeines Wesen in der Geisterwelt.
Doch sei ein Dichter, mach' ein Epigramm,
dann hat die Menschheit weiter nichts an dich
zu fordern, — bei Dämonen ist dein Platz.
Du fährst auf Cherubsfittigen, indeß
ein Howard hinter dir zu Fuße geht.

---

11. Berlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797. Jena und Weimar. 8. 37 Seiten.

Zum Beispiel:

1. Verfasser der Xenien. S. 1.

Rathet, wer ist's, der die Xenien schrieb? — Es schrieb sie ein Hofmann,
und ein Dichter; doch hat auch ein Baron daran Theil.

2. Woher weißt du das?

Suchest du Feinheit in ihnen? du findest sie: findest auch Scharfsinn,
und Erfindung und Witz; aber auch Grobheit genug.

---

12. Ein paar Worte zur Ehrenrettung unsrer teutschen Martiale. 1797. 8. 30 Seiten.

13. Litterarische Spießruthen oder die hochadeligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri. *Ζευς ἔνδον.* **Weimar, Jena und Leipzig, im eisernen Zeitalter der Humanität. 8. 184 Seiten.**

14. **Mückenalmanach für das Jahr 1797. Pest. 8. (Ein zweiter Titel heißt:) Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale, und letztes Ende der Xenien im Jahr 1797. Arma virumque cano. Pest. 163 Seiten.** 1797.

Zum Beispiel:

Seite 60.

Nach Italien reis't er, den klassischen Geist sich zu hohlen;
da er den nicht erhielt, geht er als Xenie um.

Seite 62.

Ist denn die Schönheit ein Riechtopf, aus dem man Gefühle nur aufzieht?
Wo sie der Sinn nicht bewahrt, riecht ihr sie nirgends heraus.

---

15. **Die Ochsiade, oder freundschaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Göthe mit einigen ihrer Herren Kollegen, vom Kriegsrath Crantz. Berlin. 1797. 8. 60 Seiten.**

Das sind alle mir bekannt gewordene einzelne Schriften. Dessen, was in Zeitschriften und gelehrten Zeitungen steht, mag vielleicht nicht viel weniger sein. Davon sind mir nur im Gedächtnisse:

1. Bemerkungen über des Herrn Geheimen Raths von Göthe Bemühungen, unsre Sprache zu reinigen und bereichern zu helfen. In: Beiträge zur weitern Ausbildung der teutschen Sprache u. s. w., B. 3.
2. Eine Erklärung vom Herrn Kapellmeister Reichard in: Teutschland, B. 3.
3. Eine sehr schätzbare Beurtheilung der Xenien in: Archiv der Zeit, B. 5, S. 35.
4. Wieland's meisterhafte Beurtheilung im neuen teutschen Merkur, worin man nur die künstlichen Wendungen gegen das Ende tadelt, wodurch ein Paar Namen ge-

1797. rettet werden sollen, welche von ihren Eigenthümern selbst an den Pranger geschlagen wurden.

J**.

Der Kosmopolit, Halle, 1797, Oktober, pag. 305—310.

Die Horen. Jahrgang 1795. Erstes bis zwölftes Stück. gr. 8. (Pr. 6 Rthlr. 8 Gr.)

Diese vom Hrn. Hofrath Schiller in Jena herausgegebene Zeitschrift, die sich sowohl in Rücksicht auf die Aufsätze selbst, als auch ihre Verfasser vor allen unsern jetzigen Zeitschriften sehr auszeichnet, enthält folgende Abhandlungen und Gedichte:

I. Stück. 1) Epistel von Göthe. S. 1. 2) Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, von Schiller. S. 7. 3) Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Anonym. S. 49. 4) Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesses für Wahrheit, von Fichte. S. 78.

II. Stück. 1) Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. S. 1. 2) Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst, von Meyer (Professor in Weimar). S. 29. 3) Briefe über ästhetische Erziehung. Forts. S. 51. 4) Epistel von Göthe. S. 59. 5) Ueber den Geschlechts-Unterschied, und dessen Einfluß auf die organische Natur, von W. von Humbold. S. 99.

III. Stück. 1) Das eigene Schicksal, von Herder. S. 1. 2) Dantes Hölle, übersetzt von A. W. Schlegel. S. 22. 3) Entzückung des Las Casas, oder Quellen der Seelenruhe, von Engel. S. 70. 4) Ueber männliche und weibliche Form, von W. v. Humbold. S. 80.

IV. Stück. 1) Dantes Hölle. Forts. S. 1. 2) Ueber männliche und weibliche Form. Forts. S. 14. 3) Unterhaltung deutscher Ausgewanderten. Forts. S. 41. 4) Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585, von Schiller. S. 68.

V. Stück. 1) Belagerung von Antwerpen. Beschluß. S. 1. 2) Beytrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters, von Woltmann. S. 15. 3) Litterarischer Sansculotismus, Anonym. 4) Das Spiel in strengster Bedeutung von Weishuhn. S. 57. 5) Die Lebenskraft oder der Rhodische

Genius. Eine Erzählung von Humbold. S. 98. 6) Ueber Charakterstellung in der Musik, von Römer. S. 97. 7) Kunstschulen, von Hrn. Coadjutor von Mainz, Freyherrn von Dallberg. S. 122. 8) Weihe der Schönheit, von Voß. S. 135. 9) Sängerlohn, von demselben. S. 138. 1797

VI. Stück. 1) Elegien von Göthe. S. 1. 2) Schmelzende Schönheit, von Schiller.

VII. Stück. 1) Idee der Gerechtigkeit, als Princip einer Gesetzgebung betrachtet, von Erhardt. 2) Dante. Forts. 3) Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter. Wird IX, 5. und X, 6. fortgesetzt. 4) Die Dichtkunst, von Voß. 5) Der Dorfkirchhof von Woltmann. 6) Lethe, von demselben. 7) Saladin und der Sklave, von Pfeffel.

VIII. Stück. 1) Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers, in Briefen an vertraute Freunde, von F. Jakobi. 2) Dante. Forts. 3) Ueber die Idee der Alten vom Schicksale, von Groos. 4) Ueber griechische und gothische Baukunst, von Bendavid.

IX. Stück. 1) Das Reich der Schatten, von Schiller. 2) Beyträge zur Geschichte der neueren bildenden Kunst, von Meyer. 3) Auf die Geburt des Apollo, nach dem Griechischen von Göthe. 4) Schwarzburg von Sophie Mereau. 5) und 6) Homer, ein Günstling der Zeit, von Herder. 7) Natur und Schule, von Schiller. 8) Das verschleyerte Bild zu Sais, von demselben. 9) Von den nothwendigen Gränzen des Schönen, besonders im Vortrage philosophischer Wahrheiten, von demselben. 10) Der philosophische Egoist, von demselben. 11) Die Antike an einen Wanderer aus Norden. 12) Deutsche Treue. 13) Weisheit und Klugheit. 14) An einen Weltverbesserer. 15) Das Höchste. 16) Ilias. 17) Unsterblichkeit. Diese sind alle insgesammt von Schiller.

X. Stück. 1) Hr. Lorenz Stark, ein Charaktergemählde, von Engel. 2) Der rauschende Strohm, 3) und 4) Pallas Athene von Proklus, übersetzt von Herder. 5) Homer und Ossian, von Herder. 6)—7) Leukotheasbinde, von Herder.

XI. Stück. 1) Das Fest der Grazien, von demselben. 2) Theilung der Erde. Anonym. 3) Thaten der Philosophen. Anonym. 4) Gefahr ästhetischer Sitten. 5) Theophanie. 6) Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete. 7) Archi-

1797. medes und der Schüler; und 8) über das Naive, alle insgesammt von Schiller. 9) Briefe über Poesie, Sylbenmaß und Sprache, von Schlegel. 10) Die Horen; und 11) der heilige Wahnsinn, von Herder.

XII. Stück. 1) Die sentimentalischen Dichter. 2) Menschliches Wissen. 3) Die Dichter der alten und neuen Welt; und 4) Schön und Erhaben, von Schiller. 5) Amor und Psyche auf einem Grabmahl. 6) Der Gesang des Lebens; und 7) drey Schwestern, von Herder. 8) Der Skrupel, von Schiller. 9) Sobiesky, von Archenholz. 10) Karthago und 11) Ausgang aus dem Leben, von Schiller. 12) Der Strohm des Lebens. 13) Die Königinn; und 14) Mars als Friedensstifter, von Herder.

Die allermeisten Aufsätze entsprechen der Erwartung, welche man sich von dieser Zeitschrift bey der Ankündigung derselben machte. Aber es gehört in der That schon ein sehr großer Grad von Ausbildung und Vorkenntnissen dazu, um diese Aufsätze ganz zu verstehen, und folglich mit Nutzen zu lesen.

Sollte es den allgemein verehrten Theilnehmern dieser Horen gefallen, sich auch zur Fassungskraft des größeren Publikums, welches dieses Journal so begierig liest, aber schwerlich alles versteht, und doch so gern verstehen möchte, herabzulassen, ihre Ideen, wo möglich, in einer verständlichen Sprache vorzutragen, und bey der Auswahl der Materialien noch mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse der meisten Leser zu nehmen, so würden sie sich gewiß kein geringes Verdienst um dieselben erwerben, und einer ihrer sehnlichsten Wünsche, den Recensent hier in ihrem Nahmen vorzutragen sich erkühnet, erfüllet werden. Denn, einige wenige Aufsätze ausgenommen, scheint diese Zeitschrift bloß für Gelehrte von Profession bestimmt zu sein; welches aber in der Ankündigung nicht deutlich gesagt wurde: daher sie sehr viele Leser gefunden hat, welchen sie wenig Nutzen gewähren dürfte, wenn Recensent der Versicherung eines nicht unbeträchtlichen Theils derselben glauben darf. H. C.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1797, 10. November.

Musen-Almanach für das Jahr 1798. Herausgegeben von Schiller. Tübingen, bey J. G. Cotta: 318 S. in 8. Mit einem Titelkupfer. 1797.

Die größere Anzahl der Gedichte in dieser Sammlung ist von Göthe und Schiller. Von Göthe finden sich artige Gedichte, Romane, Lieder und eine allerliebst erzählte Legende in diesem Musen=Almanach. Besonders aber ist sein Gedicht: Der neue Pausias, welches diese Sammlung eröffnet, vortrefflich, und des ersten Platzes vorzüglich werth. Es ist ein Stück, über welchem der hohe Genius der edlen, griechischen Simplicität mit sichtbaren Kräften weht. Schillers vorzüglichere Arbeiten sind unstreitig die, welche S. 24. 221. und 299. stehen. Seine Ballade (S. 306 ff.) ist voll Härten im Reime und in der Sprache, und es würde uns nie eingefallen seyn, dieselbe für das Werk eines Schiller zu halten, wenn nicht sein Nahme darunder stände. So ist es auch (S. 137.) mit dem Reiterliede. In diesem Gedichte muß man Stellen lesen, die eines besseren Dichters sehr unwerth sind. Z. B.

Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen,
Er reitet entgegen dem Schicksal keck ꝛc.

Oder:

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loos,
Braucht's nicht mit Müh zu erstreben,
Der Fröhner, der sucht in der Erde Schoos,
Da meint er den Schatz zu erheben u. s. w.

Einen vorzüglichen Platz in dieser Sammlung nimmt die vortreffliche Fabel von Pfeffel (S. 148.) ein. Nebst dieser erscheinen in einem schönen Lichte die Gesänge: Phaeton (S. 287.) von Gries; die von Siegfried Schmidt; S. 30, 155. und 304.) das Meer (S. 141.) von Jögle, und ein Gedicht von Conz. Die anderen Herren und Damen haben eben nichts ganz Vorzügliches geliefert. Noch aber verdienen einige Gedichte von ungenannten Dichtern mit den Buchstaben F. B. E. und besonders R. bemerkt zu werden. Hier davon ein Par der kleineren derselben. S. 147.:

1797. **Die Urne und das Skelet.**

In das Grab hinein pflanzte der menschliche Grieche noch Leben,
Und du thöricht Geschlecht selbst in das Leben den Tod.

E.

S. 23.

Die Verwandelung.

Wie die Geschichte, zur Dichtung erhöht, im Gemählde bezaubert,
Also das Leben, so bald Liebe zur Fabel es macht.

R.

S. 104.

Psyche.

Psyche! Wer lös't das erhabene Räthsel von deiner Bestimmung?
Hier und im ganzen Olymp Amor der Freundliche nur.

R.

S. 214.

Das Herz.

Manches Geheimniß der großen Natur enträthselt der Weise,
Ohne die Liebe jedoch nimmer sein eigenes Herz.

R.

u. a. m. Die mit R. unterzeichneten Elegien (S. 204. ff.) sind wirklich schön, und berechtigen uns zu hohen Erwartungen in diesem Fache von diesem ungenannten Dichter.

Pr. Az.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1797, 8. December.

Weimar, Jena und Leipzig.

Unter Angabe dieser Oerter, „im eisernen Zeitalter der Humanität“ sind erschienen: Litterarische Spießruthen, oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii & Ramleri. 8. (12 gl.) Hier sind die Xenien selbst abgedruckt, und kurze Anmerkungen darunter gesetzt, die zum Theil satyrisch seyn sollen, statt dessen aber fade und häufig ungerecht sind, zum

Theil die Beziehung der Xenien angeben. Das letztere könnte die Schrift brauchbar für diejenigen machen, die, ohne Hülfe, die Xenien nicht verstehen, wenn nur die Deutungen immer richtig, und nicht manches ungedeutet gelassen wäre. Die Kunst zu lieben, von Manso, ist kein kleines Gedicht, wie es hier S. 16. heißt. Das 42. X. „an seinen Lobredner" geht schwerlich auf den Rec. des Hesperus, sondern auf die, die Manso gelobt haben. Nach S. 63. soll Kant mit dem vornehmen Ton die Briefe über die ästhetische Erziehung gemeint haben, da er doch seine Abhandlung über den vornehmen Ton bekanntlich gegen Schlosser schrieb. Das Ophiuchus auf die allg. d. Bibliothek gehe, ist nicht wahrscheinlich, da sie in dem literarischen Zodiakus schon als Bär vorkommt. Das Distichon: 1797.

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzers Cisterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus —

geht sicherlich nicht auf Blankenburg, sondern auf die Nachträge zum Sulzer, woran Bl. keinen Theil gehabt hat. Eben so wenig ist es wahrscheinlich, daß das Distichon:

Höre den Tadler! du kannst, was er noch vermißt, dir erwerben,
Jenes, was sich nie erwirbt, freue dich! gab die Natur —

auf Kant gehe; vielleicht ist Kosegarten gemeint. Warum ward zu Nr. 131. nicht bemerkt, daß es auf Nicolay zu Petersburg gehe? Bey dem 238 X. unter der Aufschrift: Etymologie, das augenscheinlich auf N. geht, steht: „Ετυμος, wahr. Wir lassen uns nicht gern die Wahrheit sagen." Was soll das hier? und warum nicht die Beziehung angegeben, da das doch des Herausgebers Absicht war. Das Distichon:

M * * *

Weil du doch alles beschreibst, so beschreib' uns zum guten Beschlusse
Auch die Maschine noch, Freund, die dich so fertig bedient —

soll nach S. 98 auf Meißner gehen; vermuthlich ist dieser mit Meiners verwechselt. Die Charade:

1797. Nichts als dein erstes fehlt dir, so wäre dein zweytes genießbar;
Aber dein Ganzes, mein Freund, ist ohne Salz und Geschmack —

soll auf Fülleborn oder Kosegarten gehn! Diese Lösung zeigt hinlänglich wie viel Beruf der Verf. zu seinen Anmerkungen hatte. — Angehängt ist Wielands Urtheil über Schillers Musenalmanach 1797. aus dem Merkur. Gibt es eine leichtere Art, Bücher zu machen und Geld zu verdienen? Man kann, si parva licet componere magnis, von den Xenien sagen, was diese von Kant sagen:

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

Mehr Werth hat eine unter der Angabe:

Deutschland

1797. herausgekommene Schrift. Aeakus, oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. Zum Besten eines Feldlazareths für Gelehrte herausgegeben von Johann Adolph Rebenstock. 8. (10 gl.) Zwar ist der Witz darin nicht sehr vorzüglich, und über Manches wird sehr einseitig und oberflächlich, auch sehr ungerecht geurtheilt; allein es kommt doch auch manches Wahre und Treffende vor, und die Schreibart ist nicht schlecht. Die Xenien werden hier übrigens mehr gerechtfertiget, als getadelt. Daß man der Schwächen eines großen Mannes in seiner Lebensbeschreibung nicht erwähnen solle, diese Behauptung, die hier Lessingen in den Mund gelegt wird, ist gar nicht in seinem Geiste; auch die Aeußerung gegen Nicolai seiner Gesinnung gegen diesen schwerlich angemessen. Ueber das Recensionswesen würden sich ohne Inkonsequenz die Xeniendichter nicht ganz so äußern können, als ihnen hier in den Mund gelegt wird; denn Schiller recensirt ja selbst. Auch ist das ganze Räsonnement darüber äusserst seicht und einseitig. Nichts gewinnt das Publikum durch recensirende Journale? Also die verschiedenen Ansichten einer und derselben Sache, die dadurch eröfnet werden, üben die

Denk- und Urtheilskraft nicht? Und wenn auch dieses die einzige Frucht davon wäre, wie sie es in der That bei weitem nicht ist, so würde dadurch der Nachtheil, der daraus entstehen kann, schon hinlänglich überwogen. Schlechte Urtheile werden freilich immer mit unter gefället, so wie schlechte Bücher geschrieben werden. Diese berichtige oder verspotte man, gieße aber nicht das Kind mit dem Bade aus. Lessing würde sich ganz anders über diesen Gegenstand geäußert haben. Und der Verf. des Aeakus urtheilt ja auch über die Literatur und literarische Gegenstände, und zwar auch anonymisch; macht denn die Form einen so großen Unterschied? 1797.

Unter der Angabe

Kochstädt

„zu finden in der Speisekammer," sind erschienen: Trogalien zur Verdauung der Xenien. 4 Bogen 8. (9 gl.) Mit einem satyrischen Titelkupfer. Sonst Distichen, wie die Xenien, wovon manche der letztern ziemlich glücklich parodiren, z. B.

Wiederholung.

Hundertmal hab' ichs gesagt und tausendmal werd ich's noch sagen:
Schlechte Verse sind schlecht, wenn sie auch G—e gemacht.

Ankündigung der Horen.

Alles beginnt mit Pralen der Deutsche; drum zieht ein Professor
Diesem deutschen Journal mit der Posaune voraus.

Außerdem finden sich unter dem Haufen ein Paar recht gute Epigrammen:

Selbstrecension.

Ehmals lobte das Werk den Meister; in unseren Tagen
Ist es anders, denn jetzt lobet der Meister das Werk.

Die Muse auf dem Titelkupfer des Almanachs.

Seht, wie bescheiden! sie rupft sich selber die Blätter vom Kranze.
O bemühe dich nicht, Dirne! sie fallen von selbst.

1797. Der größte Theil der übrigen aber ist fade, plump (gleich einem großen Theile der Xenien selbst) und voll Anspielungen auf das Privatleben der Xeniendichter. Wie sich der Verfasser auch gegen diese, als Dichter, zur Ungerechtigkeit hat verleiten lassen, davon mag ein Distichon über Göthen's vortrefliche Idylle, Alexis und Dora, zeugen:

Armer! Dich hat die Liebe bethört; denn haarklein erzählest
Du der Dora, was sie selber vor kurzem gethan.

Ohne Anzeige des Druckortes.

Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachelrosen, den Herren Göthe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien. 1797. 5 Bogen 8. (6 gl.) Der Verf. ist gerechter, als der vorige, nur gegen den Kapellmeister Reichard nicht ganz. Seine Parodien sind aber größtentheils nicht sonderlich witzig, und die Anmerkungen dienen gar nicht zur Erläuterung der Xenien. Von jenen mögen hier einige der besten stehen:

Die großen Köpfe, (Gegenstück zu den bornirten K. im Almanach.)

Viel, viel nützet ihr uns. Wir sehn in euch, wie im Spiegel,
Wie viel Großes der Mensch mit wie viel Kleinem vereint!

Fichte von Schiller gepriesen.

Ach! wie taucht er so tief! tief! tief! ruft Schiller: und Deutschland
Kömmt und staunet und ruft: „Käm er doch endlich ans Licht!"

Die angenommene Einladung.

Eure schwache Seite der Welt zu zeigen, ihr Lieben,
Habt ihr die Müh' uns erspart: Tragt ihr doch selbst sie zur Schau.

S. 68. behauptet der Verf., es sey wörtlich wahr, daß die kritischen Philosophen über den Menschenverstand spotten. — Von wem mag er sich das haben aufbinden lassen?

Manheim.

1797.

In der neuen Kunstverlags- und Buchhandlung: Dornenstücke, nebst einem Memento mori für die Verfasser der Xenien. 1797. Ohne die Vorrede 101 Seiten 12. (10 gl.) Der Verf. ersucht in der Vorrede die Kunstrichter sammt und sonders, von diesem Büchlein weiter keine Notiz zu nehmen, falls sie aber doch vi officii davon reden müssen, es bloß nach Namen und Alter in die literarischen Geburtslisten einzutragen. „Die „Herren im Tribunal, haben sich zu oft schon über Menschlich„keiten ertappen lassen. Man denke nur, wenn man nicht gleich „ein andres Beyspiel zur Hand hat, an das naive Geständniß „des ehrlichen Musäus: und wenn das geschah am grünen „Holz, was wird erst am dürren werden." Recens., der mit Musäus Schriften sonst ziemlich bekannt ist, weiß nicht, was der Verf. für ein Geständniß meinen mag; das aber weiß er wohl, daß der Verf. kein Recht hat, unbeurtheilt zu bleiben. Die Autoren können die Urtheile über ihre Schriften widerlegen, verdient oder unverdient, witzig oder unwitzig verspotten; aber sie ganz zu verbitten, das kann ihnen aus oft gesagten Gründen unmöglich eingeräumt werden. — Die erste Abtheilung der sogenannten Dornenstücke, enthält 7 Gedichte und einen Dialog; die zweyte Gegengeschenke. Der Verf. hat die Gabe, Wahrheiten gut und kräftig zu sagen. Hier sind einige Proben. In einem Gedichte, Lebensgenuß betitelt, heißt es:

— Liebe ist ein köstlich Ding, — mit Brot:
Doch ohne Brot? ich danke schön dafür!
Es läßt sich freylich von der Armuth Lob
Ein Bändchen schreiben, wenn man hübsch bequem
Im Armstuhl sitzt und satt gegessen hat:
Auch allenfalls um eine Flasche Wein
Von Hochheims Hügeln, oder einen Thee
Aus Rußland nur die Schelle ziehen darf;
Jedoch der Arme, der fünf Treppen hoch
Den Göttern näher als den Menschen wohnt,
Und unter beiden wenig Freunde hat,
Soll der die Kälte loben, wenn er starrt? ꝛc.

1797. Und hernach:

Dieß, Freund! ist das Geheimniß, froh zu seyn.
Erwirb dir einen eignen Heerd, ein Feld,
Ein Buch und einen Freund in Noth bewährt.
Such nicht bey Andern, was du in dir selbst
Viel leichter und viel besser finden kannst;
Iß gern dein Brot im Schweiß des Angesichts —
Dieß ist des Schöpfers Segen, nicht sein Fluch.
Schließ' einen ew'gen Frieden mit der Welt,
Besonders mit den Narren: aber sprich
Als Mann für Recht und Wahrheit, wo es frommt rc.

Auch schwingt er seine Geissel zuweilen kräftig über literarische Thorheiten. Wenn er sich nur Mühe gibt, gedrängter zu seyn, und auf die Versification mehr Sorgfalt wendet; so glauben wir, kann er in der juvenalischen Satyre dereinst etwas leisten. Dagegen ist Witz gar nicht die Region des Verf. und es ist fast unbegreiflich, wie ein Mann, der sich sonst von einer nicht ganz unvortheilhaften Seite zeigt, so viel leeres und fades Zeug hat können drucken lassen, als die zweyte Abtheilung enthält. Von einigen leidlichen Sinngedichten mögen hier folgende stehen, die wohl die besten seyn möchten:

Der Ersatz.

Warum, rief Bav, warum hat die Natur
Nicht Hörner, wie dem Widder, uns gegeben,
Die Kritiker gehn uns aufs Leben
Und lachen unsrer Bolzen nur,
Die freylich kaum die Haut verletzen.
Mein Kind, fällt ihm sein Weibchen hier
In's Wort — getrost! ich werde dir,
Was die Natur vergaß, ersetzen! —

An die Distichen.

So lärmt, damit an euch das Sprüchwort Wahrheit sey:
Bei wenig Wolle viel Geschrey.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1797, 13. December.

Litterarische Spießruthen, oder die hochadeligen und berüchtigten Xenien mit erläuternden Anmerkungen. Ad modum Min-Elii et Ramleri. 1797.

Ζευς ἔνδον.

Hetärengespräche Lucians.

Weimar, Jena und Leipzig, im eisernen Zeitalter der Humanität. S. 184 in 8.

Diese kleine Schrift ist eigentlich der Commentar zu den Xenien des 1796 ger Schillerischen Almanachs, der so viele Hände in Bewegung gesetzt hat. Jene hochberüchtigten Früchte eines sehr muthwilligen Witzes sind hier neuerdings abgedruckt, und was etwa Vielen dunkel seyn möchte, unten als Note oder Randglosse beygedruckt, vorzüglich die Nahmen der Verunglimpften. Angehängt ist Wielands Urtheil über Schillers Musenalmanach, das als decisiver Urtheilsspruch in dieser häßlichen Streitsache endlich einmahl angesehen, und das Ganze also als res judicata betrachtet werden sollte. Wem muß nicht längstens schon an diesem allseitigen Injurien-Gewechsel eckeln? Verdienten dergleichen borstige Köpfe mit ihren Weichselzöpfen (etwa Berenices Haar?) anders als mit eisernen Kämmen gestriegelt zu werden? H.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1797, 20. December.

Welche Fluth von Schriften die Xenien hervorgebracht haben, ist so bekannt, als dieses, daß der Wohlstand und die Sittlichkeit dabey oft bey Seite gesetzt worden sey. Von andern ist auch bereits die Menge der erschienenen Flugschriften aufgeführt und beurtheilt worden. Ohne uns in diesen Streit zu mischen, zeigen wir blos drey uns zugesandte Piecen an: Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachelrosen den Herren Göthe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien. Motto: Herr, wer ist's? 1797. Gedruckt auf schwere Kosten des Verfassers, auf 70 Octavs. Auf der einen Seite stehen mehrere Distichen der Xenien, auf der andern gegen-

1797. über, Parodien. Manchen wird man Salz und Witz nicht absprechen können. Diese kann man aber nicht verstehen, wenn man nicht das Gegenstück dabey liest. Allein Beyspiele von beyden herzusetzen, würde uns zu vielen Platz wegnehmen. —

Die andere Schrift hat den Titel: Trogalien zur Verdauung der Xenien. Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797. auf 82 Octavs. Manche Distichen mögen schwer zu verdauen seyn. Auch ein drolligtes Kupfer folgt mit. Das dritte Stück heißt:

Litterarische Spiesruthen oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri. Weimar, Jena und Leipzig, im eisernen Zeitalter der Humanität. 184 Octavs. schön gedruckt. Ein Anhang darzu: Wielands Urtheil über Schillers Musenalmanach aus dessen teutschen Merkur. Wen sie treffen, da mögen doch manche sehr stutzen: Andern mögen sie einige Unterhaltung verschaft haben.

Erlanger gelehrte Zeitungen, Erlangen, 1797, 26. December.

Vom deutschen Nationaltheater in Altona.

— Am 6ten Oktober: Kabale und Liebe. Für uns, und die wie wir denken und lieben, einer der erfreulichsten Spielabende. Schillers Trauerspiel und in so guten Händen! Freude machte es uns, daß die Direktion dem herrschenden und den ältern Kernstücken deutscher Kunst sich immer mehr abneigenden Geschmack zum Trotz, sie gern hervorsucht und giebt. Beinah mehr Freude aber, daß dieses Wagstück vor einem Altonaer Publikum so gut ein- und nach Wunsch ausschlug. — Am 13ten ward Kabale und Liebe vor einer zahlreichen Versammlung und bald nachher noch einmal wiederholt.

— Am 20ten Dezember: Die Räuber. Das Stück ward vortrefflich gegeben. Zur Ehre der Menschheit möchten wir es gern glauben, daß dieser Franz außer den Gränzen der Wahrheit läge, wenn wir die Menschheit in ihrer verworfensten Gestalt minder kennten. — Schade, daß dies so schön exekutirte Stück

nicht den gehofften Zulauf bewirkte. Schon bei der Wiederholung am folgenden Abend waren die Logen leer. 1797.

Annalen des Theaters, Berlin, 1797, 19. Heft, pag. 27, 29, 36, 37.

The Minister a Tragedy in Five Acts translated from the German of Schiller by M. G. Lewis. Esq. Author of the Monk. 1797. 220 S. Eine treue und wohlgerathene Uebersetzung von Schillers Cabale und Liebe.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1797, 60. Band, 2. Stück, pag. 349.

Auch über die Xenien.

An den Herausgeber.

Wie, mein Freund? Ohngeachtet die Xenien gerade Ihnen nichts zu Leide gethan haben, sind Sie doch auf die guten närrischen Dinger so übel zu sprechen? Können Sie denn den gastfreien Herren in Jena und Weimar zumuthen, daß sie sich in ihren lustigen Gelagen um solche Plattitüden, wie Zucht und Ehre und Sittlichkeit, hätten bekümmern sollen? Wie wenig haben Sie die ernsthaften Distichen in den beiden Musenalmanachen, wie wenig die philosophischen Aufsätze in den Horen beherzigt, da Sie daran ein Ärgerniß nehmen konnten! Wenn Sie alle die Subtilitäten, die Distinktionen, die Definitionen, die Antithesen, die Ihnen in jenen Meisterwerken, alles gebührenden Respekts ohngeachtet, mitunter wohl ein wenig langweilig oder lächerlich vorkommen mochten, besser studiret hätten, so würden Sie jetzt nicht das Hundertste in das Tausendste mengen, und mit Rüksichten, mit Gesezen, wohl gar mit Anmuth und Würde und was weiß ich allem angestiegen kommen wollen, wenn es den Herren beliebt hat, sich einmal einen rechten Spaß zu machen. Ich weiß wohl, es ist Ihnen gegangen, wie vielen andern: Sie

1797. haben die Trokenheiten und Dunkelheiten der Kantischen Philosophie, die für redliche Herzen und freie Geister mehr Reizendes als Abschrekendes haben, allererst in dem zierlich-pedantischen Jargon der Neokantianer wirklich ganz unverständlich und unausstehlich gefunden; vielleicht sind Sie gar, wie manche andre, auf den Verdacht gerathen, als suchten diese Herren gewisse Besorgnisse, die der derbe, freie Sinn verschiedener Lehren dieser Philosophie bei gewissen Leuten erregen konnte, für Gewisse unter diesen Gewissen aus dem Wege zu räumen; es schien Ihnen vielleicht, als wollten unsre deutschen Encyklopädisten gerade da anfangen, wo die fränzischen jezt gern aufhören möchten, und vielleicht verglichen Sie die vor unsern Augen sich entspinnenden Schicksale der Kantischen Lehre mit der Geschichte des Christenthums, als diese Religion, durch die Doctores subtilissimos des vierten Jahrhunderts von ihrem Freiheits- und Gleichheitsgeist gesäubert, den weltlichen Thron hinanstieg. Aber jezt wenigstens sollte Ihnen doch alles klar seyn. Alles, was Sie bis jetzt in dem poetischen oder prosaischen Vortrag dieses obersten Aufklärungsausschußes und seiner Kanzellisten nicht begriffen haben, das hieß eben nichts anderes, als: wir sind berechtigt, Xenien zu schreiben. Manchmal schon, wenn mir über dem Sachtrieb, dem Formtrieb, und hauptsächlich dem Spieltrieb, die Gedanken vergiengen, wenn ich, gerade indem ich recht klug werden wollte, gewahr wurde, daß mich alle diese artigen Sächelgen noch etwas dümmer machten, als ich von Natur bin, hatte mir ein solcher Sinn dunkel vorgeschwebt; manchmal schon, wenn ich dem Doktor am aufmerksamsten zuhörte, war es mir, als sähe ich den Hanswurst hinter ihm ein Gesicht schneiden. — Glükseliges Germanien! Vor dir verkrieche sich das alte Griechenland, denn du gebiehrst deinen Sokrates und deinen Aristophanes, deinen Weisen und deinen Lustigmacher, in einen und denselben Personen.

Aber ich merke es schon, Sie sind noch nicht bekehrt; Sie beharren hartnäkig darauf, auch einen Gang für die Sache der beleidigten Humanität zu thun; Ihre unglükliche Kühnheit verleitet Sie, selbst den Distichen zu trozzen, die über's Jahr vielleicht auf Sie und Ihr Journal herabregnen werden: gewürzt mit spanischem Pfeffer, oder mit Assa fötida auch wohl sehr ungewürzt, aber doch immer so losgebunden von manchen Gesetzen,

die andern ehrlichen Leuten heilig sind, daß ehrlichen Leuten 1797.
wohl davor bang seyn kann?

Nun, so sei es! Ich habe Sie gewarnt, jezt will ich unter Ihrem Panier in den Kampf treten. Die Humanität, für welche wir streiten, sei uns hold und gewärtig: dann können selbst Distichen von uns abprallen. Vor allen Dingen müssen wir die Stärke und Schwäche unsers Gegenparts recht zu schäzen wissen: eine Operation, welche die Herren mit sich selbst vorzunehmen versäumt haben, und dadurch leicht in den Fall gewisser andrer Halbgötter kommen könnten, von denen ein gereimter Distichus sagt:

Singe, Muse, den Fall der meschanten Giganten,
Die sich vor lauter Hochmuth selbst endlich nicht erkannten.

Zuerst also die Stärke dieser schlimmen Wirthe: sie ist Genie und Muthwillen. Ihre Schwäche ist Eitelkeit, so kindische, so lächerliche, so reizbare Eitelkeit, als bei irgend einem mittelmäßigen Schriftsteller, bei irgend einer schönen Dame, nur gefunden werden kann. Dies alles, wohl durch einander gerüttelt, und endlich von Nicolai*) in Gährung gebracht, hat Xenien gegeben. Man hatte bey den Horen in manchem Betracht eine lächerliche Rolle gespielt; man hatte sich indessen lange Zeit über die Beschuldigungen der Marktschreierei, der Lotteriekünste, der Affektation, der Geschraubtheit, der Leerheit, des Mangels an Auswahl, und da man deren so fähig war, des Mangels an ernster Achtung für das Publikum und für sich selbst, erhaben geglaubt, bis endlich Nicolai mit der Thüre in's Haus fiel, den Nagel tüchtig auf den Kopf traf, dabei aber freilich selbst manche Blösse gab. Jezt bewegten sich die göttlichen Pflegväter der Horen in ihren hohen Wolken, sie machten ihre Zurichtungen und stiegen hernieder — als muthwillige Buben, die links und rechts mit Koth um sich warfen, hier einem Narren eine komische Fraze schnitten, dort redlichen Leuten Hasenschwänzchen anhiengen, und sich über alle die Rüksichten hinwegsezten, welche sonst als sittliche Gränzen des Wizes gelten. Da gieng es über einen jeden her, der sich je mit Worten, Werken oder Thaten an den Horen,

*) Siehe dessen: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, Berlin und Stettin, 1796, 9. Band, pag. 239—290.

1797. oder an ihren Vortänzern, versündigt hatte; ja man mochte sich vielleicht auch nur mit Privaturtheilen nicht recht vorsichtig benommen haben, so sollte man jezt seine Portion Ärger zu verschlucken bekommen.

Es war im Grunde poßierlich, weil man in den Horen das Publikum zuweilen ennüyirt hatte, sich dafür rächen zu wollen, indem man auf einmal so überamüsant wurde, und ich traute Göthen wohl zu, daß er sich den ganzen Anschlag, samt allen den kleinen Rükständen von Autorsrache, die sein Waffenbruder bei der Gelegenheit abtragen wollte, mit von dieser lustigen Seite gedacht hätte. Überhaupt weiß ich nicht, warum mich das Schuz- und Truzbündniß zwischen diesen beiden Leuten manchmal an Mephistopheles und Faust erinnert. Göthe fühlt auf seinem Haupte den unvergänglichen Dichterkranz, indeß Schiller, bei allen seinen Vortreflichkeiten, das Schiksal nun wohl dahin hat, in seiner Poesie von Gedanken, in seiner Prosa von Bildern und Blumen zu strozen.

Aber, als Götter in den Wolken, oder als Buben auf den Straßen, immer ist Ausschließlichkeit, Herrschsucht und die Art von Verachtung Andrer, welche die Verächter selbst vor der Sittlichkeit und Humanität herbwürdigt, der traurige Charakter dieser Herren. Damit noch nicht zufrieden, daß die grosse Ueberlegenheit ihres Genies und Talents sie von selbst privilegiren würde, wollen sie den Freibrief, denn ihnen die Natur gab, auf alle ihre Schwächen und Unarten ausdehnen. Der vorzügliche Geist übt seine Herrschaft aus, indem er würkt, er unterwirft sich die Köpfe, indem er sich der Dinge bemächtigt. An das Gesez dieser Identität ist sein Reich gebunden; schweist er darüber hinaus, so theilt er mit allen Dunsen und Geken die Lächerlichkeiten des Dünkels und der Eitelkeit.

Ich kann einen wichtigen nationellen Unterschied nicht unbemerkt lassen, den uns Deutschland und Frankreich in der Geschichte ihrer litterarischen Universalmonarchie darbieten. Die französischen Schriftsteller, deren Ehrgeiz, mit vorzüglichen Talenten vereinigt, sie verleitete nach Alleinherrschaft zu streben, erkannten eine Norm des Nationalgeschmacks, nach welcher sie sich unablässig fügten und schmiegten, gleichwie in einer freien, das heißt, gesezlichen Verfassung der politische Ehrgeiz dem öffentlichen Geist, den er lenken will, schmeicheln und sich unterwerfen muß. Die Männer

von Genie, welche in unsrer Gelehrtenrepublik die Tirannei affektiren, behandeln hingegen das Publikum, wie der grosse Lama seine Gläubigen, oder wie Kaligula das römische Volk: sie tischen ihm, wenn es ihnen einfällt, ihre Extremente*) auf, oder fordern von ihm für vierfüssige Protege's**) die Ehre des Consulats. Aber spüren sie endlich einen gewissen Grad von Misvergnügen bei ihren Unterthanen, so werden Xenien unter diese geworfen, wie Iwan Wassiliewitsch sich zuweilen den gnädigen Spaß machte, wilde Bären auf den Strassen seiner Residenz loszulassen. 1797.

Nicolai soll, fordern sie, Lessings Namen nicht nennen. Aber wahrlich, ihnen geziemt es noch weniger, den Namen dieses immer thätigen, mit seinen Gedanken immer voranschreitenden, und seinen Zeitgenossen immer voranhelfenden Kopfes auszusprechen, der die Gränzen der Menschheit in seinem eignen Geiste nie hinter vornehmer Trägheit und übermüthiger Geringschäzung seines Publikums zu verbergen suchte, der sicherlich mit der Weisheit seines Jahrzehends nie so geziert, steif, fantastisch, oder orakelmässig und priesterartig umgegangen wäre, der sich nie zu litterarischen Fehden rüstete, nie gegen Heuchelei, Dummheit, oder Wahn die Geissel schwang, um blos seine beleidigte Suprematie zu rächen, oder sich den Küzel eines frevelhaften Muthwillens zu vertreiben, den man vielmehr gern gereizt, gern herausgefordert sah, weil jeder Streich, den er seinen Gegnern beibrachte, mit irgend einem Triumf der Wissenschaft, der Wahrheit, der Aufklärung, verbunden war.

Es ist zu befürchten, daß mit der Erscheinung dieser Xenien sich die Pforte zu dauernden und grossen Skandalen unsrer Litteratur geöffnet haben wird. So manche mittelmässige oder elende Skribenten werden es den Männern, die sich nie auf diese Weise mit ihnen hätten abgeben sollen, an sansculottischer Frechheit wettzumachen suchen. Diese aber werden — den Wein austrinken müssen, den sie gezapft haben; sie werden ihn bis an die lezten Hefen des schaalen oder unschiklichen Wizes, des bübischen Muthwillens, des rüksichtlosen Übermuths, austrinken müssen, und es schiene fast, als wollte ein unerbittliches Schiksal auch noch mit diesen Trübsalen die Zerrüttung des Zeitalters vollenden, das von der in Deutschland emporkommenden, ernsten, männlichen, gründlichen, vorsichtigkühnen Philosophie

1797. Rettung und Heil zu erwarten, berechtigt war, das aber aus den pedantischen oder fantastischen Spielereien, die mit dieser Philosophie getrieben wurden, freilich schon längst eine robespierrische Wortherrschaft sich entspinnen sah, zu welcher dies tolle Xenienwesen einen mächtigen Fortschritt machen kann.

Di meliora piis!

*) Siehe passim die Horen und die zwei Schillerschen Almanachs. Wo die beiden Lamas ihren Auswurf vermischt haben, um dem Volke das rührende Schauspiel ihrer Zweieinigkeit zu geben, da läßt er sich meistentheils ohne Mühe wieder absondern, indem bei dem einen der Abgang immer sehr leicht ist, der andre aber bisweilen an Hartgeistigkeit laborirt. Wir bitten für die Metapher um Verzeihung; es ist nicht etwa das böse Beispiel, was uns verleitet hat, sondern wir halten sie wirklich für erläuternd.

**) Siehe unter andern in den Horen die herzbrechenden Lieder die Theon mit seiner Theano wechselt: die Unschuld und Frömmigkeit dieser guten Kinder versühnt wirklich mehr als zu sehr die Katullische Leichtfertigkeit gewisser Elegien. Siehe auch den unaussprechlichen hohen Liebhaber einer Agnes von Lilien, der so ganz als deutscher Michel seine Tasse Kaffee nachdenklich bei'm Pastor ausschlürft, und dessen Adresse Baron von Nordheim ist. Auch in den Xenien findet man Beispiele, daß die Herren mit dem Geschmeisse, das sie nur leckt und nie sticht, (S. den letzten Schillerschen Almanach, S. 259.) gar säuberlich umgehen, und mit ihrem Wedel Zeichen der Gnade austheilen. Sapienti sat; denn wenn wir diese Beispiele hier nahmhaft machten, würden wir wirklich dem bösen Exempel zu viel Gewalt einräumen.

Humaniora *), (ohne Verlagsort) 1797, 2. Band, pag. 477—486.

Bemerkungen über des Hrn. Geheimen Raths von Göthe Bemühungen, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen.

Die Verfasser der berühmten Xenien, in Herrn Schillers hochberühmten Musen-almanache, nennen diejenigen, welche sich die unverdankte Mühe geben, unsere Sprache reinigen und ausbilden zu helfen, Puristen, Kleiderbürster, Waschfrauen und Pedanten. Diese Benennungen könnten, in ungebundener

*) Herausgeber: P. Usteri.

Rede und von Andern ertheilt, ein wenig unfreundlich und fast hart klingen: allein in der höhern Sprache der Musen, und in dem Munde der Verfasser jener Xenien sind sie weiter nichts, als — ein höflicher Scherz. Denn andere, und zwar sehr verdiente und würdige deutsche Gelehrte, werden von eben diesen Herren — Ochsen und Esel genannt, und auch das nur — im Spaß. 1797.

Alles war nur ein Spiel.

Jeder Stand und jede Berufsart haben ja ihre eigene Sprache, die von der Sprache anderer Stände und Berufsarten, in einzelnen Fällen, oft himmelweit verschieden ist: wie kann der bürgerliche und prosaische Mensch wissen, was die Wörter Ochs und Esel in den höhern Kreisen der Höfe und am Parnasse bedeuten mögen?

Was besonders unsern Glauben, daß die Benennungen Purist u. s. w. in diesem Musen-almanache keine schimpfende, sondern vielmehr eine schmeichelhafte Bedeutung haben müssen, bis zur Zuversicht erhebt, ist die Bemerkung, daß der Herr Geheime Rath von Göthe — der doch gewiß kein Kleiderbürster, kein Waschweib und kein Pedant im gewöhnlichen prosaischen Sinne dieser Wörter ist, und dem, wäre er es auch, sein Freund Schiller es gewiß nicht so vor allen Leuten würde ins Angesicht sagen, oder sagen laßen — sich in seinen neuesten Schriften sichtbar und rühmlich beeifert, unserer Sprache, so weit seine Kenntniß derselben reicht, gerade ebendenselben Dienst zu leisten, um dessentwillen jene Sprachforscher mit jenen Benennungen belegt werden. Denn

1. liegt er, oft kühn und glücklich genug, dem Geschäfte der Verdeutschung selber ob, und bildet, statt der, unserer Sprache aufgebürdeten fremden Wörter, neue deutsche, oder hilft gute altdeutsche Wörter, die das nämliche sagen, aus ihrer unverdienten Vergessenheit ans Licht zu ziehen;

2. beehrt er manche, von Anderen vorgeschlagene Verdeutschung mit seinem Beifalle, und vergönnt ihr einen Platz in seinen unsterblichen Schriften;

1797.

3. bildet er, ohne Bedenken, neue, oft recht kecke Ausdrücke für solche Begriffe und Empfindungen, die ihm noch keinen recht passenden Ausdruck, wie in unserer Sprache, so in andern, zu haben scheinen;

4. bereichert er zu eben diesem Behuf unsere Schriftsprache mit Ausdrücken, die er aus den landschaftlichen und gemeinen Sprech-arten entlehnt; und endlich

5. geht er noch einen starken Schritt — ich möchte sagen, einen Riesenschritt — weiter, als die von dem Xenienschreiber sogenannten Waschfrauen und Pedanten; denn er bietet dem Sprachgebrauche, nicht bloß, wie jene, da, wo Vernunft und Sprach-ähnlichkeit wider denselben sind, sondern auch sogar da, wo dieser die Vernunft und die Sprach-ähnlichkeit auf seiner Seite hat, kühnlich Trotz, und ändert ihn nach Willkühr.

Hier sind einige Beläge zu diesen Bemerkungen, größtentheils aus einem einzigen Werke des Herrn Geheimen Raths aus Wilhelm Meister, ausgehoben:

1. Beispiele von eigenen Verdeutschungen:*)

Lasten, für appüyiren. „Sie declamirte nicht übel, allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeclamation war, die auf einzelnen Stellen lastete, und die Empfindungen des Ganzen nicht ausdruckte.“

Markten, für marchandiren. „In dem Wirthshause fing er gleich zu markten und zu quengeln an,“ indem er nämlich den Preis von dem und jenem zu hoch fand.

Schwankfüßig, für chancelant. „Der schwankfüßige Domherr.“

Ueberspringend, für alternirend. „Ein überspringendes Fieber.“

Untergelegte Pferde, für Relaispferde. „Der Stallmeister ließ die untergelegten Pferde vorführen.“

Ausweiten, für extendiren. „Es scheint mir kein Vortheil zu sein, daß wir unser Theater gleichsam zu einem unendlichen Naturschauplatze ausgeweitet haben.“

Beiwesen, für Accessoria. „Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daseins verschafft haben, wer sich, wenn ich mich so ausdrucken darf, von allem Beiwesen der Menschheit, von Jugend auf, reichlich umgeben findet, u. s. w." 1797.

Mitgebohrne, für aequales oder Coätanei. „Die Liebe der Mitgebohrnen." Allein darunter könnte man wol eher Zwillinge verstehen. Wielands Altersgenoß scheint passender zu sein.

Strengling, für Rigorist. „Der Strengling und der Frömmling (Pietist)."

Folger, für Successor:

„Mißgünstig sieht er jedes Edeln Sohn
Als seines Reiches Folger an."

2. Beispiele von angenommenen Verdeutschungen, die Andere in Vorschlag gebracht haben:

Ehrpunkt, für Point d'honneur. „Ist es nicht das Nämliche mit allen Ehrenpunkten? fragte Wilhelm." S. meine Preisschrift, wo ich dieses Wort in Vorschlag brachte.

Selbstigkeit, für Egoismus, und selbstisch für egoistisch. „Dabei war seine Selbstigkeit äußerst beleidigt." „Sind wir Männer denn so selbstisch gebohren?" Beide scheinen mir aber den Begriff, den sie bezeichnen sollen, nicht darzubieten, und das letzte ist unausstehlich hart. Man sehe andere, von mir theils vorgeschlagene, theils gesammelte Ausdrücke dafür, in der Preisschrift und dem dazu gehörigen Nachtrage.

Säulengang, für Colonade. „Die ihr Gewissen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und (ihren) Haß vor einem Säulengange nicht ablegen." S. m. Preisschrift.

Ergebung, für Resignation. „Ich übernahm den Auftrag mit Ergebung."

Gespannen, für Cameraden, und Gespannschaft für Cameradschaft, kommen mehrmahl vor.

1797. Eingehen, für entriren. „Sie wußte in seine Ideen so lange als möglich einzugehen.“

3. Beispiele von neugebildeten Wörtern, welche zur Absicht haben, Begriffe und Empfindungen, jene bestimmter, diese lebhafter zu bezeichnen:

Anfühlen. „Wenn wir allein waren, wenn ich ihm die Rechnungen durchsehen half, dann konnte ich ihm recht anfühlen, wie glücklich er war.“

Anempfinderinn. „Sie war, was ich mit Einem Worte eine Anempfinderinn nennen möchte. Sie wußte einem Freunde, um dessen Achtung ihr zu thun war, mit besonderer Aufmerksamkeit zu schmeicheln, in seine Ideen so lange als möglich einzugehen; sobald sie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Extase (Entzücken) eine solche neue Erscheinung aufzunehmen.“

Buntheit. „Wie alles durch Einfärbigkeit (Einfarbigkeit) und Buntheit bestimmt, so und nicht anders erschien.“

Gewichtig.
„Aber der schöne Geist trägt das Gewichtige leicht.“

Grauerlich. „Grauerlich waren die alten Thürme und Höfe.“

Halt (der), 1. Für etwas, woran man sich halten kann: „Bei dem Todten (Hamlets Vater) ist keine Hülfe, und an der Lebendigen (Hamlets Mutter) kein Halt.“ 2. Für Haltung: „Gesetze, die dem Leben einen gewissen Halt geben.“

Halbheiten. „Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist das Französische eine treffliche Sprache.“ Und doch sollen diese Halbheiten und Lügen unserer ehrlichen deutschen Sprache, der sie ein Gräuel sind, mit aller Gewalt aufgedrungen werden! Aber unter des Hrn. v. Göthe mächtigem Schutze, wollen wir, so lange Athem in uns ist, fortfahren, uns männlich dagegen zu stemmen.

Mannweiblichkeit, für männliche Weiblichkeit, oder ein Gemisch von Männlichkeit und Weiblichkeit.

Pispern. „Es ist Nacht, man liegt im Bette, es raschelt, man schaudert, die Thüre thut sich auf, man erkennt ein liebes pisperndes Stimmchen ꝛc.“ 1797.

Schrillen. „Wenn der klingende Ton der Grillen durch die feierliche Stille schrillt.“ Ein schönes Klangwort!

Klauen, für: mit Klauen kratzen:

„Denn sie warf sich über ihn her, zerbiß und zerkratzt' ihm
Mit Nägeln das Fell, und klaut' und zerrt' ihn gewaltig.“

Krammen, für, mit krummgemachten Klauen kratzen:

„Sie bissen und krammten gräulich auf ihn.“

Schwerlöthig. „Der schwerlöthige Krieger,“ d. i. Goliath.

Einbildisch. „Er werde überall sehr distinguirt (ausgezeichnet), und das mache ihn einbildisch.“

Angebäude, für, etwas angebautes. Die neuen Angebäude.

Allheit und Leerheit. „Diese Allheit und Leerheit, diese rechtliche Schurkerei.“ Man könnte eine gewisse Sprache gewisser Schriftsteller, die aus allen andern, todten und lebenden Sprachen etwas borgen, und mit vieldeutigen, mithin unbestimmten Ausdrücken spielen, mit diesen neugebildeten Wörtern bezeichnen: „Diese Allheit und Leerheit, diese sinnreiche Sinnlosigkeit!“

4. Beispiele von Sprachbereicherungen aus den gemeinen Sprech-arten:

Beschlabbern:

„Im faulen Heu gebettet,
Fand ich die garstige Brut, und über und über beschlabbert
Bis an die Ohren mit Koth.“

Gewähren lassen. „Wilhelm ließ sie gewähren.“ „Der ihn denn auch, seine eigene Unzulänglichkeit fühlend, zuletzt gewähren ließ.“

1797. Es macht sich. „Es macht sich viel," d. i. es geschieht viel, es kommt viel zu Stande. „Wenn Du einen Schwager haben willst, wie sichs doch früh oder später macht," d. i. wie es doch früh oder später der Fall sein wird.

Quengeln. „Er fing an zu quengeln."

Tätscheln. „Sie glaubten mich wundersam zu unterhalten, wenn sie an mir herumtätschelten."

5. Beispiele von kühnen Verletzungen des Sprachgebrauchs, sogar in solchen Fällen, wo dieser Vernunft und Sprach-ähnlichkeit für sich hat. Aus vielen dismahl nur folgende:

Helfen, mit dem vierten Falle: „Was hilfts Dich, der Beste zu sein?"

Sich etwas lieben, für, etwas lieben: „Er liebt sich die Speise." „Der edle König, er liebt sich ganz besonders Leute, die u. s. w."

Erzeugen, für, erzeigen. „Vielen Dank erzeugt er mir da."

Die Breter, für, die Bretter. „Dir sind die Breter nichts als Breter, und die Rollen, was einem Schulknaben sein Pensum ist."

Einem einen leidenschaftlichen Vorzug geben, für: ihm leidenschaftlich oder mit Leidenschaft den Vorzug geben. „Daß aber Jarno den Ungeheuern der englischen Bühne einen leidenschaftlichen Vorzug gab."

Fürtrefflich, für, vortrefflich; sehr oft.

Ich unterhielte, für ich unterhielt. „Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielte."

Auf gerade wohl, für, aufs Geradewohl. „Gern hätte ich auf gerade wohl hingelebt."

Abwiegen, für, abwägen. „Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen."

Vor, statt: für. „Nie ist etwas vor oder gegen diese Dinge geredet."

Eigenste, für, eigene. „Was Sie mir zu sagen haben, ist für mich von so großer Wichtigkeit, daß ich es in Ihrer eigensten Sprache zu hören wünsche.“ Er hat diesen unerhörten Superlativ oft gebraucht. Dieser scheint aber mit einzigst in Eine Klasse zu gehören. 1797.

Nothdürftig, f., nothwendig. „Eben so wollte er auch bei Instrumentalmusiken die Orchester so viel als möglich versteckt haben, weil man durch die mechanischen Bemühungen, und durch die nothdürftigen, immer seltsamen Geberden der Spieler so sehr zerstreut und verwirrt werde.“

Vermuthlich denkt der Verfasser der Xenien über den Sprachgebrauch, wie der Herr G. R. von Göthe. Er schwung sich daher, wie dieser, kühn über denselben empor und sagte:

Ochs und Esel, für — verdienter Mann; Purist, Kleiderbürster, Waschfrau und Pedant, für — Leute, die, wie der Hr. G. R. von Göthe, unsere Sprache nach Vermögen zu reinigen, zu bereichern und auszubilden beflissen sind.

*) Möglich indeß, daß eins oder das andere dieser Wörter in die folgende zweite oder vierte Klasse gehört.

C.*)

Doppelverse (Distichen),

ein Gegengeschenk für die Verfasser der Xenien in Schillers Musen-almanache.

Die Sprachfreunde.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federgen an?

D. Verf. d. Xenien.

*) Joachim Heinrich Campe.

1797.

Mit Erlaubniß!

Euro Gnaden vergönnen, daß wir bürsten Hoch-Ihnen
Auch ein Federgen ab; sehn Sie, *Federchen* heißt's!

Die Sprachfreunde.

Vergebliche Arbeit.

Aber wir bürsten umsonst; denn alles an dir ist Feder:
Weil du als Phönix dir selbst, Andern als Gimpel*) erscheinst.

Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern
Nun so sag' uns doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht?

D. Verf. der Xenien.

Antwort.

Gib, auf meine Gefahr, ihm deinen eigenen Namen;
Trifft er nicht jegliche Art, Eine trifft er gewiß.

Der Sprachreiniger.

Alfanzer.

Spöttisch nennt ihr *Puristen* die, welche sorglich euch bürsten;
Wißt ihr Herren denn auch, wie euch der Bürstende nennt?
Weil ihr menget die Sprachen, besudelnd das Deutsche durch Fremdes,
Nennt er — zwar altdeutsch, doch rein — nennt er *Alfanzer***) euch.

Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teuts säubert mit Lauge und Sand.

D. Verf. der Xenien.

Erläuterung.

Seid ihr rechtliche Männer, so habt ihr nichts zu befahren;
Diesen zeiget man nur, selbst sich zu waschen, den Quell.

Seid ihr aber von jenen, „die über und über beschlabbert 1797.
Bis an die Ohren mit Koth, liegen auf faulendem Heu:"***)
Dann vermeidet den Ort; denn solcher wartet die Lauge,
Wartet der reibende Sand, wartet der striegelnde Kamm!
Die Wasch-anstalt am Eridanus.

An die Zuschauer:

Gebet, ihr Herren und Frauen, nur Acht, von wannen Geschrei kommt;
Da ist der Knabe, den's schmerzt; hüben, wo's still bleibt, der Mann.
Ebendieselbe.

Abschied.

Nimm es nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird; verlangst du
Das Vergnügen umsonst, Anderer Necker zu sein?
Alles war nur ein Spiel; Gottlob! Du bist ja noch munter.
Hier ist dein Bogen zurück, hier der geliehene Pfeil.

---

*) Gimpel oder Dompfaff, der kunstreichste Sänger unter den Vögeln.
**) Von al, fremd, und fanzen, reden.
***) S. die Familie der Meerkatzen in Göthens Reineke der Fuchs.

Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden, Braunschweig, 1797, 3. Band, 7. Stück, pag. 168—182.

Friedrich Schillers Geisterseher aus den Memoirs des Grafen von O. Zweyter Theil. Von X. Y. Z. Straßburg, bey Grünfeld. 1796. 340 S. 8. 1 Rthl.

So ein mißliches Unternehmen es an sich ist, die unvollendete Arbeit eines andern und vorzüglich die Arbeit eines so geistreichen Schriftstellers, wie H. Schiller ist, vollenden zu wollen, so müssen wir doch gestehen, daß die vor uns liegende

1797. Fortsetzung des Geistersehers wenigstens nicht unter die ganz verunglückten Unternehmungen der Art gehört. Dem ungenannten Verfasser gebührt von der billigen Kritik gewiß mit allem Rechte das Lob, daß er sich in den Plan seines Vorgängers sehr gut zu versetzen gewußt, die Eigenthümlichkeiten der Charaktere aufmerksam studirt, und selbst den Ton und die Manier der Darstellung zu der seinigen zu machen versucht hat, und wir glauben daher, daß er wenigstens von den Herren mit den Kennermienen, die das Gemälde ohne verkleinernde und gefärbte Lorgnetten betrachten, nicht viel zu fürchten haben wird. Ob er übrigens den Faden eben so gut abspinnen wird, die Geschichte auf eine natürliche und befriedigende Art zu lösen, das ist eine Frage, zu deren Beantwortung in dem vor uns liegenden Theile noch wenige oder vielmehr gar keine Anstalten gemacht sind. Der Prinz sieht sich im Gegentheil je länger je mehr verstrickt, wird nebst dem Armenier und Biondello zuletzt der Staatsinquisition überantwortet und die Verwickelung von allen Seiten eine bedenkliche: denn der Zweck des Armeniers geht auf nichts geringeres, als das stolze Venedig dem Prinzen, der die catholische Religion angenommen hat, zu unterwerfen. Hoffentlich wird der folgende Theil die mannichfaltigen Geheimnisse, in die noch für itzt alles gehüllt ist, entziffern, und anstatt Nebel auf Nebel zu häufen, den ohnehin schon allzudichten und schweren zu zerstreuen.

Eg.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1797, 29. Band, 2. Stück, pag. 320—321.

Musenalmanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. Neustrelitz, bey Michaelis. 264 S. in Duodez. Mit Apollo's Brustbilde, gestochen von Bolt, und artig verziertem Umschlage. Lateinische Lettern. 1 Rthl. Velinpapier 1 Rthl. 12 gl.

Nicht ohne Grund sah man der Erscheinung dieses jüngsten unsrer Musenalmanache mit Neugier entgegen, und wenn die eigensinnige Presse ihn am spätesten entließ: so wartete seiner

ein desto schmeichelhafterer Empfang im kritisirenden Publiko, 1797.
das, wie bekannt, immer zahlreicher wird, und dem genießenden würklich zu Kopfe wächst. Kaum nämlich war die Blumenlese zum Vorschein gekommen, als Zeitungen und Zeitschriften sie aufs wärmste empfahlen, und sogleich mehr als ein Commentator sich einfand, der mit Erläuterung jeder Art, Lesern, die ihrem eignen Geschmack nicht so recht trauten, ins Reine zu helfen suchte. Da dergleichen Zeitblätter durch Aller Hände gegangen sind, und einer das Ganze unserer Literatur umfassenden Bibliothek nicht so viel Spielraum vergönnt ist, als Monatsschriften, die bey einzelnen Erscheinungen nach Herzenslust verweilen dürfen: so glaubt Rec. dahin sich einschränken zu müssen, daß er auf besagte Journale verweist, und nur mit ein Paar Notizen die Namen derjenigen begleitet, denen die Lesewelt eine so gut besetzte Tafel zu danken hat.

Wie billig öffnete der Herausgeber auch seine Brieftasche. Zwey Dutzend, bald kürzere, bald längere Stücke, sind die Ausbeute davon; und größtentheils so gehaltreich, daß unter den Beyträgen Andrer ihnen ein vorzüglicher Platz gebührt. Bey vielen gab es die Schwierigkeit des Reims zu überwinden, der am Ende doch damit lohnte, daß er die Ergiessungen des Dichters oft eindrücklicher macht, als diesem bey reimfreyen Produkten es glückt; wo bey allem seinen Bestreben das Herz zu rühren, der Kopf dennoch mehr Nahrung denn Jenes davon trägt. Mit nichts schicklicherm ohne Zweifel konnte der Almanach anheben, als mit den fünf die Macht des Gesanges feyernden Stanzen. Was indeß für ein Gespenst, Dämon, oder andre Erscheinung, dem Dichter bey Fertigung der zweyten, mit Ausnahme einer Kleinigkeit trefflich versificirten vorschwebte, muß Rec. gestehn, bis diesen Augenblick nicht errathen zu können.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,

1797.

Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

Von gewiß desto allgemeinerer Würkung die letzte Strophe:

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach banger Trennung bittrem Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

wo die drey hintereinander schallenden seinen dem Ohr jedoch etwas lästig werden. — Ganz der Überschrift treu, und voll schönen Stellen ist das nicht kurze Gedicht, wo Hr. S. dem Verschwinden seiner Jugend-Ideale nachklagt. Eben das läßt sich von der Würde der Frauen rühmen, einem noch längern Stücke, wo sanfte Weiblichkeit gegen Männertrotz auftritt, und da, wie natürlich, sehr zu ihrem Vortheil sich ausnimmt. Die ungleich hüpfendere Versart, worin die Sache des schönen Geschlechts verfochten wird, und zu oft wieder kommt, dürfte manchen Leser ermüden; den Umstand ungerechnet, daß durch das Ganze wohl eben so viel philosophische Aussprüche, als poetische Blumen verstreut sind. — Am wenigsten blickt die Kunst des Dichters aus dem Pegasus in der Dienstbarkeit hervor: einer sechs Seiten langen Fabel, wo der arme Hippogryph die unwürdigste Behandlung sich muß gefallen lassen, ehe unter der Faust eines lustigen Dichtergesellen das edle Thier für seine Kräfte Bahn findet. Zu ein paar Dutzend Zeilen gab der Einfall allerdings Stoff her; durch die übrigen hat Hr. S. von weiter nichts, als seiner Geschicklichkeit, wohlklingend zu amplificiren, eine Probe gegeben.

Außer einer, dem Almanach besonders angehängten Sammlung von Gedichtchen, hat Göthe deren noch sieben zu dem Blumenkranz selbst aus seiner Schreibtafel beygesteuert. Sie

empfehlen sich insgesamt durch die Leichtigkeit, womit dieser glück- 1797.
liche Kopf auch dem unbedeutendsten Gegenstand irgend etwas neues, schalkhaftes, anziehendes abzufragen, und mit der scheinbarsten Unbefangenheit aufs Papier zu werfen versteht. Wie sinnhaltig indeß, melodisch, und von der bequemsten Moral, die sich denken läßt, ist z. B. das zweyte der von ihm so benannten Kophtischen Liedchen:

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger seyn.
Auf des Lebens großer Wage
Steht die Zunge selten ein.
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Ambos oder Hammer seyn.

— Einen Nebenkranz ganz eignen Dufts erhielt der Almanach durch hundert und drey Gedichtchen, die unter dem Titel: Epigramme, Venedig 1790, in besonderer Abtheilung fortrollen, und wie schon oben gesagt, insgesamt den Herrn von Göthe zum Verfasser haben. Lauter kleine Stücke, aus Hexametern und Pentametern, oft zwey Zeilen nur, selten über ein halbes Dutzend. Das hinter der Aufschrift stehende Motto: Hominem pagina nostra sapit, bewährt sich die ganze Centurie durch. Der Mensch nämlich mit allen seinen Begierden, Launen, Ungleichheiten, Inconsequenzen; und weil nichts, als dergleichen, am Ende doch anekeln würde, das Ganze durch Localfarben aufgefrischt, die für den, der aus eigner Ansicht das sonderbare Venedig kennt, doppelt anziehend seyn müssen. Wie mahlerisch gleich das achte Gedichtchen, für jeden, der sich erinnert, daß diese bedeckten Fahrzeuge meist alle schwarz überzogen sind!

Diese Gondel vergleich ich der Wiege, sie schaukelt gefällig,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen Sarg und Wiege wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal, sorglos durchs Leben dahin.

1797. Andre, und in nicht kleiner Zahl, sind eben so sinnhaltig, aus eben so wahrer Natur geschöpft; doch konnten sie so gut auf dem Rhein oder in Westpreußen, überall mit einem Wort, wo der Dichter Muße genoß, auf seine Schreibtafel fallen, als zu Venedig; unter denen aber, woraus die Anomalien des menschlichen Herzens am treffendsten zurückspiegeln, giebt es mehr als eins, das vor wenig Jahren noch — eh nämlich Lesesucht und Sittenverderbniß die Mädchen vor der Zeit klug gemacht — in jungfräulicher Hand Unheil genug hätten stiften sollen! Freylich weiß ein witziger Kopf sich auf der Stelle zu helfen; wie z. B. Nro. 59:

„Epigramme seyd nicht so frech!" Warum nicht? Wir sind nur
Überschriften; die Welt hat die Kapitel des Buchs.

Sehr demüthigend indeß wär' es für Aufklärung sowohl, als Geschmack, wenn Unsittlichkeit, — und immer mehr sieht es darnach aus — doch endlich zum Dünger geworden, womit das Feld der Ästhetik sich allein noch befruchten ließe! Disticha, die etwa wie N. 66, oder das kürzere unter 46:

Dichten ist ein lustiges Handwerk, nur find ich es theuer;
Wie das Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort.

durch ihren magern Gehalt mit dem sonstigen Übergewicht des Autors uns Leser wieder aussöhnen, giebt es nur wenig. Desto lehrreicher für junge Schöngeister ist der Schluß des 76sten, wo ein G. sich die Äußerung erlaubt, daß es dem Schicksal vielleicht gelungen wäre, ihn zum Dichter, κατ' ἔξοχην versteht sich, auszubilden:

Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt. —

Zwar liest man unter N. 29:

Nur der Meisterschaft nah bracht' ich ein einzig Talent:
Deutsch zu schreiben — —

Allein die Epanorthose folgt auf dem Fuße nach:

und so verdarb ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff, leider nun Leben und Kunst!

Es wird zu der Anzeige Zeit, daß durch acht in Musik gesetzte Gedichtchen und Lieder, dieser Almanach auch für die Freunde der Tonkunst, hergebrachter Weise gesorgt habe. Bey einigen derselben giebt Hr. Reichardt sich als Componist an; und die auch seinen Namen nicht an der Stirn tragen, scheinen doch in seinem Geschmack zu seyn. Durch schönes Papier, überaus saubern und fehlerfreyen Druck, dessen lateinische Lettern das Auge gar nicht ermüden, und ein dem Inhalt sehr angemessenes Titelkupfer, empfiehlt die Blumenlese sich nicht weniger. Aus den drey Abschiedsstanzen an den Leser, die den ersten Abschnitt schließen, und aus der Feder des Herausgebers sind, sey es erlaubt, noch die mittelste zu heben: 1797.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernern Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliegen fort im leichten Tanz der Horen.

Allerdings verdrängt ein Musenalmanach den andern! und seinen Merkur etwa ausgenommen, begnügte das ehedem so liederreiche Frankreich sich mit einem einzigen! Ein aus diesem Beet jedoch entsproßner, von diesem Gärtner gebundner Blumenstrauß ließ erwarten, daß er durch irgend etwas sich auszeichnen würde; und daß solches so und nicht anders geschehn, dafür ist man Beyträgern und Herausgeber Dank schuldig.

Rw.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1797, 30. Band, 1. Stück, pag. 140—146.

1797. **Musen-Almanach für das Jahr 1797. Herausgegeben von Schiller. Tübingen, bey Cotta. VIII und 303 Seiten in kl. 8. Mit lateinischen Lettern, und einem von Bolt gestochnen Titelkupfer.**

Die meisten Mitarbeiter und ihre Manier sind aus dem vorjährigen Kalender schon bekannt; aber nur wenige haben ihren Eifer für das neue Blumenbeet verdoppelt. Den Mückenschwarm von Distichen gar nicht in Anschlag gebracht, der zeitig schon zu summen anfängt, weiter hinein immer lästiger wird, und am Ende jeden Lustwandler im Haine der Musen blutgierig anpackt, giebt es in der ganzen Sammlung vielleicht keine sechs Stücke, die durch innern Gehalt, reizende Farbengebung, Wohlklang, oder Correctheit, sich ein bessers Schicksal als ihre ephemeren Nachbarn versprechen dürfen. — Unter den neu hinzugekommenen Namen steht auch Herr Matthisson. Den Herrn von Steigentesch ausgenommen, dessen Herbarium nur ein, aber desto artigeres Blümchen sich entfaltender Liebe hergab, setzen die Uebrigen bloß ihre Anfangsbuchsstaben aufs Spiel. Der mit V sich bezeichnende Kopf mag witzig genug seyn; doch meinet Recensent, die Grundlinien der netten Allegorie über Reim, Verstand und Dichtkunst schon irgendwo in schlichter Prose angetroffen zu haben. — Unter den schon vom alten Beete her bekannten Gärtnern, nimmt die Arbeit des Herrn Fr. Schlegel, Pygmalion überschrieben, und durchaus wohlklingend, sich recht sehr aus. Schade nur, daß sie 35 Strophen lang, für lyrische Ergießung es also zu sehr ist, und selbst noch für Erzählung es bleibt. Zur Probe eine der Stellen, wo es eben nicht leicht war, etwas Neues und Anziehendes zu sagen.

Schöner Stein! In Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdest aus den Felsenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht.
Von der Hand Pygmalions erkohren,
Reiner Marmor! wirst du neu gebohren;
„Was sein Stahl dir liebend raubt, vergilt
„Tausendfach das holde Bild."

Die Herren Conz, Meyer, Neuffer und Woltmann haben nur Kleinigkeiten eingereicht; Sophie Mereau aber ausser

einem Gemälde in ihrem gewöhnlichen Colorit, auch eine Elegie 1797.
von ächt römischem Zuschnitte, der ihr gar nicht übel gerathen ist. In zwey der längern Stücke von Herrn Kosegarten giebt es freylich ein Paar küne Pinselstriche; dafür aber auch Stellen, wo falsches Pathos, sprachwidrige Wendung, und der Kitzel etwas Unerhörtes zu sagen, alles Umherblühende zerstören. Die Legende des Herrn Langbein ist nicht ohne Werth, und hat überdieß das Verdienst, kurz zu seyn. Pfeffels kleine Fabel weiß ebenfalls in wenig Worten den Geist des Sanscülottismus zu versinnlichen.

Wer zu dem dießjährigen Bündel am meisten beytrug, ist Herr von Göthe und der Herausgeber selbst. Aus der Brieftasche des Erstern, steht eine Erzählung, Idylle rubrizirt, und in Elegienform dargestellt, an der Spitze des Almanachs. Daß es an trefflichen Zügen ihr nicht fehle, versteht sich von einem Kopfe, wie der seinige; an vollendeten Streichen aber auch nicht; wie denn das Ganze selbst noch fragmentarisch aussieht. — Unter der Ueberschrift: die Eisbahn, sind ein Dutzend reichhaltiger Gemeinsprüche oft witzig genug angebracht. — Wollte Herr von G. die Bagatellenjagd eines der Märkischen Dichter durch Spott, und nur zu oft verdient sie ihn, bemerklicher machen: so hätt' er der Posse wenigstens die so allgemeine Aufschrift nicht geben sollen: Musen und Grazien in der Mark; denn hoffentlich wird er nicht allen Dichtern dieser Provinz einen so kindischen Geschmack zutrauen, wie Herrn Schmid in Werneuchen. Er selbst fieng seine dichterische Laufbahn mit Parodien an; soll man schliessen, daß er mit Parodien sie auch endigen werde? Glaublicher mit Distichen, als wovon es im eigentlichen Almanach schon eine gewaltige Menge giebt; die eben daher nicht alle von gleichem Werthe seyn können. Gerade dieß auch ist der Fall seines Herausgebers, der ausser ein Paar längern Stücken, mit ihren alten Tugenden und Fehlern, (in einem davon steht ein ganzes Antiken-Cabinet in elegischer Versart, und in eben dergleichen eine von jeder Seite hinkende Fabel aufgestellt) den weiten Almanach durch. Er versucht seine längern und kürzern Flügel gleichfalls, und geht das Ding so fort, wird er bald nicht anders als in Distichen denken. Noch eine possirliche Erscheinung! Zwey dieser Gönner der zweyzeiligen Versart,

1797. G. und S. haben ihre Distichen zusammengespannt, und unter dem Titel: Tabulae votivae; Vielen und Einer, uns Quodlibete herbeygeschleppt, wo es sehr sonderbar zugehn müßte, wenn unter hundert bunten Einfällen nicht ein Paar wenigstens für die Langweiligkeit der übrigen schadlos hielten. Was für Eitelkeit aber, und wieviel Egoismus, wenn das Dichterpaar sich einbildete, man werde sich den Kopf darüber zerbrechen, welcher von ihnen dieß oder jenes Distichon ausgeheckt habe? Wirklich giebt diese höchst müßige Voraussetzung ihnen Stoff zu einem Doppelvers, der in den Xenien unter der Aufschrift: die Chorizonten, zu dergleichen Zeitvertreib den Leser förmlich einladet.

Und damit wäre der Musenalmanach, so weit er auf diesen Namen Anspruch zu machen hat, abgefertigt; denn noch beyfügen zu wollen, daß auch sein Aeusseres dießmal viel ungefälliger sey, und daß der Kupferstecher den Fuß der Tänzerinn, welche das Titelkupfer macht, jämmerlich verrenkt habe, wäre nicht einmal eines Distichi werth, selbst wenn man das Omen hineinpressen wollte. Ein Umstand weit schlimmerer Art ist es, der diese Anzeige, und das sehr wider Willen des Anzeigers, verlängert. Unter der Aufschrift Xenien hat der Herausgeber nämlich einen Schweif von mehr als vierhundert Distichen angehängt, die großen Theils für eben so viel Versündigungen an Geschmack und Humanität gelten können. Hätte die schamlose Sammlung auf Gerathewohl und ohne andre Gesellschaft sich ins Publicum geschlichen: so bliebe nichts klügeres zu thun, als in öffentlichen Blättern gar keine Notiz von dem Unrath zu nehmen, und seine Schmutzköche stillschweigender Verachtung preis zugeben. Da solche aber listig genug sind, ihn hinter der Larve eines unschuldigen Musenalmanachs in die Lesewelt zu spielen, wird es Pflicht, über ein so heilloses Betragen eben so öffentlich Unwillen zu äussern. Sehr gern übrigens würde Rec. die Anzeige dergleichen Unfugs Andern überlassen. Der Umstand, keiner von denen zu seyn, woran die Distichendreschler ihre Bolzen versucht, macht ihn indessen zu einem desto unparteyischern Beurtheiler. Als ein solcher darf und will er nicht abläugnen, daß unter dem Schwarm der Doppelverse es allerdings ein Paar Dutzend gebe, die durch neue Wendung, reichen Sinn, treffenden Witz, und durch Schnitt in arge Geschwüre unsrer Litteratur nicht ohne Verdienst sind. Was

aber will diese kleine Zahl gegen so viel Schock andrer sagen, 1797.
wo Plumpheit, Wortspiel, Anzüglichkeiten, Arglist und Zuchtlosigkeit jeder Art mit einander wetteifern! Und weßhalb die ganze Klopffechterey? Etwann, weil man die beyden Distichenschreiber nicht besser behandelt? ihren übrigen Werth verkannt, oder dergleichen? Im Gegentheil: verzogen hat das Publicum sie, aufs ärgste verzogen; und hier sind die schönen Früchte davon! Von ein Paar optischen Wahrnehmungen berauscht, will der eine durchaus mehr als Newton seyn, und der andre, der ein ästhetisches Spinnengewebe zu fädeln anfieng, mehr als Aristoteles oder Leibniz. Jenen glaubte man durch Stillschweigen wieder nüchtern zu machen, und bey dem Fliegennetze des zweyten schüttelte man bloß den Kopf. Mehr indeß war nicht nöthig, sie beyde um alle Besonnenheit zu bringen; denn unbesonnen im höchsten Grad ist es doch, links und rechts auszuschlagen und wo es hintreffen mag, mit Koth und Steinen um sich zu werfen.

Was für Scribler, Marktschreyer und Compilatoren es sind, woran die Herren ihr Müthchen gekühlt, mag in dem Almanach aufsuchen wer Lust hat, oder noch nicht unterscheiden gelernt: quid distent aera Lupinis. Alle die wackern Männer aber hier namentlich anzugeben, an denen diese Distichenzwerge erst zu Rittern werden wollen, wäre nicht viel besser als neue Verunglimpfung; und die wenigen Schriftsteller selbst, die man mit Schonung, oder gar mit erheuchelter Achtung darinn behandelt sieht, — denn: quantum distant ab illis! — müssen mit Erröthen sich von Leuten gelobt sehen, die nicht anders als so scurril zu tadeln wissen. Daß ihr einziger Zweck war, unnützen Lerm zu erregen, ergiebt sich schon aus der Aufmunterung, womit sie die Distichen in die Welt schleudern. Da heißt es:

> Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Gesellen
> Lermt! bis jeglicher sich wundernd ans Fenster begiebt.

Anderwärts gestehn sie selbst, die Verslein übersalzt zu haben; und doch rücken diese am Ende mit der Warnung hervor:

1797. Unsrer liegen noch tausend im Hinterhalt; daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt!

Umgekehrt; nur noch einen kurzen Schritt vorwärts brauchen die Distichenschreiber zu thun, und ihre Kurzweil wird nicht mehr ein Gegenstand der Kritik, sondern der Polizey werden. — Allein mehr als zu viel schon über dieß Erzeugniß des eitelsten Muthwillens, und der um so unverzeihlicher bleibt, da, wie gesagt, das Dichterpaar wenig oder gar keine Ursach gehabt hat, am Publico sich auf diese Weise zu rächen. Trotz der herrschsüchtigen Mine, womit solche die volle Blüthe unsers ästhetischen Fruchtgartens nur von ihrer Pflanzung an datirt wissen wollen, und Jeden für Schwach- und Queerkopf ausschreyen, der etwa das bessere Zeitalter unsrer schönen Litteratur schon vorüber gestrichen glaubt, wird diese Vermuthung doch leider! nur immer gegründeter. Nimmermehr kann ein Zeitraum der goldne seyn, wo Schriftsteller, denen es ganz und gar nicht an Lesern fehlt, zu Hülfsmitteln vorliegender Art greifen, bloß um der Gaffer sich noch mehr zu verschaffen! Zugegeben, daß die Wassersuppen, womit man die Lesewelt häufiger als je bewirthet, ihr endlich den Magen verderben; aber was bringt Pfeffer und Wermuth aus der Küche der Distichenschreiber für einer Wirkung hervor? Kaum ist der saubre Almanach abgedruckt, und schon wimmelt es von Retorsionen, Gegenpräsenten, ja wohl noch gröbern Nachäffungen der Xenien selbst, die endlich unser Litteraturwesen in eine Garküche und Kneipschenke der verächtlichsten Art umzuwandeln drohen. Jb.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1797, 31. Band, pag. 235—241.

Anti-Xenien.*

In nugas tam prona vide! — Allerdings war daher zu befürchten, daß ein so schlimmes Beyspiel wie die beyden Distichenschreiber in ihrem Musenalmanach von 1797, gegeben, nicht

ohne Nachäffer bleiben würde; und nur zu geschwind hat diese Vermuthung sich bestätigt! Kaum war besagter Almanach in Umlauf gebracht, als unsere Scribler, nun um die Wette den Belag lieferten, daß alle in den Xenien verschwendete Lauge statt Scribendi cacoethen wegzubeitzen, sie immer noch reger gemacht habe. Eine einzige Vertheidigung, der ihr Verfasser nicht füglich ausweichen konnte, und ein paar versifizirte Flugblätter ausgenommen, ist alles Uebrige theils höchst unbedeutend und schlecht, theils wohl eben so frech und unsittlich wie die Xenien selbst. Kaum also würde vor Richterstühlen des guten Geschmacks von diesem fortgesetzten Unfug Notiz zu nehmen seyn, wenn kurze Anzeige des auf diesem Kampfplatze zum Vorschein gekommnen, nicht wenigstens als Fingerzeig dienen könnte, wie es am Fuß des deutschen Parnaß gegenwärtig aussieht; denn wenn sogar Köpfe wie die Xenienschreiber in dergleichen Morast herabsteigen, so bleibt dieß doch immer ein Zeichen der Zeit, das auf keine Weise aus der Acht zu lassen ist, und mit noch ärgern Unarten droht. — Rec. geht an die Nomenclatur der meist possenhaften Aufsätze, wie sie ihm in die Hand fallen, und ohne lange zu untersuchen, was früher oder später der Leserwelt in die Tasche gespielt wurde. Eine dem dritten Stücke des gelehrten Artikels Neue Hamburger Zeitung von 1797. angehängte Recension scheint indeß die Loosung gegeben zu haben. Sie war, spaßhaft genug! in die Versart der Xenien selbst gemodelt, für einen Zeitvertreib des Augenblicks nicht schlecht versifiziert, und persiflirte vom Anfange bis zum Ende, ohne irgendwo gegen Geschmack und Sittlichkeit zu verstoßen. Unsere Leser erinnern sich ihrer aus dem ersten Stücke des dießjährigen Intelligenzblattes, wo man solche ganz eingerückt hat. Auch einzeln ist solche vor= und nachher abgedruckt, und immer mit neuem Beifall gelesen worden. 1797.

2) Gegengeschenke an die Sudelköche in Weimar und Jena, von einigen dankbaren Gästen, 1797, zwey Oktavbogen. (3 Gr.) Unstreitig das Bitterste und Beissendste, womit irgend einer der geneckten Autoren, an den Ausspendern der Xenien sein Müthchen gekühlt, und solche mit gleicher Münze bezahlt hat; denn auch das Gegengeschenk besteht aus Distichen; etwas weniger als Hundert, denen es an Witz eben so wenig gebricht, als an Persönlichkeiten, mit unter auch an Grobheiten. Wer also

1797. verlangt noch zu wissen, ob eine Retorsion dieser Art lobens- oder tadelnswerth sey?

3) Urians Nachricht von der Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Bothen. Hamburg, bey Perthes. 1797. 24 S. 8. (4 Gr.) Nur die beigefügten Kleinigkeiten haben mit den Xenien etwas zu schaffen, und sind in der That so äusserst geringfügig, daß der Bothe sie nur immer im Sacke hätte behalten sollen. Desto reiner, melodischer, festhaltender ist seine Schnurre über Pseudo-Aufklärung; von poetischer Seite nämlich. Ihre logische mag er gegen seine Gegner selbst verfechten, wenn ihm anders daran nicht genug ist, daß wer sein Trompeterstückchen einmal gehört, solches auswendig behält. Des Abdrucks

4) Eben dieser Nachricht, nebst Antwort. Germanien. 1797. 24 S. 8. (4 Gr.) muß Ehren halber doch auch Erwähnung geschehn. Letztere hier und da philosophischer vielleicht als Urians Nachricht; dieser an poetischem Werth aber weit nachstehend. Welches Ohr kann Zeilen ertragen, wie: „Kein Spötterhauch wird sie wegscherzen?" — Und so kurz absprechende, wie: „Hinweg mit der Theologie, und schädlichen Orthodoxie!" sind sie deshalb philosophischer, weil sie gar nichts dichterisches, und noch dazu einen Widerspruch in adjecto enthalten?

5) Verlocken an den Schillerschen Musenalmanach von 1797. Jena und Weimar. 37 S. 8. (6 Gr.) Sieben und neunzig Distichen; wovon ein Dutzend nicht unwitzig, die übrigen desto geistärmer, und viele schon deshalb zu tadeln sind, weil sie eben so unartig wie die Xenien selbst, an Leuten sich vergreifen, die auf weniger scurrile Behandlung Anspruch zu machen haben.

6) Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachelrosen den Herrn Göthe und Schiller verehrt; mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien. 1797. Gedruckt auf schwere Kosten des Verfassers. 70 S. 8. (8 Gr.) Von noch geringerem Belange als vorhergehende Nummer, und der nicht kurze

Vorbericht ohne Salz und Schmalz. Ein paar Schock der anzüglichsten Xenien füllen die eine Seite der Blätter, und ihnen gegenüber stehen die sogenannten Parodien, worunter es nur wenige giebt, die Anlage zu dieser Art von Scherz verrathen. Mehr als ein Distichon des Almanachs steht, so gar mit eben den Worten als Parodie gegenüber, und in einer Anmerkung die possirliche Auskunft: Rechts und Links macht auch einen Unterschied! Die Parodien selbst voll Verstöße gegen Scansion und Sylbengewicht; und was eben so schlimm ist, auch hier der Kitzel sich an Schriftstellern zu reiben, die nicht nach des Parodisten Geschmack sind. Läßt etwas inconsequenteres sich denken, als so plump in eben den Irrweg fallen, weshalb die Herren gegen den Xenientroß zu Felde ziehn? 1797.

7) Aeakus. Oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. Zum Besten eines Feldlazareths für Gelehrte herausgegeben von Johann Adolph Rebenstock. Germanien. 1797. 124 S. 8. (10 Gr.) Ein Dutzend Aufsätze satyrischen und gar nicht satyrischen Inhalts, von oft nur entferntem Bezug auf die Xenien; mit unter auch ernsthaft genug, um einen umständlichern Bericht zu verdienen, als diesen Augenblick sich davon erstatten läßt. Uebrigens, wie es scheint, nicht ein erster Versuch unsers Schriftstellers, der aber noch viel zu weit ausholt, viel zu fremdartiges unter einander mischt, und seinen Vortrag zu sehr dehnt, um die Leser festzuhalten, oder ihn über das Unerhebliche leicht weggleiten zu helfen. Auch er macht sich des Mißgriffs schuldig, Gegenstände zu berühren, und Namen herbey, auch wohl durchzuziehen, die hier wenigstens gar nichts zu suchen hatten. Mit dem Jam nunc debentia dici muß es doch würklich schwieriger aussehn, als unsre jungen Schriftsteller sich einbilden! — Eine drey Blätter füllende Bittschrift der Xenienschreiber an den Aeakus schließt die Akten. Sie ist in elegischer Versart, und so gut versifiziert, daß die Herren schwerlich gegen die Form etwas einwenden dürften, so wenig auch der Inhalt selbst ihnen gefallen mag.

8) Mückenalmanach für das Jahr 1797. Pest. — Ein zweytes Titelblatt mit der Aufschrift: Leben, Thaten, Meinungen,

1797. Schicksale, und letztes Ende (als ob es ein vorletztes gebe) der Xenien. 164 Oktavseiten. (16 Gr.) In farbigem, durch satyrisch sein sollende Kupferstiche verziertem Umschlage. — Nicht leicht ist der Mißgeburt eines Poetasters in Zeitungen und anderwärts unverschämter und anhaltender vor und nach posaunt worden. Sie besteht, ungerechnet die Knittelverse, aus vielen Hundert Distichen, wovon ein großer Theil oft schülerhaft genug scandirt, oft noch sinnloser gedacht, und trotz der Ueberschrift, womit jedes versehn, in so chaotisches Wirrwarr verstrickt ist, daß mehr als ein Blatt dazu nöthig wäre, die Oekonomie des Dichterlings nur einigermaßen anzugeben. Sind auch in solcher Distichenfluth ein Dutzend etwa nicht ganz ohne Werth, so hat ihr Autor doch eben so wenig Ehre davon, als der Gurkenmaler, dem irgend ein glücklicher Strich, ohne daß er es gewußt, entwischte. Desto zahlreicher sind seine Doppelverse, wobey sich gar nichts, höchstens so viel nur denken läßt, daß in dem Kopfe ihres Verfassers noch Alles in erster Gährung, und der Unrath in gewaltiger Menge abzusondern sey. Auch durch seine Behandlung der Sprache wird diese Wahrnehmung bestärkt. Uebrigens gebührt ihm das kleine Lob, mit Niemand anderm als allein den Xenienschreibern angebunden zu haben; wenn anders unter der heillosen Menge von Distichen, nicht mancher Seitenhieb dem zeitig ermüdeten Auge sich entzog. Daß man indeß für ein so leidiges Quodlibet seinen baaren Gulden bezahlen muß, bleibt auf keine Weise zu entschuldigen. Hoffentlich wird der Autor sich eines bessern besinnen, und statt seinen Namen Preis zu geben, wozu er unaufgefordert sich öffentlich erbot, vielmehr Alles thun, sein Incognito beybehalten zu dürfen.

9) Trogalien zur Verdauung der Xenien. 1797. Mit einem satyrischen Titelkupfer. 64 S. 8. (8 Gr.) Ebenfalls in Distichen; 237 an der Zahl; meist sinnhaltig genug, und gar nicht schlecht versifiziert; denn daß auch ein paar taube, oder schwer aufzuknackende Nüsse darunter geriethen, gieng sehr natürlich zu. Oft baare Parodien, worunter es mehr als eine giebt, die den Xenienschreibern selbst viel zu persönlich und anzüglich vorkommen, ihnen aber auch das Gewissen wird aufregen helfen, einen dergleichen Unfug eben durch ihr häßliches Beyspiel hervorgerufen zu haben. Auch dieser Trogalienwirth kann der Un-

art nicht widerstehn, dem Dritten, der hier gar nichts zu thun hat, im Vorbeygehn eins anzuhängen. Zum Glück, daß der Kitzel ihn nur selten befällt, und sein Benehmen alsdann noch nicht frech genug ist, um in dem Gefühle des Lesers, Mißtrauen gegen das Herz des Autors zurück zu lassen. 1797.

10) Kraft und Schnelle des alten Peleus. Im Jahr 1797. 30 S. 8. (3 Gr.) Man hat wohl gethan, gleich auf dem Titelblatte anzuzeigen, daß ein alter Kämpfer es war, der hier den Cästus schwang; ein mehr als 70jähriger Dichter nämlich, dessen Name mit dem eines Tyrtäus um die Wette leben wird, und den aus seinem poetischen Wintergrün beurtheilen zu wollen, ein sehr unkritischer Einfall wäre. Wer kennt nicht die bald kleinere bald größere, immer gereimten, und eben so rein sittlich dargebrachten Ex — Voto's, womit dieser eißgraue Musenpriester noch täglich den Altar der Dichtkunst bekränzt, und seine Freunde am Opferschmause Theil nehmen läßt? Auch unter den hier dargebotnen 66, bald kürzern, bald längern Herzensergießungen, giebt es gewiß mehr als eine, die jedes gute Herz gern ihm nachfühlen wird. Hoffentlich soll unserm Nestor hieran genügen! denn Schwärme inhumaner Egoisten bekehren oder niederschleudern zu wollen, mag ihm wohl schwerlich eingefallen seyn.

11) Dornenstücke. Nebst einem Memento mori für die Verfasser der Xenien. Manheim, in der neuen Kunstverlags- und Buchhandlung. 1797, VIII und 102 S. in kleinem Duodez und farbigem Umschlag, (10 Gr.) Was mag diesen Schriftsteller, der doch kein Neulingsgesicht hat, zur Recensentenscheu veranlaßt haben? Er verbittet jede Beurtheilung; und für diesmal soll der Wunsch ihm gewährt seyn; unsre Leser aber mit der kurzen Nachricht davon kommen, daß von den die erste Abtheilung dieser Dornensträuche füllenden Jamben und Prosa, es eben nicht süße Trauben, wohl aber manch heilsame Beere zu pflücken giebt. Schon näher mit den Xenien hat es der zweyte Abschnitt zu thun, als der in etwas mehr als einem halben Hundert Sinngedichten, bald kürzer, bald länger, gereimt und reimlos, auch wohl in so beliebt gewordnen Distichis selbst, eine Menge beherzigungswerther Dinge

1797. vorträgt; worunter manches als Wort zur rechten Zeit, und durch treffenden Witz vortheilhaft sich ausnimmt. Keine schlechtre Bewandniß hat es mit solchen Gedichtchen, die auf leidige Xenien nur indirecten Bezug haben; obschon an Anspielungen, die man hier ungern antrifft, es auch nicht fehlt. Sonderbar übrigens, daß dieser überhaupt genommen tactfeste Dornenpflanzer, Namen wie Virgil und Burgund, oder Phrasen, wie Büreau d'esprit, ganz falsch scandiert! Freylich hatte letztres in einem deutschen Gedichte eigentlich gar nichts zu suchen.

12) Literarische Spießruthen, (warum findet das viel analogere Wort: Spitzruthen, so wenig Aufnahme?) oder die hochadlichen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Minellii et Ramleri. Weimar, Jena, und Leipzig, im eisernen Zeitalter der Humanität. (1797.) 184 S. 8. (12 Gr.) Nicht viel besser als sündiger Nachdruck; denn die 414 Xenien stehen sammt und sonders wieder in ihrer Blöße da, und betragen also mehr als eilf Zwölftel des schmutzigen Ganzen. Der übrige Raum ist mit Nomenklatur, die Niemand verlangt hat, und mit auf Witz Anspruch machenden Noten verbrämt; worunter es aber so äußerst wenig Anziehendes giebt, daß der neue Minell mit seiner Waare nur hätte zu Hause bleiben mögen! Mehr als zu oft wird das Uebel bey ihm noch ärger; indem er einzelne in den Xenien aufgestellte Buchstaben, in der Note durch Namen erklärt, die vielleicht gar nicht die rechten sind, und, wie schon gesagt, nur neuen Unfug anrichten. Als ob die Xenien Steckbriefe wären, wo das Publikum nunmehr sogleich zugreifen, oder wohl gar drauf losschlagen müsse! — Daß die Xenienfluth zu witzigen, wenigstens spaßhaften Anmerkungen Stoff genug darbot, läßt sich begreifen; kaum aber, wie es zugieng, daß im vorliegenden Versuche so gar wenig Witziges anzutreffen ist? Und gesetzt auch, alle 414 Anmerkungen wären es; kurz allemal mußten sie seyn; 414 Nadelstiche mithin. Welch eine Operation! — Um sich noch eigentlicher zum Nachdrucker zu qualificiren, hat der Neo-Minell, den aus dem deutschen Merkur überflüßig bekannten Dialog Wielands über den berüchtigten Musenalmanach von 1797. Wort für Wort angehängt. Daß man ihn zu seiner Zeit mit Vergnügen las, versteht sich. Da es indessen seines Verfassers Art ist und bleibt, den Faden

sehr ins Weite zu spinnen; hier aber wo es gerad am nöthigsten schien, ihn fest zu heften, er solchen gar fallen läßt: so hätte der Nachdrucker doch warten sollen, bis der berühmte Mann ihm wieder aufhob, und wenn Letzterm dieses nicht rathsam schien, das zerrissene Netz hängen lassen sollen, wo es einmal hängt! 1797.

13) An die Xeniophoren. Ein kleines Meßpräsent. 1797. 16 S. 8. (2 Gr.) Bekanntlich hatten die Xenien auch Deutschlands Flüsse herhalten, das heißt, die Bewohner ihres Ufers harte Dinge sich müssen ins Gesicht werfen lassen. Der guten Weser gieng es nicht besser als ihren Schwestern. Hier ein Ungenannter aus jener Gegend, der — für die Ehre des Strohms gleichfalls in Distichen ficht! — Gute Absicht, der Sittlichkeit angemessener Vortrag, mit unter auch nicht schlecht gebaute Doppelverse muß man dem Ehrenmanne zugestehn. Ob aber seine Apologie witzig genug sey, um als Gegengeschenk figuriren zu können; und ob die Xenienschreiber vor der Schalkhaftigkeit der Visurginen nunmehr die Segel streichen werden, mag dem Urtheile Andrer anheimgestellt bleiben.

14) Die Ochsiade; oder freundschaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Göthe mit einigen ihrer Herren Collegen: vom Kriegsrath Cranz. Unter angeblichem Druckort Berlin. 1797. 60 S. 8. — Vor 16 Jahren schon, soll laut Vorbericht aus dem Hirn eben dieses Schriftstellers auch eine Bockiade gesprungen seyn, und den damals Aufsehn machenden Zwist zweyer deutscher Gelehrten betroffen haben. Ob außer dem Vater der Bocksschrift sich diesen Augenblick noch Jemand ihrer erinnert, mag der Himmel wissen: soviel aber ist ausgemacht, daß in 16 Jahren die Celebrität vorliegender Ochsias eben so problematisch seyn wird. Sie ist in schlichter Prose abgefaßt; schweift, wie man von diesem Polygraphen schon gewohnt ist, aus dem Hundertsten ins Tausendste, jagt einen drolligen Einfall bis zur Entkräftung herum, und erzählt im Vorbeygehn dieß und jenes von bis dahin zum Vorschein gekommenen Anti-Xenien. Alles in so gedehnter, incorrecter, einschläfernder Schreibart, daß, wenn gegen die Broschüre auch sonst nichts zu erinnern wäre, die aus

1797. ihr erlangte Auskunft, mit daran erschöpfter Geduld des Lesers wenigstens in keinem Verhältnisse steht.

15) Ein paar Worte zur Ehrenrettung unsrer deutschen Martiale. 1797. 32 S. 8. (4 Gr.) Zwey oder drey Augenblicke lang, glaubt man würklich den Apologisten der Xenienschreiber zu hören; und bey der gewaltigen Menge ehemaliger Bewundrer, oder die dafür gelten wollen, war es auch gar nicht unwahrscheinlich, daß irgend Jemand aufstehn, und selbst dem plumpsten Mißgriffe seiner Idole das Wort zu reden sich erdreusten würde. Mit vorstehendem Ehrenretter indeß hat es eine ganz andre Bewandniß. Gleich auf der andern Seite kommt er mit Uebertreibungen zu Markte, die für Persiflage viel zu stark sind, und um nichts genießbarer werden, wenn er die Nothwehr der im Almanach beleidigten Autoren in eben solche Caricatur stellt. Auch dadurch gewinnt sein Spott nur wenig Anziehendes, daß er in das Privatleben der beyden Xenienschreiber noch tiefere Blicke sich erlaubt, als seine Vorgänger gethan hatten. Welcher Mann von Geschmack, und nur einigem Zartgefühl, verlangt so etwas zu wissen? Als ob die Xenien selbst, nicht schon ein Spiegel wären, wo man mehr zu sehen bekommt, als man zu finden Lust hat! Mit einem Worte: für Persiflage kann vorliegender, auch in zu kostbare Phrasen geschraubter Aufsatz nicht gelten; unter was für Rubrik aber solcher zu bringen sey, überläßt man seinem etwanigen Leser.

16) Anhang zu Friedrich Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797. von Fr. Nicolai. Berlin und Leipzig. 217 S. 8. (16 Gr.) Herr N. war einer der ersten, der über Mißbrauch spekulativer Philosophie, und das in einer so wenig dazu geeigneten Monatsschrift wie die Horen, mit derjenigen Freimüthigkeit sich äusserte, die in Sachen des Menschenverstands und Geschmacks erlaubter und heilsamer als irgendwo ist. Niemals aber war ihm eingefallen, die übrigen Verdienste der Herren S. und Göthe um unsre anmuthigere Literatur im geringsten schmählern zu wollen; vielmehr sah er noch immer mehr Erzeugnissen ihrer Darstellungskraft mit Antheil entgegen. Ihn, wenn er irrte, des Bessern zu belehren, stand den Herrn frey. Statt aber dieses zu thun, fanden solche bequemer, mit einem Schwarme

pöbelhafter Distichen über ihn herzufallen. Vermuthlich hätte Herr N. dieser Schmähverse wegen so wenig die Feder angesetzt, als andre ehrliche Leute der sie betreffenden halber. Sein Stillschweigen aber konnte sodann für eine Art von Triumph angesehn werden, den die Xenienschreiber auch über das davon trügen, was er mit Rücksicht auf den Werth ihrer Monatsschrift in sehr ernsthaftem Tone geäussert hatte. Darzuthun also, wie kläglich mit diesem Hahngekräh es noch aussieht, und wie die beyden Matadors in ihren Xenien mehr Blöße geben als je, dieß ward für ihn zur Pflicht, der er sich nicht entziehen durfte, ohne das Publikum über Consequenz oder Inconsequenz seines Benehmens, und seiner Denkungsart selbst, in Ungewißheit zu lassen. Mit was für Belesenheit nun, Menschen- und Sachkenntniß, Unpartheylichkeit, Scharfsinn und Umsicht, er für sein Verfahren Rede steht, läßt in so engem Raume als diesen Blättern vergönnt ist, auf keine Weise sich andeuten. Wer es aber der Mühe werth hält, einen Mann, der das halbe Sekulum durch kein müßiger Zuschauer war, über itziges Literaturwesen sprechen zu hören, wird diesen Anhang zuverläßig nicht ohne Belehrung aus der Hand legen. Wenigstens dürfte Herr S. die Aesopische Fabel nunmehr erst besser studiren, eh er wieder auf den Einfall geräth, auch sie mit Persönlichkeiten zu bepacken. — Stellt Herr N. hier und da Namen auf, die mit dem Musenalmanach eigentlich nichts zu thun haben, so ist das Duo cum faciunt idem etc. hier überaus passend; denn nicht von Xenien allein, sondern auch von überhand genommenen Kitzel einer zur Unzeit angebrachten spekulativen Philosophie war hier die Rede, und wer darf es Jemand verargen, sich auch die Nach- und Nebenkläffer vom Halse zu schaffen? Ob Herr N. wohl gar an ächter spekulativer Philosophie sich habe vergreifen wollen? Wem so etwas einfällt, braucht nur die Nachschrift des Anhangs zu lesen, als welche über die wahren Gesinnungen des Autors ihm schwerlich noch Zweifel übrig lassen wird.

1797.

Eben so viel Platz wie zu Vorstehendem, wo nicht mehr noch, würde nöthig seyn, um gleichfalls anzuzeigen, was für Journale, Monatsschriften, öffentliche Blätter, mit einem Worte, auf diesen Musenalmanach und seine Xenien, mehr oder weniger Rücksicht nahmen; die jedoch immer darin übereinstimmten, solche höchst tadelhaft zu finden. Aus dieser allgemeinen Uebereinkunft

1797. ergiebt sich ein Resultat, daß für unsern sonst so mißlichen Zeitraum eben nicht zu verachten ist. Noch haben für Deutschlands Bewohner Sittlichkeit, wie man sieht, und Anstand eine so heilig geachtete Gränzlinie, daß solche nicht übersprungen werden darf, ohne ihren Verletzer der Ahndung selbst derer Preis zu geben, die eben diese Gränze nicht ungern möchten weiter hinausgerückt wissen. So viel Referent weiß, hat keine einzige Stimme zu Gunsten der Xenien, laut wenigstens es gewagt, sich hören zu lassen; und der ehemalige Bewundrertroß: aut si dura Silex aut stet Marpesia cautes! — Daß ferner die Xenienschreiber selbst, sich dem Ausspruche des Publici gefügt, und bis itzt (August 97.) an keine Appellation gedacht haben – welche Behörde sollte dergleichen auch annehmen wollen? — giebt allerdings Hoffnung, diesen Zwischenraum von übrigens so glücklichen Köpfen an Produkte verwandt zu sehn, die über den Auswuchs ihres Muthwillens den Schleier werfen, und das beleidigte Publikum mit ihnen aussöhnen werden: usque — quaque oportet sapere, id erit telum accerrimum. — Noch eine Kleinigkeit! Der größere Theil der Anti-Xenien ist mit lateinischen Lettern abgedruckt; vermuthlich nur, weil der Almanach selbst mit dergleichen Typen es ist; denn sonst ließe sich glauben, daß die Mehrheit sich dafür zu erklären anfienge; was sodann ein neuer Beleg wäre, wie sehr auch unbedeutende Nebenumstände Etwas in Schwung zu bringen im Stande sind.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1797, 34. Band, 1. Stück, pag. 145—155.

Enthüllte Geistergeschichten zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann. Ein Pendant zu Schillers Geisterseher. Leipzig, bey Supprian. 1797. 246 S. 8. 16 Gr.

Ein Pendant, dessen Nachbarschaft Herr Schiller sehr verbitten wird! Dafür zwar, daß dieser auf Vollendung seiner Arbeit noch immer uns warten läßt, verdient solcher die kleine Strafe, sich nunmehr von so mancher Pfuscherhand nachgeahmt, fortgesetzt, und wohl gar ergänzt zu sehen. Was indeß vor-

liegende Geistergallerie betrifft, so kann ihr Meister eben so gut im Traum als wachend daran gesudelt haben. Er malt bunt und blau darauf los, ohne sich um Schatten und Licht, um Zweck und Würkung im Mindesten zu kümmern. — 1797.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1797, 34. Band, 1. Stück, pag. 170.



1798.

1798. Ohne Anzeige des Druckorts sind gegen die berüchtigten Xenien im Schillerschen Musenalmanach für das vorige Jahr noch erschienen: Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen. 8. (3 Gr.) Manche dieser Gegengeschenke sind gleich vielen der Xenien plump, manche sind nicht ohne Witz und Salz. Im Ganzen wird kein rechtlicher Mann den Ton des Sansculotismus billigen, den Göthe und Schiller (diese sonst von dem Recens. sehr geschätzten Männer) in die deutsche Literatur einzuführen suchten, und in welchen nun schon verschiedene eingestimmt haben, und noch mehrere einstimmen werden.

Unter dem vorgegebenen Druckorte: Jena und Weimar erschienen bald nachher: Verlocken an die Xenien des Schillerschen Musenalmanachs. 8. Die uns aber fast durchaus ganz unschmackhaft vorkommen.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1798, 14. Februar.

Weimarischer, neudecorirter TheaterSaal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller.*)

1798.

(Auszug eines Briefes aus Weimar.)

Es kann nicht ohne Interesse für Sie seyn, daß Herr Professor Thouret, aus Stuttgardt, der, mit gnädigstem Urlaub seines Landesherrn, sich seit einiger Zeit bei uns aufhält, eine innere neue Einrichtung unsers Theater-Saals in Kurzem vollenden wird. Die Anlage ist geschmakvoll; ernsthaft ohne schwer, prächtig ohne überladen zu seyn. Auf elliptisch gestellten Pfeilern, die das Parterre einschließen und wie Granit gemahlt sind, sieht man einen SäulenKreis, von Dorischer Ordnung, vor und unter welchem die Sitze für die Zuschauer, hinter einer bronzirten Balustrade bestimmt sind. Die Säulen selbst stellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäle sind bronzirt, das Gesims von einer Art graugrünlichem Cippolin, über welchem, lothrecht auf den Säulen, verschiedne Masken aufgestellt sind, welche von der tragischen Würde an bis zur komischen Verzerrung, nach alten Mustern, mannigfaltige Charactere zeigen. Hinter und über dem Gesims ist noch eine Gallerie angebracht. Der Vorhang ist dem Geschmack des übrigen gemäß, und das Publicum erwartet, mit Verlangen, sich selbst, so wie die beliebte Schauspieler-Gesellschaft, bald, in diesem, zwar kleinen aber nunmehr sehr gefälligen Bezirk wieder zu sehen.

An dem Lobe, das man dieser neuen Einrichtung giebt, die denn eigentlich wohl nur für uns und unsere Gäste erfreulich ist, nehmen Sie gewiß auch Antheil, da es einem Ihrer Landsleute ertheilt wird, der sich dadurch um unsere Stadt und Gegend verdient macht.

Aber ein allgemeineres Interesse wird die Nachricht erregen: daß wir, diesen Winter, die dramatischen Bemühungen, welche Herr Hofrath Schiller, auch Ihr Landsmann, einer wichtigen Epoche der teutschen Geschichte gewidmet hat, nach und nach auf unserer Bühne sehen werden.

---

*) Verfasser: Göthe.

1798. Ich sage nach und nach! denn die grose Breite des zu bearbeitenden Stoffes sezte den Verfasser gar bald in die Nothwendigkeit, seine Darstellung nicht als ein einziges Stück, sondern als einen Cyclus von Stücken zu denken. Hier war nicht von der Geschichte eines einzelnen Mannes, oder von Verflechtung einer beschränkten Begebenheit die Rede, sondern das Verhältniß groser Massen war aufzuführen. Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeistert ist, der sie zusammengebracht hat, sie erhält und belebt. Jener untergeordnete Zustand eines bedeutenden Generals unter höchste Kaiserliche Befehle, den Widerspruch dieser Subordination mit der Selbstständigkeit seines Characters, mit der Eigensüchtigkeit seiner Plane, mit der Gewandheit seiner Politik. Diese und andere Betrachtungen haben den Verfasser bewogen, das Ganze in drei Theile zu sondern.

Das erste Stück, das den Titel Wallensteins Lager führt, könnte man unter der Rubrik eines Lust- und Lärmspieles ankündigen. Es zeigt den Soldaten und zwar den Wallensteinischen. Man bemerkt den Unterschied der mannigfaltigen Regimenter, das Verhältniß des Militairs zu dem gedrükten Bauer, zum gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupt. Hier ist der übermächtige und übermüthige Zustand des Soldaten geschildert, der sich, nun schon sechzehn Jahre, in einem wüsten und unregelmäßigen Kriege herumtreibt und hinschleppt. Wir vernehmen aus dem Munde leichtsinniger, einen Dienst nach dem andern verlassender Soldaten, aus dem Munde der beredten Marketenderin, die Schilderung Teutschlands, wie es sich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerstörten und traurigen Zustand befinde. Wir hören die vornehmsten Städte unseres Vaterlands nennen, der größten Feldherren jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigsten Begebenheiten angespielt; so daß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter dieser Gesellschaft einheimisch werden. Das Stück ist nur in Einem Acte und in kurzen gereimten Versen geschrieben, die den guten, heitern und, mitunter, frechen Humor, der darinn herrscht, besonders glücklich ausdrücken, und durch Rhytmus und Reim, uns schnell in jene Zeiten versetzen. Indem das Stück sich unruhig, und ohne eigentliche Handlung hin und her bewegt, wird

man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit sich führe, was bedeutends zunächst bevorstehe. 1798.

Der Hof will einen Theil von der Wallensteinischen Armee abtrennen, und ihn nach den Niederlanden schicken. Der Soldat glaubt hier die Absicht zu sehen, die man hege, Wallensteins Ansehen und Gewalt allmählig zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umstände, Vorurtheil, Nothwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräsentanten wir sehen, sich für berechtigt gegen diese Ordre Vorstellung zu thun; sie sind entschlossen bei ihrem General beisammen und zusammen zu bleiben, zwar für den Kaiser zu siegen oder zu sterben, jedoch nur unter Wallenstein. In dieser bedenklichen Lage endigt das Stück, und das folgende ist vorbereitet. Nunmehr ist uns Wallensteins Element, auf welches er wirkt, sein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man sah die Truppen zwischen Subordination und Insubordination schwanken, wohin sich die Wage zulezt neigen wird und auf welche nächste Veranlassung? ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenstein sich dereinst vom Kaiser lossagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue, gegen den ersten und eigentlichen Souverain, unerschütterlich seyn werde? das ist die Frage, die abgehandelt, deren Entscheidung dargestellt werden soll. Eine solcher Mann steht und fällt nicht als ein einzelner Mensch; die Umgebung, die er sich geschaffen hat, trägt und hält ihn, so lange sie beisammen bleibt, oder läßt ihn, indem sie sich trennt, zu Grunde sinken.

Das zweite Stück, unter dem Titel Piccolimini, enthält vorzüglich die Wirkungen der Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenstein, indessen dieser noch ungewiß ist, was er thun könne und solle.

Das dritte Stück endlich stellt Wallensteins Abfall und Untergang dar. Beide sind in Jamben geschrieben, deren Wirkung durch das ungebildetere SylbenMaas des Vorspiels vorbereitet und erhöht wird.

Der Verfasser, mit Recht besorgt, wie diese, bei uns noch ungewöhnliche, Behandlung dramatischer Gegenstände auf das teutsche Theater überhaupt einzuleiten sey, will sich erst durch Erfahrung überzeugen, was man zu thun habe um die Directionen, den Schauspieler, den Zuschauer mit einem solchen Wagestück zu

22*

1798 versöhnen; es muß sich entscheiden, ob alle Parteien dabei so viel zu gewinnen glauben, um eine solche Neuerung zu unternehmen und zu genehmigen?

Da man in Weimar vor einer gebildeten und gleichsam geschlossenen Gesellschaft spielt, die nicht blos von der Mode des Augenblicks bestimmt wird, die nicht allzufest am Gewohnten hängt, sondern sich schon öfters an mannigfaltigen originalen Darstellungen ergözt hat, und, durch die Bemühungen der eigenen Schauspieler sowohl, als durch die zweimalige Erscheinung Ifflands, vorbereitet ist auf das Künstliche und Absichtliche dramatischer Arbeiten zu achten, so wird ein solcher Versuch desto möglicher und für den Verfasser desto belehrender seyn.

Wenn das erste Stück, wozu schon alle Vorbereitungen gemacht werden, gegeben ist, erfahren Sie sogleich die Wirkung, um selbst beurtheilen zu können, was sich etwa im allgemeinen für dieses Unternehmen prognosticiren lasse.

Am 29. Sept. 1798.

Allgemeine Zeitung, Augsburg, 1798, 12. October.

Englische Theaternachrichten.

Aufführung der Räuber im Privattheater von Brandenburghouse London.

Die vormalige Lady Craven, jetzige Markgräfin von Anspach, gab den 1. und 7ten Juny in ihrem Geschmackvollen Privattheater die Vorstellung der Räuber von Schiller, wobey die bekannte englische Übersetzung dieses Stückes zum Grunde lag, die aber, wie die öffentlichen Nachrichten sagen, von der Markgräfin selbst beträchtlich vorher verbessert worden war. Der Zuschauer waren soviel da, als das Haus fassen konnte. Jedermann war über die Vortrefflichkeit des Stückes und seine Aufführung entzückt. — Unter den kostbaren, zu dieser Vorstellung besonders gemachten Decorationen nahm sich ein durch Transparens und besondere Täuschungskünste meisterhaft nachgeahmter Sonnenuntergang an den Ufern der Donau, und dann

eine Mondscheinszene in den Wäldern von Böhmen vorzüglich aus. Man spricht davon, daß in diesem Sommer auch noch die Verschwörung des Fiesko von Schiller auf eben diesem Theater aufgeführt werden solle. 1798.

Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1798, October, pag. 576.



1799.

Ueber die erste Aufführung der Piccolomini auf dem Weimarischen Hof-Theater.

1799. Den 30sten Januar, als am frölichen Geburtstags-Feste unserer allgemein geliebten regierenden Frau Herzogin, wurde dieß neue Schauspiel von Schiller zum ersten mal aufgeführt, und dann den 2ten Febr. um den Wunsch vieler Einheimischer und Auswärtiger zu befriedigen, noch einmahl gegeben.

Man ist berechtiget, über ein Schauspiel, dem das deutsche Publikum schon lange begierig entgegen sah, und von welchem es mit Recht einen neuen Umschwung für die Kunst der ernstern Melpomene sich versprach, von mehr als Einer Seite her zweckmäßige und ausführlichere Betrachtungen zu erwarten. Der Zweck und die Gränze dieses Journals erlauben nur eine kurze, allgemeine Anzeige.

Das Stück als Gedicht, als Theil eines dramatischen Cyclus betrachtet, wird sich erst dann ganz umfassend und gehörig beurtheilen lassen, wenn auch Wallensteins Fall, als die zweyte Hälfte, wodurch die Dichtung zu einem geschlossenen Kunstwerk gegründet wird, dazu gespielt werden kann. Vielleicht wird die Oeconomie und Vertheilung der Aufzüge und Scenen, deren schnell abgebrochenes Ende jetzt noch immer etwas Unbe-

friedigendes zurücklassen mußte, dann auch noch verändert werden. 1799.
Aber auch so wie es jetzt ist, wird man schon durch eine Reihe von Scenen und Situationen geführt, die in ihren feinern Motiven, in der Anlegung und Zusammenstellung der Charaktere und in der Diction zu dem vollendetsten gehören, was seit langer Zeit auf einer teutschen Bühne gesprochen wurde. Man bemerkt mit Lust den Kampf des Dichters mit der gewaltigen Masse des rohen, formlosen Stoffs, der nur dem Ungeübten und Unkundigen anlockend und dankbar erscheinen kann, und freut sich des Sieges, den fast überall sein schaffender Genius davon trug, ohne dem Charakter des Zeitalters, in welchem das Stück spielt, und der Personen, die wir aus der Geschichte kennen, offenbare Gewalt anzuthun. Man unterscheidet in Wallenstein und den Gliedern seiner Familie das geistig Hohe, und zu den Sternen Aufstrebende; im jüngern Piccolomini und in der Thekla das Sentimentalische, Weiche; in den Generalen und kriegerischen Umgebungen Wallensteins das Grobsinnliche und Gemeine; im ältern Piccolomini die ränkevollste Kälte des Italiäners; im festgeschlossenen Wrangel die trotzige Zuversicht und bibelveste Kernsprache des Schweden, und findet aus der daraus entstehenden Mischung und Contrastirung einen seltenen Genuß zubereitet. Einige hundert Verse daraus müssen bald Denksprüche im Munde der Gebildeten unsrer Nation werden. Worte, wie:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. —
Die Fabel ist der Liebe Heimatwelt —
Das Weib soll sich nicht selber angehören —
Nicht ohne Grauen greift des Menschen Hand
  in des Geschicks geheimnißvolle Urne —
Nur aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
  und die Gewohnheit nennt er seine Amme. —
Das Jahr übt eine heiligende Kraft. —
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sä't
Erfreuliches zu erndten. —
Denn aller Ausgang ist ein Gottes-Urthel —

darf man nur einmal gehört haben, um Erfahrungen seines ganzen Lebens dadurch ausgesprochen, und sie eben darum auf immer in seinem Gedächtnisse eingeschrieben zu finden. Aber

1799. eben darum, weil so viel auf dichterische oft in die Breite des Epos hinüberschweifende, oft in gehaltreiche Sentenzen zugespitzte Diction und Auseinanderstellung gearbeitet ist, kann die Handlung, wenigstens in diesem noch immer vorbereitenden Stücke, nicht überall gleich rasch und eingreifend fortschreiten, und mag daher dem gemeinen Zuschauer, der nur Getümmel und leeres Schaugepränge auf der Bühne zu sehen und zu beklatschen gewohnt ist, sogar zu langsam vorkommen.

Ueber Hr. Vohs, der den Liebling des Dichters und der Natur, den jüngern Piccolomini, mit Kraft und Gemüth auffaßte, und fast nirgends den wahren Naturton verfehlte, der der allein wieder den Weg zum Herzen der Zuschauer zu finden weiß, war nur eine ungetheilte preißende Stimme im Publikum. Figur, Anstand, Biegung und Haltung der Stimme, schnelles Auflodern jugendlicher Leidenschaft, lebendige Darstellung des Kampfs zwischen Pflicht und Neigung, alles war im Geist der Rolle empfunden und wiedergegeben. In ihr selbst liegt die rasche Leidenschaftlichkeit, womit das dreymalige: es kann nicht seyn! nur im Anwachsen des Tons und der Schnelligkeit ausgesprochen, und nicht, wie allerdings in einer bedachtsamen Rolle der Fall gewesen wäre, durch Pause und Mienenspiel ausgemahlt werden durfte. Der ältere Piccolomini ist der böse Geist Wallensteins und die kunstbedürftigste Rolle im ganzen Stücke. Stumm, wie das Grab, wenn er vor oder hinter seiner Beute steht, züngelt er zweyschneidige Rede, sobald die verlarvte Arglist ihre volle Befriedigung dabey findet. Je mehr Hr. Schall, der hierbey das Möglichste zu leisten gesucht hat, diesen Charakter ergründen und bis auf die feinsten Fäden aus welchen der Dichter dieß Gewebe schuf, verfolgen wird, desto mehr wird er die oft nur angedeuteten, oft nur in schwebenden Außenlinien entworfenen Züge auszumahlen wissen. In mehrern Scenen der ersten Aufzüge wird diese Rolle da am meisten sprechen, wo sie ganz stumm, selbst in der Geberde stumm ist. Dem Buben, der hier horcht, ist selbst das sichtbare Auflauschen Verrath. Das Auge allein ist hier dem Zuschauer die Pforte zum Innern. Damit muß der ältere Piccolomini in den Scenen, wo Kriegsrath gehalten, oder nach dem Bachanal die Unterschrift gegeben wird u. s. w. allein sprechen und doch durchaus verständlich werden können. Ein besonders fein nüanzirtes Spiel fordert

das Eindringen auf den Gegenübersitzenden, das in diesem Stücke zweymal in ganz verschiedenen Verhältnissen, das erstemal in der herrlichen Scene, wo der Vater den Sohn zu überreden sucht, und das zweytemal gegen Buttler vorkommt. Man erinnere sich nur an den Reichthum von passenden und zu dem steigenden Affect abgemessenen Bewegungen, die z. B. Iffland als teutscher Hausvater dem Mahler Lebock gegenüber anzubringen weiß. — Hr. Graff als Wallenstein erfüllte, besonders bey der zweyten Aufführung, alle gerechte Erwartungen, die man von einem so verständigen und seiner Rolle leise nachspürenden Künstler haben konnte. Wallensteins Größe wird im Stücke selbst überall mehr vorausgesetzt, als gezeichnet. Der Dichter hatte ohne Zweifel sehr gute Gründe ihn nicht als den planvollen Usurpator von Alters her zu schildern. Wir sehen hier den Verrath durch den Drang der Umstände und die auf ihn einstürmenden Rathgeber erst entstehn. Natürlich mußte dies eine Menge Situationen herbeyführen, wo der große Wallenstein nicht die Umstände sich, sondern sich den Umständen unterwirft, und nur zu oft von der hohen Basis herabzusteigen genöthigt wird, auf welche unsere Phantasie die kolossale Figur so gern erhob. Zugleich wollte der Dichter in einigen Nebenfiguren, als dem Feldmarschall Illo und dem Grafen Terzki, die ihm oft scharf auf den Leib rücken, und den Abstand nicht gehörig zu beachten scheinen, uns gleichsam die rohe Masse zeigen, aus welcher der glücklichere Condottiere sich nur empor gearbeitet hat. Wie schwer ist also die Aufgabe, wie ungemessen die Forderung an den Künstler, uns bey allen diesen Nachtheilen den Königlichen, der eine halbe Welt in seinem Sturz mit hinabzieht, dennoch in jeder Miene und jedem Laute durchblicken zu lassen, und wie groß sein Verdienst, wenn er jetzt bey der ersten Aufführung für's erste nur den allgemeinen Umriß seiner Rolle richtig zeichnete und uns im Ganzen den wunderbaren ahnden ließ, von dem es heißt:

1799.

> Der Geist ist nicht zu fassen wie ein andrer.
> Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
> So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
> Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Herr Graff hat in der That bey der zweyten Vorstellung schon dadurch weit mehr gethan, daß er weniger that, und mit

1799. festgehaltener Stimme da nicht mehr wankte, wo ihn bei der ersten Vorstellung die Empfindung übernahm. Der herrliche Monolog im vierten Akte wurde mit wahrer Zufriedenheit der Zuschauer, denen nun nichts mehr davon verloren ging, durchgeführt, dürfte aber freylich selbst nach dem anhaltendsten Studium noch einer Menge neuer Details im sogenannten kleinen Spiele empfänglich seyn. Die sorgfältigste Aufmerksamkeit fordert gewiß die letzte Unterredung mit dem jüngern Piccolomini zu Anfang des fünften Aufzugs. Verliert Wallenstein hier seine Ehrfurcht gebietende Fassung auch nur einen Augenblick vor den Worten: sei ruhig Max! so steht er gedemüthigt und als ein armer Sünder vor dem Gerechten. Aber mit einer Welt voll verhaltenen Gefühls muß er mit jenen Worten losbrechen, und so kann die Scene des höchsten Effects nicht verfehlen.

Als Nebenrolle im männlichen Personal dürfen der kaiserliche Minister Questenberg und der schwedische Oberste Wrangel nicht übersehen werden. Ersterer wurde von Hrn. Becker mit aller ihm zukommenden steifen Feierlichkeit und Würde gespielt, ohne auch nur einmal an die hier so nachbarlich angränzende Carricatur zu streifen. Letztern gab uns Herr Hunnius mit aller der schwedischen Sache so wohlanstehenden Kühnheit und Festigkeit. Man wird dieser Scenen, so gegeben, nie satt werden. Der Schwede ist ein Engel des Lichts und doch für Wallenstein ein schwarzer Unglücksrabe. Man möchte sich ihn und den Questenberg als Silhouetten ausschneiden, und immer vor Augen behalten, wenn es eines Androeides der Vorzeit gälte.

Das weibliche Personal in diesem Schauspiele besteht, ausser der Herzogin von Friedland, die nur wenig zu sprechen aber in der einzigen Scene, wo sie auftritt, den ganzen Glanz der Wallensteinischen Fürstengröße anzukündigen hat, in Wallensteins Tochter Thekla, und seiner Schwester, der Gräfin Terzky. Wallensteinischer Geist webt, nach des Dichters kunstreicher Anlage, in beyden, nur in der unerfahrenen, den schützenden Klostermauern jetzt erst entkommenen Thekla mit sanfter Schwärmerey, in der intriguanten Terzky aber mit Hohn und Schadenfreude vermischt. Mlle. Jagemann gab der holden Thekla alle jungfräuliche Unbefangenheit und edle Traulichkeit in ihrer offenen Liebe, und sprach, besonders bey der zweyten Vorstellung, den letzten Monolog während der im Hintergrunde zum Banquett

hervortönenden Musik mit immer steigender, auch die Zuschauer tief erschütternder Heftigkeit. Die Gräfin Terzky wurde von Mad. Teller gespielt. Diese vom Regensburger Theater neuerlich erst zu uns gekommene Schauspielerin, bewies in mehrern Stellen ihrer mit nicht geringen Schwierigkeiten in der Ausführung verbundenen Rolle, was das Publikum schon bey zwey vorhergehenden Debütrollen mit vielem Vergnügen bemerkt hatte, daß sie eine geübte Schauspielerin sey. Sie wird also auch da, wo sie noch etwas zu wünschen übrig ließ, gewiß noch tiefer in den Geist ihrer Rolle eindringen, und den Junonischen Stolz einer Frau, die den Böhmen schon einen König gab, mit allen Künsten des höhnenden Spottes und der listigen Verführung in Einklang zu bringen wissen. Sie besitzt die seltene Gabe einer deutlichen Accentuation und Aussprache. Wie leicht wird es ihr werden, auch den hie und da noch zu stark betonten Accent abzuschleifen, ihrer Stimme die reinste Geschmeidigkeit, ihrem Mienen- und Geberdenspiel die zarteste Mäßigung zu geben! 1799.

Als eine Erscheinung, die allen Schauspielern zum Lobe gereicht, ist noch der richtige Vortrag des in Jamben gearbeiteten Stücks anzumerken. Fast alle bewegten sich in diesen sehr kunstreichen Kothurnen mit einer natürlichen Leichtigkeit und zwanglosen Angemessenheit, die bey einer so ungewohnten Aufgabe wahre Achtung verdient, und wo auch noch Forderungen unerfüllt blieben, wenigstens für die Zukunft von der glücklichsten Vorbedeutung seyn kann. Denn nur in gebundener Rede ist die wahre Schule der höhern Theaterdeclamation. Nur durch gebundene Rede kann dem so schnöde unter uns herabgewürdigten Trauerspiele geholfen und ein neuer Lebens-Odem eingeblasen werden.

Mit großer Kunst und Wahrheit war das Costüm der hier spielenden Personen gewählt und eingerichtet worden. Der kaiserliche Kriegsrath und Kammerherr von Questenberg flößte in seiner spanisch-teutschen Hofgala mit den bis zur Schulter geschlitzten und herabhängenden Ermeln des Oberkleides, seinem aus Drap d'or gefertigten Schlitzwams und bauschend unterbundenen Hautdechausses nicht Gelächter sondern Achtung ein. Es war die treuste Copie nach einer wahren Antike aus jenem Zeitalter. Eben dieß galt von dem Prachtgewande der Herzogin und der sämmtlichen Generale, welche nach vorliegenden Mustern

1799. sorgfältig ausstudiert worden waren. Man kann sich daher keinen imposantern Anblick denken, als die Audienz, die Wallenstein dem kaiserlichen Abgesandten giebt, wo die sämmtlichen Generals in mahlerischer Abwechslung damaliger Uniformen im Halbkreise herumsitzen. Auch die Tracht des schwedischen Obersten im schwarzen Waffenrock und herabgekrempten Federhuth gab der ganzen Figur eine lebendige Wahrheit, und setzte sie allen übrigen des Wallensteinischen Lagers auffallend entgegen. Uebrigens findet auch die Decorationsmalerey in dem von der Thekla so ahnungsvoll angekündigten astrologischen Thurm zu Anfange des vierten Aufzugs einen weiten und auf Verstärkung des sinnlichen Eindrucks wohlberechneten Spielraum.

Böttiger.

Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1799, Februar, pag. 89—97.

Die Piccolomini, Schauspiel in fünf Aufzügen von Schiller.

Unsere Leser werden uns gewiß entschuldigen, wenn wir unser Urtheil über dies Stück so lange zurückhalten, bis die Fortsetzung hier dargestellt ist — oder lieber so lange, bis das Ganze im Druck erschienen, und wir uns durch anhaltendes gründliches Studium in den Sinn des Dichters hineingearbeitet haben. — Ein lautes voreiliges Urtheil über ein Werk, an welchem ein Mann wie Schiller, mehrere Jahre gearbeitet, ist die größte Beleidigung des Dichters und die größte Sottise, welche man sich selbst sagen kann. — Ein einstweiliges Urtheil ist so gut als gar keines, oder vielmehr schlimmer. Denn ob wir gleich glauben, schon jetzt das poetische, historische, politische Interesse ziemlich zu unterscheiden, und die Idee, von der der Dichter ausgegangen, nicht zu verkennen; ob wir gleich hoffen, die Massen und Hauptmomente, die Motive und Contraste, das Ausgeführte und Angedeutete ziemlich zu klassificiren; so werden wir nie vergessen, daß das gegenwärtige Stück Bedingung ist, und daß nur erst die Fortsetzung das Recht giebt, aufsteigende Zweifel zu äußern, bis dahin aber die Achtung befiehlt, sie zu unterdrücken. —

Schlimm ist es, daß aus uns unbekannten Gründen, das Vorspiel, welches wir nur aus der allgemeinen Zeitung kennen, hier nicht dargestellt worden. Es scheint historisch und poetisch nothwendig zu seyn — jenes der Fakta wegen, auf welche in diesem Stück angespielt wird; dies des bunten Colorits wegen, durch welches es die ernste große Welt sehr gut vorbereitet, in welcher die beiden letzten Stücke sich drehen. 1799.

Rambach und Feßler, Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Berlin, 1799, März, pag. 244, 245.

Über das Schauspiel, die Piccolomini, und die Vorstellung desselben auf dem Nazionaltheater zu Berlin.

1.

Wallensteins Leben bis zum Anfange der Handlung.
pag. 278—287.

2.

Über das Schauspiel die Piccolomini.
Erzählung des Inhalts der Piccolomini
pag. 288—300. Sodann:

Obgleich hier der Faden der Geschichte Wallensteins abgerissen ist, so bildet dennoch dieses Schauspiel ein Ganzes für sich; denn nicht das Schicksal jenes Feldherrn, obgleich die Frage, wie er zum Verräther wurde, hier völlig beantwortet ist, war der herrschende Gegenstand desselben; sondern es sollte in ihm die Aufgabe gelöset werden, auf welche Weise zwei so verschiedene Charaktere, wie Vater und Sohn Piccolomini, auf das Schicksal des Generalissimus wirken müssen. Dieser ist daher zwar der Mittelpunkt, um welchen sich alles bewegt; aber die Theilnahme für ihn darf doch nicht überwiegend seyn, weil er nur eine untergeordnete Rolle spielt, und auf die Piccolomini muß der Blick vorzüglich gerichtet werden. Durch ungemeine Kunst des Dichters ist dies wirklich geschehn, und meisterhaft ist jene Unterredung zwischen den Piccolomini zur letzten Scene gewählt, denn durch sie wird endlich ganz entschieden, welche Stellung dieselben gegen

1799. Wallenstein und sein Verhängniß genommen haben. Wer unbefriedigt durch dieses Schauspiel bleibet, hat es seinem Wesen nach mißverstanden.

Voll Abneigung gegen alles, was den gewöhnlichen Gang der Dinge überschreitet, und selbst auf dem Mittelwege welchen er stets sucht, nie von der Vorsicht verlassen; schon deshalb ohne Sinn für Genialität, schon darum den alten engen bürgerlichen Ordnungen hingegeben, aber mit ganzem Herzen denselben auch deshalb zugethan, weil er nur in ihrem Ansehn Gewicht gegen Willkühr und Tyrannei sieht, nur durch sie noch eine Freiheit möglich glaubt, die er in seinem eignen Busen nicht findet; nicht enthusiastisch für reine Sittlichkeit, aber weit von dem Gedanken entfernt, ein Bubenstück zu verüben, sogar traurend über die Verkettung der Dinge, wodurch die böse That andrer auf unser Handeln so wirkt, daß wir, um nicht durch sie unterzugehn, uns nicht kinderrein erhalten können, und deshalb in dem festen Glauben, daß Verstellung ein nothwendiges Übel, und Meister in ihr zu seyn, ein großer Gewinn sei, mit welchem Tugend wohl bestehn könne: so steht Octavio Piccolomini dem Generalissimus gegenüber, welcher durch den astrologischen Aberglauben mächtig zu ihm gezogen wird. Sein Wohlwollen und Vertrauen flieht denselben aber in gleichem Grade. Ein Mann, wie dieser, welcher nicht nur auf der Erde alle alte Ordnung gering achtet und zerstört, sondern schwindelnd die Ordnung des Himmels zu neuer Verwirrung mißbraucht, welcher selbst seine Verstellung durch jähe Leidenschaften zu allen Stunden unterbricht, ein solcher Mann mußte ihm nach seiner ganzen Natur zuwider seyn. Er hat das Vertrauen des Herzogs gemieden, und darum glaubt er gar keine Verbindlichkeit zu haben, die ungesuchte Freundschaft desselben mit offnem Wohlwollen zu erwiedern. Verstellung gegen denselben dünkt ihn sogar Pflicht, da er ihn einem Verbrechen nahe glaubt; und ihn zu umgarnen, sobald das Verbrechen wirklich begangen, der Verrath beschlossen und schon zum Theil vollzogen war, dazu wird er von allem getrieben, was ihm heilig und werth ist. Schon sein Gehorsam gegen den Kaiser, welcher ihn auffodert, den Verrath zu Schanden zu machen, wäre für ihn Bewegungsgrund genug gewesen. Zu dem Versuche, den Herzog vom Verbrechen zurückzuhalten, hatte er sich nicht schuldig geglaubt, weil er keine Freundschaft für ihn fühlt. Aber dazu

wäre er gegen einen jeden verpflichtet gewesen, und es ruht offenbar Schuld auf ihm, weil er keinen Abscheu gegen das Verbrechen, welches Wallenstein ihm anvertraute, laut werden ließ. Selbst wenn er überzeugt war, daß er durch seine Offenherzigkeit sich sogleich in Lebensgefahr stürze, hätte er es thun müssen; aber als ein Bube und Bösewicht erscheint er deswegen nicht, wenn man jene Titel nicht etwa an die Menschen überhaupt, bis auf wenige Ausnahmen, vertheilen will. 1799.

Zu diesen Ausnahmen gehört Max Piccolomini, dessen ganze Natur im Elemente reiner Sittlichkeit lebet, und welcher die Schuld seines Vaters nach ihrem ganzen Gewichte fühlt. Unter Wallensteins Fahnen hat er sich seit seiner frühen Jugend zum Krieger gebildet, und selbst von genialischem Drang erfüllt, hat er das Genie des Herzogs sich zum Leitstern in seinem Handeln und Wollen gewählt. Tiefe Verehrung bindet ihn an den bewunderten Feldherrn, die kindliche Liebe an seinen Vater, dessen Natur sonst das Gegentheil der seinigen. Ausserdem hat er nie eine Fessel gekannt: Natur und Erziehung im Lager haben ihn bestimmt, daß in seinen Handlungen, in seinen Worten ungezwängt sein ganzes Innres herrschen solle. Aber zugleich hat ein weiches, gefühlvolles Herz, wenn es gleich keine Nahrung im Lager fand, ihn vor kriegerischer Hoheit, sein starker sittlicher Trieb vor Lastern der zügellosesten Lebensart bewahret. Einen solchen Jüngling in dem Augenblicke darzustellen, wo die Liebe alle die schlummernden Knospen seiner Natur plötzlich zum schönsten, blühendsten Leben aufhaucht, ist ein wahrhaft göttlicher Gedanke. Die Liebe verleiht seiner Natur noch ein geistigeres Leben, als sie bisher kannte, und treibt auch ihn an, die Sternenwelt zu suchen, die Heimath des bewunderten Geistes seines Feldherrn. Das schuldloseste Gefühl und verbrecherischer Ehrgeiz treffen in ihr zusammen: alles kettet den Jüngling stärker an den Helden, dessen Tochter er liebt, in dem Augenblicke, wo die Pflicht ihm zuruft, sein Herz von dem verbrecherischen Geiste desselben loszureißen.

Es muß ein hohes, holdes Wesen seyn, daß die Seele dieses Jünglings mit Liebe erfüllte. So mädchenhaft Thekla erscheint, ruht der hohe Sinn ihres Vaters auch auf ihr, nur reiner und milder, und in stillen Klostermauern haben ihre Blüthen, so wie überhaupt am Weibe alles schneller gedeiht, sich schon mehr in

1799. reife Früchte verwandeln können, als die stürmende Kraft ihres Geliebten im Geräusch des Lagers. So innig sie liebt, raubt ihr die Leidenschaft nicht, wie dem Jüngling, alle Freude an jedem andern Genusse, denn das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den schönen Schatz im Herzen trägt; und wenn Max nur da, wo von Sittlichkeit die Rede ist, schnell den richtigen Punkt trifft: so weiß sie mit ihrem zarten Sinne die Eigenthümlichkeit andrer Menschen schnell und treffend zu beurtheilen.

Wie sie im Gebiet der hohen Naturen noch etwas mehr geachtet werden muß, als ihr Geliebter: so steht die Gräfin Terzky unter den tadelnswürdigen Staturen mehrere Stufen tiefer, als Octavio Piccolomini. Es kann dem Weibe gelingen, an reiner Vollendung, an Feinheit des Urtheiles auch den vorzüglichsten Mann ein wenig zu übertreffen; aber der tadelnswürdige sinkt nicht leicht so tief herab, als das Weib welches die weibliche Bahn einmal verlassen hat. Blos aus Hang zur Intrigue, aus Herrschsucht stößt die Gräfin den scheuen Feldherrn zu dem Verbrechen hin, von welchem Octavio ihn nur nicht zurückzieht. Dieser hatte so viel zu fürchten, wenn er ganz schuldlos bleiben wollte; jene aber bereitet sich nur dann Gefahr, wenn sie zum Verbrechen verführet.

Zwischen diesen Charakteren stehn Wallenstein und sein Verhängniß. Der Dichter, welcher Begebenheiten und Charaktere aus der Geschichte nimmt, braucht sich freylich nicht um die historische Wahrheit zu bekümmern; aber es bleibt doch immer ein Nebenvortheil, wenn seine Darstellung mit der Wirklichkeit übereinstimmet. Nach allem, was man aus der Geschichte Wallensteins abnehmen kann, war sein Charakter ganz so, wie ihn der Dichter dargestellt hat, ward er wirklich nur darum Verräther, weil man ihn am kaiserlichen Hofe schon als einen solchen behandelte, weil er mit dem Gedanken des Verrathes durch das Spiel mit demselben vertraut geworden war. Offen trotz seiner Verschlossenheit, weil er die Menschen ebenso wohl verachtete, als er ihnen nicht traute; so ehern sonst sein Wille ist, unentschlossen, da er die letzten Schritte zum Verbrechen thun soll; der Furchtbare einem Aberglauben und einem Weibe unterliegend, und wiewohl er überzeugt ist, daß der Rache Stahl auch für seine Brust geschliffen sey, und der nicht hoffen dürfe, erfreuliches zu ärnten, wer des Drachen Zähne säet, dennoch zur Unthat fortschreitend,

weil ihm das Leben ein Nichts ist, wenn er nicht eine Welt bewegen kann; wird uns Wallenstein freilich nur durch einzelne Stralen seines Genius bewundernswürdig, aber erregt unser Mitleid, und wir glauben fast selbst an die Nothwendigkeit, daß er ein Verräther werden müsse. Unser Bedauern ist ihm gesichert, wenn er nun als der Held der Handlung uns Schrecken und Bewunderung einflößen wird. 1799.

Wenn aus jener einfachen Beschreibung der Szenen, aus diesen Betrachtungen über die Hauptpersonen sich ergiebt, mit welchem Verstande und mit welcher Feinheit das Ganze angelegt und geordnet ist, mit welcher Kühnheit, Wahrheit und in welchem genialisch gedachten gegenseitigen Verhältnisse die Charaktere gezeichnet sind; wenn man die Größe der Handlung betrachtet, und ihren Einfluß auf die Begebenheiten, welche die wichtigsten für Deutschland waren; wenn man endlich den Reichthum dieses Schauspieles an zarten Empfindungen, großen Gedanken von zermalmender Wahrheit und an schönen Bildern in der treflichsten Sprache bei sich überlegt: so erwartet man von der Vorstellung dieses dramatischen Gedichtes, auch wenn sie nur mittelmäßig ist, eine unermeßliche Wirkung. Die Vorstellung desselben auf dem Berliner Nazionaltheater war im Ganzen gut, und dennoch wurde jene Erwartung keinesweges erfüllt. In wiefern einzelne Schauspieler dazu beitrugen, daß sie nicht befriedigt ward, zeigt sich vielleicht weiter unten. Aber fällt keine Schuld dabei auf den Dichter? und trägt das Publikum selbst nicht den größten Theil der Schuld?

Die Fülle der Rede ist in manchen Haupttheilen des Stückes zu reich, und deshalb scheinen bisweilen die Personen, anstatt die Handlung fortzubewegen, sich in rhetorische Uebungen zu verlieren. Damit hängt zusammen, daß mitunter Redensarten und Bilder vorkommen, die etwas zu fremdartiges und künstliches an sich tragen, als daß sie für den Zuschauer eine belebende Kraft haben könnten. Auch wären die Ausdrücke aus fremden Sprachen, deren sich die Feldherrn bisweilen bedienen, da sie doch nur ein zufälliger Rost der Sprache jener Zeit sind, hinwegzuwünschen, weil sie sich mit den jetzigen Begriffen von edler Rede nicht ganz vertragen.

Octavio Piccolomini ist die Macht, welche sich dem un-

1799. geheuern Beginnen des Feldherrn und seines Anhanges, der verwegenen List der Gräfin Terzky, den Verheissungen der Sterne, gegenüber lagert. Nie fehlende Vorsicht ist sein Genius. Gesetzt nun aber, in jener Stunde, da er Pilsen verlassen will, und Isolani und Buttler zu sich beschieden hat, um sich ihnen in seiner wahren Gestalt zu zeigen, wäre es ihm fehlgeschlagen, sie von Wallenstein loszureissen? Unfehlbar wäre er dann verlohren gewesen, wenn er sie nicht wenigstens hätte festhalten können, bis er glücklich aus Pilsen entkommen. Man sieht aber dazu keine Anstalten getroffen, und fühlt sich in Octavio getäuscht, indem man wohl weiß, daß seine Kenntniß vom Charakter des Isolani und Buttler einen so vorsichtigen Mann nicht des glücklichen Ausganges so sicher machen sollte, daß er sich gegen die Gefahr im entgegen gesetzten Falle nicht vorbereitet hätte.

Endlich hat der Dichter die Größe, welche der Handlung schon beiwohnt, offenbar noch auf eine zwiefache Weise erweitert, indem er gleichsam die Geschichte des ganzen bisherigen Krieges in die Handlung hineinlegt und die äusersten Kreise der Begebenheiten uns zeigt, wodurch jene möglich wurde; und zweitens, indem er sie an den Sternenhimmel geknüpft hat. Manche historische Abschweifungen, vorzüglich aber die umständliche Beschreibung des Bechers, welcher auf die Krönung des Pfälzer Friedrich gearbeitet war, können wegen des ersten Gesichtspunktes gebilligt werden, wiewohl auch noch Nebengründe hervor springen, warum sie eingeschaltet wurden. Aber die Handlung wird durch solche Einschaltungen doch zu sehr aufgehalten, und wer mit der Geschichte nicht schon vertraut ist, faßt sie nicht einmal, wenigstens nicht während der Vorstellung. Ohne Darstellung der Astrologie konnte Wallenstein nicht dargestellt werden, und die wunderbare Größe der Handlung, welche aus ihr fließt, war nothwendig. Auch hat der Dichter alles mögliche gethan, durch den astrologischen Aberglauben nichts lächerliches auf Wallenstein fallen zu lassen. Wie schön rechtfertigt ihn Max Piccolomini, indem er seinen Grund darin findet, daß die gemeine Natur hohen Gemüthern und liebenden Herzen zu eng ist! Aber dennoch wird die Masse unsrer sogenannten gebildeten Zeitgenossen, welche sich zum Theil deshalb für aufgeklärt hält, weil sie nicht kräftig genug ist, um einen großen Aberglauben zu hegen, es dem Generalissimus nicht verzeihn, daß sie glaubt, sich für gescheuter halten zu dürfen, als

ihn. Die Theilnahme vieler hat er verscherzt, weil er sich der Astrologie beflissen hat. 1799.

Die Hauptursache aber, daß dieses Schauspiel nicht so aufgenommen wurde, wie man es seinem Gehalte nach erwarten sollte, liegt in dem Grundfehler der modernen Kultur, über welchen sich nur wenige erheben, daß wir weit mehr das Interesse der Neugierde, als des Kunstsinnes zu allem mitbringen. Ueber ihn ein mehreres zu sagen, würde gänzlich unnütz seyn.

3.
Ueber die Vorstellung des Schauspieles, die Piccolomini auf dem Berliner Nazionaltheater.

Ganz so wie er vom Dichter gezeichnet ist, wurde Octavio von Iffland dargestellt, nur daß dieser Meister ihn in solchen Stellen, wo es zweifelhaft ist, ob der Dichter ihn blos mit dem Verstande und nach Berechnung seines Zweckes, oder mit überfliessendem Herzen reden läßt, gänzlich in der Sprache dieses letzten nahm. Dadurch wurde die Anhänglichkeit des stets berechnenden Mannes für die alte Ordnung der Dinge und das Kaiserhaus begeisternd, und dadurch wurde es völlig begreiflich, wie er trotz seiner Vorsicht das gefährlichste Amt vom Hofe übernahm. Nur wenn man das Herz Octavios über Treue gegen alte Form und alte Obrigkeit vorher laut hat reden hören, begreifft man in der letzten Szene den heftigen Ausbruch seiner Empfindung, wodurch selbst seine Fassung hinweggerissen wird:

> Max! Max! wenn das entsetzliche mich trifft,
> Wenn Du — mein Sohn — mein eignes Blut —
> ich darfs
> Nicht denken! Dich dem Schändlichen verkaufft,
> Das Brandmal aufdrückst unsers Hauses Adel,
> Dann soll die Welt das schauderhafte sehn,
> Und von des Vaters Blute triefen soll
> Des Sohnes Stahl im gräßlichen Gefechte.

und nur auf eine solche Weise kann die Haupthandlung, Verhältniß der Piccolomini gegen Wallenstein, ihre Vollendung er-

1799. reichen, indem das Herz des Vaters, der seinen Sohn am Rande des Grabes oder als Verräther zurückläßt, dem Herzen des treuen Unterthanen erliegen muß.

Das Gemisch von planvoller Vorsicht und leicht reger Herzlichkeit Octavios hat Iffland in Stimme, Gestalt, Bewegung und Blicken stets hervorkommen lassen. Auflauernd und empfindungsvoll zugleich waren seine Augen bei manchen Wendungen seines Gespräches mit Max, der Ton, welcher einen Zweck erreichen wollte, löste sich plötzlich in reine herzliche Laute auf, und die kaum noch zurückgebogne schlaue Gestalt ward von dem Herzen vorwärts gezogen. Besonders ging von seinem Spiel das vornehmste Leben über die Szene beim Bankett aus. Hier mußte seine Aufmerksamkeit entdecken, wie seine Rolle endigen werde, und hier war die gefährlichste Klippe, daß man keinen Argwohn auf ihn werfe. Er war emsig bemüht zu sprechen, als merke er auf nichts, und sah doch alles; wie längst entschlossen und sorglos ging er mit raschen festen Schritten hin, um die Eidesformel zu unterschreiben, und durchforscht sie doch mit den Augen; wie Buttler, Terzky und Illo vertraut reden, schreitet er nicht schleichend, sondern fest vorbei, um sich einen Becher Wein zu hohlen; er höret und niemand von der Gesellschaft kann es bemerken, daß er horchet.

Dieses ununterbrochene Spiel, welches eben so sehr ein Werk des Fleißes als des Genies ist, diese Fülle von feinen Zügen, kann unmöglich vornehmlich bei sehr zusammengesetzten Darstellungen nach dem ganzen Zusammenhange vom Zuschauer bemerkt werden, und der Künstler muß sich damit trösten, daß er sich selbst genug thue und zu dem Ganzen der Darstellung, oft ohne daß sein Verdienst geahndet wird, das Seinige beitrage. Selbst wenn die Aufmerksamkeit aller Zuschauer von ihm ganz abgelenkt wird, spielt der große Künstler fort, und bringt seine Anstrengung einzig der Kunst zum Opfer.

Das erste Erforderniß beim Schauspieler, welches aber unglaublich oft und leichtsinnig vernachlässiget wird, ist ohne Zweifel, daß man ihn gänzlich verstehen könne. Auch nicht der leiseste Laut Ifflands entging selbst in der Ferne dem Zuhörer. Doch strengte er seine Stimme niemals so an, daß er sie nicht in seiner ganzen Gewalt behalten und dem Verse nicht seine ganze Harmonie hätte lassen können. Zu stark ließ er denselben nie

hervortönen, man würde, wenn er allein gesprochen hätte, und man nicht durch andere daran erinnert wäre, daß ein ungewohnter Fall der Rede herrsche, sich ohne es zu merken von dem wohllautenden Strom seiner Rede, der zum Herzen eines jeden Zuhörers drang, haben hinreißen lassen. In folgender Stelle, die zugleich die wichtigste für die Beurtheilung Octavios ist, war der Triumpf seiner Deklamazion. 1799.

Octavio.

Mein Sohn! laß uns die alten engen Ordnungen
Gering nicht achten! unschätzbare, theure
Gewichte sinds, die der bedrängte Mensch
An seiner Dränger raschen Willen band,
Denn immer war die Willkühr fürchterlich.
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er ist kein Umweg. Grad aus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächsten Wege langt er an,
Macht sich zermalmend Platz um zu zermalmen.
Mein Sohn! die Straße die der Mensch befährt,
Worauf der Segen wandelt, diese folgt
Der Flüsse Lauf, der Thäler freien Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums heilge Grenzen ehrend,
So führt sie später, sicher doch zum Ziel.

Mit Rührung in Gestalt, Blick und Stimme wurden diese Zeilen gesagt; aber keine Malerei mit den Händen oder durch Bewegungen, ein leises Erheben des Armes ausgenommen, zerstreute die hervorquillende Kraft. Der Künstler war versunken in Anschauung des Gedankens, des Bildes, und gleichsam unwillkührlich malte der Wechsel seiner Stimme die Gegenstände, welche vor seiner Seele vorbeigingen.

Diese Ruhe, in welcher die lebendigste Darstellung wohnet, war es vorzüglich, was man bei Mattausch vermißte, welchem die seelenvolle Rolle des Max Piccolomini zu Theil geworden. Jugendliche Kraft, Gestalt, ein gewisser herzlicher Ausdruck, und einnehmende Offenheit sind Gaben, die ihm zu dieser Rolle nicht entstehn; aber das himmelanstrebende in dem herrlichen Jüngling,

1799. wodurch seine Liebe so geistig, seine Sittlichkeit so wunderbar rein, schien in seine Seele nicht gekommen zu seyn; er äusserte keine Religion der Gefühle, und ließ dem Dichter nie weniger Gerechtigkeit widerfahren, als in den Stellen, wo Max beschreibt, wie es seinem liebenden Herzen Bedürfniß geworden, den Tempel zu suchen, wie er in der Welt der Fabel, der Götter sich mit seiner Liebe hinaufsehne. Der Zögling des Lagers sprang zu sehr hervor, und wir glaubten nicht an die Verwandlung, welche die Allmacht der Liebe mit dem Jüngling vorgenommen hatte. Am unangenehmsten wurde man an jenen erinnert, wenn Max mit einiger Bitterkeit, einigem Spotte redet. Ein solcher Jüngling spricht nur mit Würde und stolzem Selbstgefühl, und hat z. B. die Worte

Wenn Du geglaubt, ich werde eine Rolle
In Deinem Spiele spielen, hast Du Dich
In mir verrechnet!

gewiß seinem Vater nicht in einem heftigen, schneidenden Tone zugerufen. Selbst jene Reden, die auch bei dem phantasievollen Menschen einige äussere Malerei vertragen, verloren ihren eigenthümlichen Charakter, indem die Malerei unleidlich stark aufgetragen wurde. Zu dem herrlichsten gehört folgendes, was Max sagt:

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
u. s. w.

Alles, was hier als Segen des Friedens hervortritt, ist jedem Menschen so begreiflich, so bekannt, daß dem Zuschauer diese Bilder durch Gestikulazionen nicht vor den äussern Sinn geführt zu werden brauchen. Nur dem überströmenden Gefühle, dem Bedürfnisse des Redenden selbst verzeiht man hier die Malerei durch Geberden und Bewegung; man bezweifelt aber selbst dieses Bedürfniß, wenn der Schauspieler seinen Hut abnimmt und zeigt, wie die Mayen des Friedens auf demselben stehn werden, wenn er die kleine Gerte mit den Händen malet und den breiten Baum u. s. w.

Alle Lieblichkeit Theklas hat Mad. Fleck dargestellt, und die feste Bestimmtheit ihrer anmuthigen Stimme beschrieb eben so siegreich den feinen Verstand, als den hohen Sinn der Tochter Wallensteins. Wie lebendig, und doch wieder wie still und sinnig war alles an dieser vortrefflichen Schauspielerin! Die wahrhaft große Besonnenheit, welche Thekla troz dem heftigen Wallen ihres Herzens behält, ohne daß sie ihr die geringste Anstrengung verursacht, lag in ihrer Heiterkeit vor uns; an der Darstellerin erschien alles, wie eine schöne Gabe der Natur, ganz wie es bei der Dargestellten der Fall ist. Den tragischen Kontrast, daß eine solche Liebe, wie Thekla und Max hegen, mit dem ungeheuren Beginnen Wallensteins in Verbindung gesezt ist, umgab die Künstlerin mit allem schauerlichen Gewölke der Ahndung; und deshalb waren die Verse, worin sie den finstern Geist, der durch das väterliche Haus gehe, und die himmlische Gewalt beschreibt, welche dennoch ihr Herz umschlinge, von unermeßlicher Wirkung für jeden nicht ganz abgestumpften Zuschauer. Das Grauen wandelte von ihren Lippen bei den ersten Zeilen, das Schrecken beim Schluß der Verse, und in der Mitte hauchte das Entzücken der Liebe so wunderbar, daß der Zuhörer ihr selbst die Worte zurufen möchte: 1799.

Es zieht mich fort mit göttlicher Gewalt, u. s. w.

Mit Genialität nahm Fleck die meisten Seiten in Wallensteins Charakter auf. Die geheimnißvolle Verschlossenheit, die Zweifelsucht, den Stolz desselben hat er in Geberde und Deklamazion ganz gegeben. Schwerer war es, den Einfluß darzustellen, welchen die Geheimnisse der Astrologie auf sein Wesen gehabt haben. Auch dieses gelang dem Künstler. In dem angezognen Tone, in dem gleichsam träumenden Auge nahm man oft die innern Visionen wahr. Überhaupt war in der Deklamazion eine fast schreckende Wahrheit. Die Beschreibung der Nacht vor der Schlacht bei Lützen wurde vielleicht mit der auffallendsten Kunst gegeben. Dumpf und geisterähnlich war die Stimme, so lange der Traum beschrieben wurde; Erwachen und Überraschung malte dann jeder Ton. Bisweilen aber opferte der Künstler dem zu großen Streben nach dem wahrsten Ausdrucke die Schönheit des Verses auf, und die muß doch immer hervortönen, wenn es wahr ist, daß nur ein versifizirtes dramatisches Gedicht ein vollendetes

1799. heissen kann. Eben so sind Würde und Abgemessenheit des Anstandes bisweilen vernachläßigt worden, weil sie der Schauspieler über der Darstellung des innern Wallenstein vergaß.

Den Geist der Intrigue, der Schadenfreude, des durchaus von seinem Willen nicht ablassenden Weibes hat Mad. Eunike in der Gräfin Terzky nicht verfehlt; aber man würde den Generalissimus lieber entschuldigt haben, daß er fiel, wenn die Überredung mehr auf ihren Lippen gewohnt hätte. Dies würde mehr der Fall gewesen seyn, wenn sie ihre Stimme in einem gewissen tiefen Ton, welcher sehr glücklich ist, erhalten könnte. Sobald sie aus demselben hinausgeht, verliehrt sie das Maaß für ihre Deklamazion.

Mit Überlegung hat der Dichter den Mann eines herrschsüchtigen Weibes, wie die Gräfin ist, und den gehorsamen Unterhändler Wallensteins ganz unbestimmt gelassen, und mit Recht that Beschort, welcher den Grafen Terzky spielte, nichts hinzu. Zwei andre Rollen, der Astrolog und der Hofkriegsrath Questenberg sind eigentlich blos Repräsentanten ihres Amtes ohne persönliche Individualität, ausser daß man bei diesem letzten ein gefühlvolles Herz ahndet. Diese Ahndung erhob Schwadke durch sein Spiel zur Gewißheit: sonst ließ er den Hofkriegsrath unverändert. Obgleich ohne Zweifel einer von den vorzüglicheren Schauspielern, ist er, wie es scheint, unter ihnen derjenige welcher am wenigsten charakteristische Züge seiner eigenen Natur zu überwinden hat. Daher mochte er den Hofkriegsrath am besten darstellen können, wiewohl es auffällt, daß ein kaiserlicher Minister, der schon eine ansehnliche Reihe von Jahren vorher einen wichtigen Auftrag bei dem Generalissimus ausgeführt hat, noch so jung ist.

Unzelmann hat aus der zudringlichen Offenherzigkeit, dem Leichtsinne des Kroatengenerals, womit er über Tugend und Treue weggeht, wenn ihm nur die Fortsetzung seines ausgelassenen Lebens möglich wird, sich ein Ganzes gebildet, das er vortrefflich darstellte. Er ist überhaupt einer von den wenigen Schauspielern, die in den Rollen, welche ihrem Talent angemessen sind, den Dichter ergänzen. So lebendig der Kellermeister im Schauspiele gezeichnet ist, hat ihn Greibe gegeben und es ist kein Tadel, wenn wir sagen, daß Kaselitz als Buttler den Reiter durchblicken ließ, von welchem sich der Oberste empor gearbeitet hatte.

Etwas mehr gutmüthige Treuherzigkeit, als Berger dem Schweden Wrangel gab, hätte die Rolle gehoben. Die rohe Verwegenheit des Feldmarschalls Jllo sprach Böheim ganz aus, und seine Trunkenheit bei dem Bankett, wodurch so viel entschieden wird, war der Wirkung angemessen, welche sie machen sollte. 1799.

Der Hauptfehler bei der Vorstellung im Ganzen bestand darin, daß sie nicht allgemein in einem höhern Tone genommen wurde: diejenigen Schauspieler, welche sich mit Deklamazion und körperlicher Haltung in der gehörigen Höhe hielten, standen daher allein, und so geschah es, daß auch diejenigen Zuhörer, welche entzückt in der höhern Region weilten, jeden Augenblick aus derselben herabgezogen wurden; daß das Gedicht widerstreitende Empfindungen erregen mußte. Iffland hätte in jedem Sinne gleichsam zum Leitstern dienen können.

Weil das Stück ungewöhnlich lange spielte: so hat man bei der zweiten Vorstellung manches weggelassen. Die umständliche Beschreibung des Bechers wurde mit Vergnügen vermißt; Theklas Schilderung ihrer Zusammenkunft mit dem Astrologen war abgekürzt, die Fülle der Rede vorzüglich bei Max Piccolomini und der Gräfin Terzky beschränkt worden.

Mit großer Sorgfalt und Pracht hatte man die Kleider gewählt und das Äußere eingerichtet. Es war Sorge getragen, daß das Ameublement von Stühlen und Tischen, in die Zeiten paßte, worin das Stück spielt.

Besonders gute Wirkung that dies im zweiten Akte, wo bei Terzky das Bankett gegeben wird. Ein alt gothischer Saal, zwar im unverkrüppelten gothischen Geschmack, doch ohne die Sitten der Zeit zu beleidigen, war von Herrn Verona für dieses Schauspiel gemalt worden. Ein freistehender Säulengang quer über die Bühne hin, scheidet ein Drittel des Saales von dem vordern Raum. Vor diesem Säulengange war die erste Tafel zu acht Personen, deren vordere Seite nach dem Zuschauer zu unbesetzt war. Hinter den Säulen war auf beiden Seiten eine Tafel von sechs Personen, im Hintergrunde eine Tafel von acht Personen, welche auf beiden Seiten besetzt war. Alle Tafeln waren mit Tischtüchern belegt, die mit Franzen besetzt waren. Die Gerichte waren vollständig und nach damaliger Sitte, überhäuft. Es ward aus Bechern getrunken und aus großen silberartigen Kannen kredenzt.

1799. Die Schenke war mit Bechern, Kannen, Humpen, einem großen Schwenkkessel und großen Schüsseln besetzt; die Beleuchtung des Saales geschah durch große Gueridons im alten Kostume, die Tafeln selbst waren mit runden Leichtern in derselben Form besetzt.

Das astrologische Zimmer war ganz genau nach der Beschreibung eingerichtet, welche der Dichter davon gegeben hat.

Jahrbücher der preußischen Monarchie, Berlin, 1799, 1. Band, Januar—April, pag. 300—313. (Vollmann)

Wallensteins Tod.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Schiller.

(Fortsetzung der Piccolomini.)

Auf dem Berlinschen Nationaltheater zum erstenmale aufgeführt den 17ten May 1799.*)

Erzählung des Inhalts pag. 135—159. Sodann:

— In den Bemerkungen über das Schauspiel die Piccolomini im Februar dieser Zeitschrift sind die Züge aus welchen der Dichter seine Charaktere zusammengesetzt, und die Verhältnisse zu welchen er sie gegeneinander gruppirt hat, genau entwickelt.

Was diese Fortsetzung jenes Stücks betrift, so kommt es darauf an, sie in den ganz unterschiednen Lagen der Begebenheiten, welche den Stoff des letzten Schauspiels bilden, wieder aufzufinden.

Wenn in den Piccolomini das Verhängniß Wallensteins und sein Schicksal vorbereitet, und von ihm selbst geschaffen wird, so bricht es in dem gegenwärtigen Stücke auf ihn ein. Dies schaft die Verhältnisse ganz um. Der Herzog voll Vertrauen auf seine innere Kraft und das Heer, das er geschaffen, hat den Schritt gethan, der entscheident war. Die Welt, die ihn umgiebt ändert Farbe und Gehalt, er allein das Ideal eines Helden, steht unerschüttert da, weil er durch sich selbst steht.

Es ist die Größe Wallensteins die im Unglück sich bewährt, indeß der Glanz nur während seines Glückes vorleuchtete. —

Seit der Entschluß gefaßt und ausgeführt worden, ist Festigkeit und Ruhe in seine Seele gekehrt, er sezt gern die Brust der Gefahr entgegen, kein äußerer Unglücksfall kann ihn darniederschlagen, er erträgt selbst Octavios und so manches Andern Treulosigkeit die ihm sehr verpflichtet waren — nur Maxens Tod beugt ihn. — Seit der gewiß ist, scheint das Leben und eigne Größe ihm gleichgültig. — Den Verlust eines Max konnte auch nur Wallenstein ganz fühlen, tiefer — als sein Vater Octavio ihn wenigstens zu empfinden scheint. So lange Max noch lebt kämpt Wallenstein für den Plan den er entworfen, dem Bürgemeister zu Eger deutet er die drey Monde mit stolzer Hinsicht auf sich selbst, gleich darauf erfährt er, daß sein Liebling gefallen und — wie ganz anders entläßt er den schwedischen Hauptmann im Anfange des vierten Akts. Und es ist nicht seine väterliche Liebe zu Thecla es ist nicht Schwäche gegen eine Tochter, nein es ist ein hohes Gefühl für den Werth des Jünglings der ihm seine Jugend vergegenwärtigte.

1799.

Die Liebe Maxens zu Thecla ist auf diese Weise nichts weniger als Episode. Der Vater Piccolomini ist es nicht allein, der den Wallenstein stürzt, der Herzog fällt weit mehr, als Gegenopfer für den Jüngling, der in hohen Glauben an Menschenwerth, vom Vater sich getäuscht von seinem Vorbilde hintergangen, von Thecla verlassen sieht, der aus der Welt seiner reinen idealischen Phantasien von denen gestoßen, die ihm sie realisiren zu können, am ersten fähig schienen, weil sie in seiner Brust sie ihm zuerst bewegt, — in der leeren Alltagswelt keine Existenz findet, und für die Pflicht fällt.

Es ist ein Meisterzug des Dichters, daß er die Liebenden so fein und so wesentlich zugleich in das Ganze gewebt, daß sie dem Interesse für den Hauptelden keinen Abbruch thun, und doch nichts weniger als episodisch erscheinen. Bis auf den letzten Moment walten ihre Geister durch die Handlung, die schreckenvolle Leere des letzten Akts, ist die Wirkung ihres Verlustes auf das Gemüth Wallensteins, dem alle seine Federn gelähmt sind. — So stand die Liebe auch in der antiken Tragödie, der an Würde Kraft Regelmäßigkeit und allen großen und genialischen Eigenschaften dieser Wallenstein so nahe steht. Max und Thecla sind noch mehr als Hämon und Antigone.

Nächst dem Wallenstein erscheint die Gräfin Terzky vor-

1799. züglich wichtig. Aber wie ganz anders, als vor dem Augenblicke ehe der Abfall vom Kayser beschlossen war. Der entfernten Gefahr achtet das kühne Weib nicht, die nahe raubt ihm alle Selbstständigkeit. Sie war es die, alles aufbot, selbst die Gestirne beschwor, um den Bruder das vollziehen zu lassen, was als Möglichkeit und Entschluß ihn längst ergötzt und geschmeichelt hatte. Nun ist's geschehen, und von diesem Augenblicke an, tritt die Weiblichkeit ihres Charakters in ihre Rechte, sie hofft und verzagt, sie faßt jeden den nächsten Zweig der Hülfe um sich über der Fluth zu erhalten. Thecla und durch sie Max sind ihre Stützen, und als diese gesunken sind, fällt sie in Träume und Ahnungen, und die einst durch den Misbrauch der Macht des Aberglaubens auf das Gemüth ihres Bruders ihn hinwarf in dieses Geschick, steht nun da von diesem Aberglauben gefoltert in dem Augenblicke wo Wallenstein nur den Verlust des jugendlichen Freundes fühlt. — Stolz und Feigheit zugleich — indem sie, die ihre Feinde um ein Grab bitten zu müssen glaubt, sich ihnen nicht lebend anvertrauen wird — geben ihr das Gift als Rettungsmittel in die Hand.

Ihr Gemahl und Illo stehen neben ihr kühn und ausgelassen bey dem leisesten Lächeln des Glücks; — doch alles wagend und ertrotzend beym Unglück. Sehr geschickt hat der Dichter seit dem dritten Akte, wo ihre ausgelassene Freude über den Sieg der Schweden sie entlarvt und ihren Mördern verräth, dem Auge entzogen. Wie stehen diese an sich selbst nur denkenden, eigennützigen Menschen in diesem Augenblicke neben dem großen Wallenstein. Sie freuen sich thöricht des Sieges der Schweden, er — fühlt nur Maxens Tod.

Gleich groß und wirksam sind die Verhältnisse und die Stuffenfolge der Charaktere derer gedacht, die wir als Feinde Wallensteins gegen ihn auftreten sehn.

Zuvörderst Octavio Piccolomini der in den Bemerkungen über die Piccolomini dem Dichter so trefflich nachgezeichnet ist, und der mit Wahrheit des Gefühls den Ausspruch thut, daß seine Hand unschuldig sey an dieser That, denn wie kann man ihm imputiren was nie als ferner Gedanke in seine Seele kam. Und gleichwohl bleibt er die erste Veranlassung, aber auch als solche noch edel, und so fällt Wallenstein nicht ganz allein durch den Dolch gemeiner Mörder. Uns scheint der Dichter den Octavio

dadurch vorzüglich geadelt zu haben, daß er ihn in das tragische Interesse des Stücks verflicht; unter allen die am Morde Wallensteins Theil haben ist er der einzige, der schon im Stücke vor unsern Augen noch durch des Sohnes Verlust hart büßt was er gegen den Freund verbrach. 1799.

Buttler, so viel Sophistereyen er sich selbst über die Lauterkeit seines Unternehmens macht, entlarvt sich doch als Maschine seines Eigennutzes durch die letzten Worte wo er — nach vollbrachter That gegen gerechte Vorwürfe sich mit ihr brüstend — aus des Kaysers Hand den Lohn derselben zu empfangen hofft. — Doch hat der Dichter, der nicht so ganz tief ihn wollte sinken lassen, ihm eigenhändigen Mord durch das Schicksal, welches durch Illo ihm die Rechte verwundete, unmöglich gemacht.

Neben ihm steht Gordon, fast wie Octavio gegen Wallenstein. Octavio handelt, Gordon unterläßt; Octavio klügelt die Gefühle durch Weltpolitik hinweg, die ihn abhalten sollten, zu handeln; Gordon ist unthätig aus zu strengem Pflichtgefühl, aus Kleinmüthigkeit des Geistes, einer Folge seines subordinirten Schicksals.

Die eigentlichen Mörder Deveroux und Macdonald können nur als Maschienen angesehen werden, sie stehen ihren Partisanen völlig gleich.

Gleich dem Piccolomini ist auch Wallensteins Tod reich an erhabenen Bildern, an großen Wahrheiten stark und eindringend gesagt, an Bemerkungen aus dem Leben geschöpft um seine Bahn mit einem Strahle zu erhellen, an Empfindungen die das Räthsel des menschlichen Herzens plötzlich lösen, an Grundsätzen, die ein ganzes System aufwiegen.

— Wenn man den Verfasser der Räuber einst den deutschen Äschylus nannte, so hat der Verfasser des Wallensteins wegen hoher tragischer Würde und Kraft, wegen seiner überall hervorstrahlenden Sentenzen auf den Namen des deutschen Euripides, den der erste Kritiker des Alterthums den tragischsten unter den Dichtern nannte, die gerechtesten Ansprüche.

Die Vorstellung dieses Trauerspiels auf der königl. Nazionalbühne zu Berlin läßt sich aus dem, was über die Darstellung der Piccolomini gesagt ist, beurtheilen.

Hr. Fleck, den sein hoher Genius nimmer verläßt, vollendete das Bild des Wallenstein wie er es in den Piccolo-

1799. mini begann. Ganz identificirt mit dem Helden war er in jedem Momente der, den der Dichter heischte, den der Dichter vielleicht in diesem Grade der Kunst gedacht zu haben erstaunen würde. — Groß in jedem Momente war er es vorzüglich im zweiten Akt dem Triumpfe seiner Kunst, und — in dem fünften, dem an tiefer Erschütterung nichts gleich kommt.

Madame Fleck, als Thekla, ist in den Bemerkungen über Piccolomini treflich nachgezeichnet. Hier genügt es zu erwähnen, daß sie vorzüglich die letzten Scenen des 4ten Akts, mit einem tiefeindringenden Gefühl gab. Wie war es auch anders möglich, da ein Charakter wie Thekla, der Künstlerinn nah verwandt, durch die Uebertragung ihres innern Gemüths nur gewinnen kann. — Der Schluß des Monologs am Ende des vierten Aktes war der Triumpf ihrer Stimme und Deklamation.

Hr. Mattausch als Max Piccolomini ist in den Bemerkungen über jenes Stück geschildert, er gieng hier auf dem betretnen Wege fort und unterstüzt den hohen Effekt des großen Moments bis im zweiten Akte mit Glück.

Hr. Iffland als Octavio vollendete hier auch in der kurzen Scene sein Meisterbild dieses Charakters. Wie es uns schien, zerriß er den Brief am Schlusse des Ganzen. Ein Zug, der dem Charakter sehr zu Statten kommt.

Madame Meyer (vormals M. Eunike) spielte die Gräfin Terzky in dem gegenwärtigen Stück, wie es uns scheint, noch glücklicher als in den Piccolomini. Diese Erschütterungen, diese immerwährende Besorgniß, nur zuweilen durch ein plötzliches Wetterleuchten von Hoffnung unterbrochen, diese schaudervolle Ahnung im fünften Akte mahlte sie mit treuer und großer Wahrheit. Eben so die letzte Scene, wo sie Octavio zur Rede stellt, ihre letzten Wünsche ankündigt, und den Selbstmord durch Gift gesteht. Die Künstlerin hielt sich mit großem Glück und Effekt vorzüglich in den tiefen Tönen ihres Organs, wo sie ungemeine Kraft besitzt, und die hier im hohen Grade ausdrucksvoll waren.

Hr. Kaselitz als Buttler verrieth den Künstler, der in den Geist seiner Rolle einzudringen vermag. Ohne Zweifel aber wird er mit noch größerer Wirkung ihn darstellen, wenn er sich in Gegenwart Wallensteins nie die geringste Äußerung von Regung erlaubt. Persönlich von Wallenstein beleidigt muß der Anblick

seiner Person ihn mehr in dem Entschlusse bestärken als erschüttern. 1799.

Hr. Herdt ist durchaus dazu geeignet, Rollen wie die des Gordon mit Glück darzustellen. Der Charakter des Alters und der Biederkeit gepaart mit Scheu gelang ihm sehr gut.

Deveroux und Macdonald wollen durch den Darsteller ein wenig veredelt werden, wenn dieser Ton nicht die Harmonie des Stücks stören soll.

Wir zweifeln, ob irgend eine deutsche Bühne eine Vorstellung dieser Dramen geben könne; die dem Dichter so genügen würde, wie die unsrige.

Möchte doch nun auch noch Wallensteins Lager gegeben werden, es ist gewiß ein sehr wesentlicher Theil des Ganzen und bei Meisterwerken der Art achtet man kleine Aufopferungen nicht. M.

(Fr. [illegible])

---

*) Wir haben mit Vergnügen die fortgesetzte Nachricht von einem dramatischen Meisterwerke, desgleichen bis dahin die deutsche Litteratur nicht aufzuweisen hatte, aufgenommen. Schillers Wallenstein muß in jeder Rücksicht Epoche machen. Wir erwähnen nur noch, daß diese Fortsetzung aus einer andern Feder als die Bemerkungen über das Schauspiel die Piccolomini im März der Jahrbücher S. 278 geflossen ist.
D. H.

Jahrbücher der preußischen Monarchie, Berlin, 1799, 2. Band, Mai — August, pag. 159 — 166.

Weimar.

Den 20. April wurde endlich hier zum erstenmal Wallenstein, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Schiller, gegeben. So gespannt auch die Erwartung auf dieses Stück bey jedermann war, so allgemein mußte man sich doch gestehen diese Erwartung gewiß mehr übertroffen, als nur erfüllt zu sehen. Es liegt ausser den Gränzen dieses Aufsatzes sowohl als dieser Zeitschrift, eine völlig detaillirte Nachricht und Beurtheilung dieses Stücks hier mitzutheilen, auch wird dies anderswo, wie es auch mit den Piccolomini's der Fall war, geschehen; deshalb bemerken wir nur

1799. ganz kurz, daß der Dichter uns nun die Darstellung seines Helden, des gefürchteten, geächteten Wallensteins, in den kritischen Momenten seines Sinkens und Fallens giebt. So wie er steht, als Mann, kann auch nur der Mann fallen. Alles dessen was um ihn herum vorgeht nun versichert, des Abfalls des größeren Theils seiner Truppen gewiß, zieht er sich mit dem Ueberrest einiger Regimenter nach Eger, spricht auch hier noch als Diktator, ertheilt die Gnadenverheißungen, erwartet die Schweden, und fällt durch die Machination Buttlers, des Mannes, den er seinen Freund glaubt. Schon vorher ist auch Max Piccolomini von ihm gegangen und fällt mit seinem ganzen Regiment in einem heißen Gefechte gegen die Schweden. Thekla, von dem Abschiede ihres Geliebten tief erschüttert, vernimmt die Bothschaft von seinem Fall und entflieht mit ihrem Hoffräulein, um zu seinem Grabe zu wallfahrten. Rührend schön ist die Erzählung des schwedischen Hauptmanns von Maxens Fall und Begräbniß. — Ermordet fallen Wallensteins Säulen, Terzky und Illo, auf einem Gastmal, und die Gräfin Terzky nimmt Gift, Buttler geht nach Wien die Belohnung zu holen, die er verdient zu haben glaubt, und Ottavio Piccolomini erhält, eben als er zu spät nach Eger kömmt, die blutige That verhindern zu können, vom Kaiser das Fürstendiplom. — Dies ist nur ein ganz kurzer, leichter Umriß des Ganzen, welches an der Kette einzelner Schönheiten, frappanter Situationen, rührender und erschütternder Szenen hängt. Die Besetzung des Stücks war folgende:

Wallenstein, Hr. Graff. Ottavio Piccolomini, Hr. Schall. Max Piccolomini, Hr. Vohs. Graf Terzky, Hr. Cordemann. Illo, Hr. Spitzeder. Buttler, Hr. Malkolmi. Hauptmann Desvreaux, Hr. Genast. Hauptmann Mac Donald, Hr. Eylenstein. Gordon, Hr. Haide. Rittmeister Neumann, Hr. Benda. Schwedischer Hauptmann, Hr. Becker. Baptista Seni, Hr. Weyrauch. Bürgermeister von Eger, Hr. Beck. Herzogin von Friedland, Demois. Malkolmi. Thekla, ihre Tochter, Dem. Jagemann. Gräfin Terzky, Mad. Teller. Fräulein Neubrunn, Mad. Vohs. Kammerfrau, Dem. Matiegzeck. Kammerdiener, Hr. Ciliax, Page, Dem. Baranius.

Das Bestreben sämmtlicher spielender Personen, Mühe und Fleiß, verwendet auf eine gute Darstellung, waren nicht zu verkennen, und wurden mit verdientem Beyfall belohnt. — Das

Stück wurde den 22sten wiederholt, und beyde Abende gewährten dem Publiko die schönsten Augenblicke, welche Dichter und Künstler schenken können. 1799.

V...

Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1799, May, pag. 252—254.

Schreiben aus Weimar vom 4. Julius 1799. Ueber Wallenstein's Tod.

Gestern gieng Ihr König von hier weg, er kam Montag Abends und sah vorgestern Wallenstein's Tod hier aufführen. Die Vorstellung des Stücks gieng sehr gut. Indeß erreicht in diesem zweiten Stücke Graff den Fleck bei weitem nicht, auch die Teller nicht ihre Meyer als Terzki. Ein Fehler bei unserer Truppe ist, daß sie zu wenig Uebung in der Deklamation von Versen verräth. Sie skandiren entweder oder heben den Ton gegen das Ende der Zeile und verweilen bei dem Schlusse, auch wenn der Sinn den Ruhepunkt durchaus nicht gestattet. Verse gut vorzutragen, zumal Jamben, deren Einförmigkeit nur zu leicht Eintönigkeit wird, gehört freylich zu dem Höchsten der theatralischen Deklamation, aber der Lohn der besiegten Schwierigkeit sollte dem wahren Künstler Reizes genug seyn. Man darf es jedoch von unserer Bühne erwarten, daß ihre Glieder diese Schwierigkeiten am ersten glücklich besiegen werden, da der Mangel der Uebung wohl ganz auf Rechnung des Mangels gut versifizirter Stücke kommt — die wenigen, welche die deutsche Bühne besitzt, werden hier nie aufgeführt — da Schiller selbst bei seinen Stücken, und wir haben deren noch mehrere zu hoffen, mit unermüdetem Fleiße jeden einzelnen unterrichtet und zurecht macht — da wir endlich bereits vorzügliche Muster besitzen an Vohs als Max Piccolomini, und Karoline Jagemann als Thekla. Vohs, mit einem entschiedenen natürlichen Talent, glänzte in seiner Rolle um so vorzüglicher, da die Darstellung eines so reinen Naturjünglings seiner glücklichen Anlage zu Hilfe kommt, und es ihm

1799. vielmehr zur Pflicht macht, diese allein walten zu lassen, wenn es gleich sonst das Ideal des vollendeten Künstlers ist, nie sich selbst zu spielen. Denn ein solcher Charakter wie der jüngere Piccolomini gewinnt an Lebendigkeit, wenn er aus der überströmenden Fülle des Herzens des Schauspielers selbst hervorzuquillen scheint, ein Punkt, den Mattausch nicht bedacht hat, und daher mit seiner gezwungenen, einstudirten Darstellung weit zurück bleibt. Ich brachte von Ihrem Theater den Glauben zurück, daß es unmöglich sey, hinreißender die Thekla darzustellen, als Madame Fleck. Sanfter Wechsel und Modulation der Stimme, Grazie und Liebenswürdigkeit in hohem Grade vereinigen sich in ihr, in dieser Rolle ihr alle Herzen zu gewinnen. Aber es ist keine Vorliebe für hier, und keine Verringerung der Verdienste dieser talentvollen Künstlerin, wenn ich gestehe, daß unsere Jagemann sie an Reinheit der Stimme und Grazie erreicht, an mimischem Ausdruck hingegen (in der Scene mit dem schwedischen Hauptmann) an nicht blos rührender, aufrichtiger Deklamation hingegen in dem Monologe übertrifft. Madame Fleck hat mein Innerstes erschüttert, hier war ich nicht Herr über meine Thränen bei der unnachahmlichen Deklamation des:

„Dies ist das Loos des Schönen auf der Erde.“

Das volle Leben, welches Iffland seiner kleinen Rolle so vortrefflich einzuhauchen wußte, habe ich hier freilich vermißt. Aber wo würde er es nicht werden. Ifflands meisterhaftes Spiel ward hier der Schlußstein zu dem veredelten Gemälde seines Octavio Piccolomini, der, im Vorbeigehen gesagt, nach der Entscheidung des Dichters selbst, die ich aus dessen Munde habe, durchaus in dem schonenden Sinne genommen werden soll, aus dem ihn Iffland dargestellt hat. So wird er zum lebendigsten Kommentar über die, auch von Woltmann in seinem Aufsatze über die Piccolomini angedeutete Stelle:

„Mein Sohn, laß uns die alten engen Ordnungen gering nicht achten.“

Daß mir hier das Gemälde seines letzten Erscheinens merklich schwächer erschien, lag übrigens nicht sowohl allein in dem Schauspieler selbst, der ihn darstellte, als zugleich in den übrigen, welche mit ihm zusammen auftreten, denn auch das Spiel Ihrer Meyer vermißte ich sehr. Auch verlor es an Wirkung, daß die

Schlußworte des Stücks, die Aufschrift der überbrachten Kaiserlichen Depesche an Octavio, nicht von diesem selbst, sondern, ich weiß nicht warum? von dem Schauspieler gesprochen wurden, welcher den Gordon spielte, und die Depesche dem Octavio übergab. Das Händezusammenschlagen des letzten konnte nun freilich die rührende Einfalt nicht erregen, mit der Iffland die Depesche aus der Hand fallen ließ. 1799.

Im Ganzen hatten wir Stoffes genug zu reichlicher Zufriedenheit, und wenn Sie etwa von unzufriedenen Urtheilen gehört haben, so rührt dies muthmaßlich von Fremden her, welchen vielleicht die allerdings auffallende Erhöhung der Preise der Plätze mißfiel. Ich hätte freilich selbst eine Freikomödie lieber gewünscht, da man ohnedies bei der Bewirtung unserer Gäste nicht sparte, und so konnte es freilich scheinen, als hätte man den Anblick derselben einer Taxation unterwerfen wollen. Indessen hatte die Theaterdirektion auch unläugbar beträchtlichen Aufwand, da die Gesellschaft bereits an ihren Sommeraufenthaltsort abgegangen war, und zu diesen Vorstellungen eigens zurückgebracht werden mußte. Gegen die Beibehaltung der bei jenen beiden Schiller'schen Stücken gewöhnlichen Preise hätte gewiß Niemand etwas erinnern können.

Rambach und Feßler, Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Berlin, 1799, August, pag. 174—176.

Jena, b. Mauke: Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten, herausgegeben von Fr. Schiller. 7te Abtheil. 8ter B. 1794. 1 Alph. 11 Bog. 9ter B. 1795. 1 Alph. 4 B. 10ter B. 1795. 1 Alph. 6 B. 11ter B. 1796. 1 Alph. 7. B. 12ter B. 1797. 1 Alph. 3 B. 13ter B. 1797. 1 Alph. 12 B. 14ter B. 1797. 1 Alph. 2 B. 15ter B. 1798. 1 Alph. 8 B. 8. Jeder Band mit einem Kupfer.

Diese acht Bände der historischen Memoiren fangen mit der Fortsetzung der Memoiren des Marschalls Lesdiguieres an, und durchlaufen die Regierungen Franz II, Carl IX, Heinrich III,

1799. Heinrich IV bis in die ersten Jahre der Selbstregierung Ludwig XIII. Die Herausgabe derselben hat nicht Herr Hofr. Schiller, sondern Hr. Prof. Paulus besorgt, welcher auch Verfasser der vor jedem Bande vorausgesandten universalhistorischen Uebersicht ist.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1799, 11. September.



1800.

Tübingen.

1800.

Bei Cotta: Musenalmanach für das Jahr 1798, herausgegeben von Schiller. gr. 12. (1 Rthlr.) Musenalmanach f. d. Jahr 1799, herausg. v. Schiller. gr. 12. (1 Rthlr.)

Es kann die Absicht unserer Anzeige nicht seyn, diese Sammlungen den Lesern erst bekannt zu machen oder anzupreisen, da sie ohne Zweifel längst von den meisten gelesen worden sind. Wir enthalten uns daher einer ausführlichen Angabe der darin enthaltenen Stücke und theilen bloß einige Anmerkungen, die wir für nützlich halten, zur Prüfung und Anwendung mit. Es scheint uns, als wenn diese späteren Jahrgänge des schillerschen Musenalmanachs den früheren, besonders dem ersten, an Werthe sehr nachstehen. Und doch fehlt es ihnen nicht an vortrefflichen Stücken, wohin mehrere von Göthe, A. W. Schlegel, Matthisson u. a. gehören. Auch Schiller's eigne Beiträge haben zum Theil großen Werth; allein seine Balladen, deren diese beiden Jahrgänge eine ziemliche Anzahl enthalten, erinnern zu sehr an Bürger, mit dessen Werken dieser Art sie gar keine Vergleichung aushalten, wie wir denn, unbeschadet unserer Hochachtung für Schiller's Talente und Verdienste, der Meinung sind, daß er sehr wohl daran thun würde, wenn er Bürger's nervige und dabei so äußerst klare Darstellung, vorzüglich aber seine reine, wohl-

1800. klingende und durchaus musterhafte Versifikation zu erreichen strebte. Wie weit übertrift ihn in dieser Hinsicht Schlegel, dessen Gedichte, ihre übrigen Vorzüge ungerechnet, einen hohen Grad von Klarheit und eine äußerst melodische Versifikation haben! Von anderen hat Schiller in der That manches sehr mittelmäßige Produkt aufgenommen, wohin z. B. die Beiträge eines Hrn. Justus Amman gehören. Das Gedicht, die Musageten, von diesem, soll schalkhaft seyn, es ist aber schleppend und abgeschmackt; Sängerwürde ist gedehnt, ohne Klarheit und ohne Sorgfalt in dem Versbau. Die beiden Stanzen an meine Lieder sind noch das erträglichste. Warum nahm Sch. diese Stücke auf? Vielleicht weil sie sich dem Ton und der Manier zu nähern suchen, worin er selbst zu dichten pflegt? Aber eben diese Einseitigkeit in der Auswahl, auch in so fern sie auf gute Sachen fällt, ist ohne Zweifel ein Grund mit, warum die letzten Sammlungen dieser Blumenlese uns nicht so reizend vorkommen, als die früheren. Jeder singe in dem Tone, der ihm natürlich ist, und niemand denke, daß nur eine Manier, nur ein Ton, nur ein beschränkter Kreis von Gegenständen dem wahren Dichter anständig sey. Gegen eine solche Einseitigkeit kann nicht genug gewarnt werden; es ist aber sehr lächerlich, wenn Einige, welche bemerkten, daß die Ideen der kritischen Philosophie auch auf die Behauptungen einiger Dichter und Kunstrichter Einfluß gewonnen haben, jene Einseitigkeit, so wie alle Uebel, die unsere Literatur drücken, dieser Philosophie in den Schuh gießen wollen, da doch dasjenige, was von den neuen Untersuchungen derselben auf die Aesthetik sich bezieht, sobald man es nicht halb, sondern ganz faßt, gar keinen einseitigen Geschmack und keinen ästhetischen Despotismus begünstiget. Indessen hat doch vermuthlich die Meinung, daß die kritische Philosophie manche schneidende Urtheile über Gegenstände der Poesie und einzelne Dichter hervorgebracht habe, zu dem Enthusiasmus mit beigetragen, womit Wieland die herderische Metakritik empfiehlet und sich so sehr übereilt, ein Werk, welches der Hauptsache nach nichts als ein Gewebe der offenbarsten Verdrehungen ist, als ein Meisterstück anzupreisen.*)

*) Unmöglich kann W. nur einen einzigen Abschnitt dieses Werkes mit ruhiger Prüfung gelesen haben; unmöglich kann er das Geringste von dem wahren Zwecke, der Tendenz und dem Inhalte der kritischen Philosophie wissen, welches alles doch, was man auch von der undurch-

dringlichen Dunkelheit derselben sagen mag, Jedem, der mit der gehörigen Spekulationsgabe Unbefangenheit des Geistes verbindet, in der Kritik deutlich genug vor Augen gelegt ist. Daß es unter denen, welche sich mit der kritischen Philosophie befassen, Nachbeter gibt, daran ist kein Zweifel; wo gibt es die nicht? daß sie selbst aber, die echte krit. Philos., Nachbeterei begünstige, ist eine Erdichtung. Uebrigens hat doch wohl Nachbeterei allenthalben gleichen Werth — und es läßt sich nicht einsehen, wodurch der blinde Nachbeter Herder's besser wäre, als der blinde Nachbeter Kant's. 1800.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1800, 15. Merz.

Musenalmanach für das Jahr 1800. Herausgegeben von Schiller. Tübingen bei Cotta.

Nicht leicht wird irgend einer unserer Leser seyn, welcher diesen Almanach nicht kennte, und dessen Urtheil sich nicht schon auf die eine, oder die andere Seite gelenkt habe, und daher von diesem interessantesten unter allen diesjährigen Almanachen hier nur wenig Worte. Mit einem innigen Mißbehagen vermißt man in diesem Jahre den Nahmen Göthe; und erinnert sich an so viele süße Lieder, welche den vorigen Jahrgang zierten; und welche, soviel wir wissen, öffentlich bei weitem nicht genug gewürdigt wurden. Auch von dem Herausgeber finden sich verhältnißmäßig sehr wenig Beiträge. Der beträchtlichste ist: das Lied von der Glocke. Es ist eine kleines Drama, an welches der Dichter mit vielem Scharfsinne heterogene Gegenstände geknüpft hat; und es ist interessant zu sehen, mit welcher Genauigkeit er die Momente des Geistes darstellt, und die Gelegenheit ergreift, sie durch eingemischte treuherzige Betrachtungen, und eingestreute schöne Schilderungen hie und da zu einer Art von Allegorie zu erheben. Unserm Gefühle nach ist ein anderes Gedicht von eben dem Verfasser: die Erwartung, vorzüglicher und poetischer, sowohl dem Stoff als der Form nach; ob wir gleich überzeugt sind, daß die Liebhaber überwundener Schwierigkeit, die Künstlichkeit des ersteren, der Zartheit des letzteren vorziehen werden.

Rambach und Feßler, Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Berlin, 1800, April, pag. 290, 291.

1800. — Auch sind nun Schillers neueste Stücke von dem beliebten Coleridge, aus der Handschrift übersetzt worden; die Piccolomini sind bereits ausgegeben: und Wallensteins Lager und Tod sind unter der Presse. Die Übersetzung wird mit einem Versuche über Schillers dramatischen Geist vermehrt.

Intelligenzblatt zur Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1800, 21. May.

Von einem jungen Gelehrten ist vor kurzem „die Geschichte des 30jährigen Krieges von Schiller" ins Englische übersetzt worden. Der Nahme des Übersetzers ist aber nicht bekannt.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1800, 4. Junius.

Ueber Macbeth nach der neuen Bearbeitung von Schiller.

Weimar, d. 18. May.

Gestern wurde Macbeth nach der neuen, metrischen Bearbeitung von Schillern zum zweyten mal hier aufgeführt. Was man von der Hand eines Meisters, wie Schiller, im voraus erwarten konnte, daß durch seine Versifikation alles dem hohen Urbilde noch näher gebracht und dem vergleichenden, so wie dem bloß genießenden Zuschauer ein hoher Genuß bereitet werde, wurde bey der Vorstellung selbst ganz erfüllt, und bewies uns unwidersprechlich, daß wenn nur der metrische Bearbeiter der Shakespearischen Stücke das Werk mit wahrer Genialität zu treiben und sich dem sclavischen Joche des ängstlichen Zuzählens der Verse zur rechten Zeit zu entziehen wisse, eine in Jamben gebundene Uebersetzung weit mehr Wirkung thue, als eine in Prosa aufgelöste, und hätte ihr auch Bürger selbst seinen Wohllaut eingeflößt. Dem Kenner des Originals entgehen die klugen Abänderungen und Ausbesserungen nicht, die Schiller an mehrern Orten anbrachte, und es wird ihm lehrreich seyn, die Gründe zu errathen, die ihn zu solchen Milderungen oder Verkürzungen be-

wogen. Daß Stellen, wie die Mordszene im Schlosse der Lady Macduff, oder die Kropfheilende Kraft der Könige von England betreffend, ganz wegbleiben, andere, wie das berühmte Hunderegister, sehr verkürzt werden würden, ließ sich in voraus erwarten; aber auch in den Hexenszenen und sonst waren manche klugberechnete Veränderungen bemerkbar. So läßt der teutsche Dichter z. B. in der dritten Szene des zweyten Acts den Thürhüter, den das Original die Stelle des damaligen Clown oder Lustigmachers vertreten, und nach dem Geschmack jenes Zeitalters in den niedrigsten equivocations baaren Unsinn plaudern läßt, ein von ihm neu dazu gedichtetes Morgenlied absingen, das durch seinen Inhalt wunderbare Ahnungen vorbereitet und frohmüthige Sicherheit athmend den Contrast mit dem gleich darauf folgenden Jammergeschrey gewaltig herbey führt. Ueber die Mittel, welche Schiller angewandt hatte, die berühmten Zaubererscheinungen und Hexentänze mit ihrer ganzen berüchtigten Szenerey für den gebildetern Geschmack weniger auffallend zu machen, und gleichsam auf höhere Cothurnen zu stellen, waren die Meinungen der Zuschauer sehr getheilt. Die meisten hätten ohne Zweifel statt der drey unbeweglichen und langsam tönenden Zwittergestalten lieber drey schnelltrippelnde, vielgewandte, geschäftige Hexenmütterchen (wie sie auch stets auf der englischen Bühne erscheinen und Riechard in seiner Musik bezeichnet hat) hier gesehen, so wie man auch die Hecate selbst nach den Begriffen alles alten und neuen Zauberspuks eher in Flammen aus dem Abgrund, als im Wolkenwagen vom Himmel kommend erwartete. Doch mag auch für die veredelnde Manier unsers Dichters manches gegen die ächt englische Darstellungsart erinnert werden.

1800.

Man ist es seit längerer Zeit von unsrer ganzen Schauspielergesellschaft schon gewohnt, daß sie zu einer wahren künstlerischen Darstellung durch Einen Geist belebt, selbst der schwerern Aufgabe fröhlich zuvoreilen. Dieß zeigte sich auch bey der Aufführung dieses neuen Macbeths. Vor allen erfüllten Hr. Vohs als Macbeth und Mad. Teller als Lady Macbeth durch festes kunstgerechtes Aufgreifen und Durchführen ihrer Rollen alle Forderungen zur allgemeinen Zufriedenheit. Der Triumph der einsichtsvollen Schauspielerin schien die Stelle, wo sie dem wankenden Gatten ihren Muth einhaucht; Hr. Vohs sprach die Stelle: aber ich konnte nicht Amen sagen! mit erschütternder, un-

1800. übertroffener Wahrheit aus. Erstere hätte man vielleicht in der berühmten Szene des Blutabwaschens am Ende mehr als dumpf-hinstarrende, stille Traumwandlerin mit gebundenen Sinnen und ohne jene heftigen Bewegungen des Körpers und der Hände, letzteren in der Vision des Dolchs mehr vorwärts als aufwärts schauend und greifend zu erblicken gewünscht. Doch läßt sich darüber mancherley meynen und urtheilen. Ueber beyde Szenen haben die Britten ihre eigene Kunstüberlieferung. Beyde verdienen eine besondere dramaturgische Erwägung und Erörterung, die vielleicht anderswo gegeben werden kann.

Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1800, Juny, pag. 308—311.

Wallenstein, ein dramatisches Gedicht von Schiller. 2 Theile. 1800. Tübingen bey Cotta. in 8. (Preis auf Schreibpapier 2 Rthlr. und auf geglättetem Velinpapier 3 Rthlr. 12 Gr.)

1. Wallensteins Lager.
2. Die Piccolomini.
3. Wallensteins Tod.

Eine neue dramatische Schöpfung, welche Schiller nach einer Pause von nicht weniger als vierzehn Jahren (seit seinem Don Carlos) in Deutschland aufgestellt hat und aus deren gesunder und reicher Natur sich erwarten läßt, daß ihr bald mehrere nachfolgen werden.

Es ist ein Charakterzug des Schillerschen Geistes (so wie aller großen Schriftsteller überhaupt,) daß er sich seines Stoffes mit Adlerkraft schon ganz bemächtiget hat, wenn er den Griffel zur Ausführung ansetzt. Dieß gilt von seinen poetischen wie von seinen prosaischen Werken; und ganz vorzugsweise von diesem Wallenstein. Aus jeder Scene, aus jeder Aeußerung der flüchtigsten Nebenperson springt diese monarchische Herrschaft über sein Thema hervor. Man merkt es deutlich, wie viel er unterdrückt, wie viel er uns noch hätte zum Besten geben können, wenn es die Oekonomie seines Plans erlaubt hätte. — Ohne eine solche

alles umfassende Herrschaft, läßt sich auch weder von dem Künstler, noch vom Schriftsteller je ein ächtes Meisterwerk er warten. 1800.

Wer da glaubte, daß Schillers Genius seit dem Geisterseher und dem Don Carlos erschöpft, und aus Noth zur Prosa herabgestiegen sey — der irrte sich sehr: denn er hat seit vier Jahren, in seinem M. Almanach, und in seinen Horen, und jetzt mit diesem Wallenstein, Dichterwerke aufgestellt, die mit den gelungensten seiner Jünglingsjahre wetteifern. Das glühende Vesuvfeuer, das kühne Leidenschaftliche, die schwindelnden Höhen, die grauenvollen Tiefen, die nie gehörten Gedanken — und überhaupt die ganze gewagte Intensität und Spannung seiner frühern Produkte — findet man freylich hier nicht mehr; aber desto mehr Wahrheit, desto mehr ruhige Schönheit, attische Feinheit, und Lebensphilosophie. — Der Charakter dieses Gedichts im Ganzen besteht in einer gewissen fast durchgehends herrschenden Jovialität und Leichtigkeit, in einer gewissen Deutschheit und herzlichen Naivetät, verbunden mit einem trefflich getroffenen martialischen Air, und einer tiefen, herzergreifenden, und Thränen auspressenden Empfindung — meistens Eigenschaften, die in den früheren Schauspielen dieses Verf. eben nicht herrschend sind. Dieser Charakter erstreckt sich sogar auf die Sprache, welche viel leichter ungezwungener, und natürlicher ist, als im Fiesko und Carlos, und sogar da und dort in absichtliche Nachläßigkeit ausartet. Manche Scenen sind so, daß man sich unmöglich erwehren kann, an Göthe's Manier zu denken: besonders trägt Wallensteins Lager diesen Stempel so auffallend, daß man im Beginnen des Lesens Göthe's jovialische Muse leibhaftig zu hören glaubt. Dieß verliert sich jedoch, so wie der Ernst der Handlung anhebt, und wir erkennen gleich in den ersten Scenen der Piccolomini die genialische, tief greifende Schillersche Manier, die in- und außerhalb Deutschland längst bekannt ist, und in ganz eigener Glorie strahlt. Das Lager ist gereimt; die beyden andern Stücke sind in fünffüßigen Jamben geschrieben. — Unmöglich können wir uns überreden, daß der deutsche Knittelreim auf dem ernsten Theater eine gute Wirkung thun dürfte, wenn er auch noch so sorgfältig deklamirt wird. Die Worte sind öfter zu poßierlich verstellt, als daß nicht die Illusion nothwendig leiden sollte. — Herrlich, altdeutsch, und ganz in der Kernmanier eines Sebastian

1800. Brand's, oder Burkhard Waldis ist übrigens dieses Lager gedacht und dargestellt.

Die ausgeführtesten, hervorragendsten Charaktere beyder Stücke sind: Wallenstein, Max, Oktavio, Buttler, Gräfinn Terzky, Thekla, Isolani, Gordon, Illo. Diese alle stehen hier in Lebensgröße vor uns; sie handeln und reden so consequent, daß man sie sogleich, selbst bey verdeckten Nahmen, aus ein Par Zeilen erkennt; und es ist einem nach Durchlesung des Werkes nicht anders, als zählte man sie unter seinen Bekannten.

Im ersten Stücke ist Wallenstein noch nicht fest entschlossen zur That, und hält sich eifersüchtig noch immer seine Freyheit offen (zu seinem Kaiser zurückzukehren). Zu Anfange des zweyten Stückes erst erwärmt die Gräfinn Terzky in einer Meisterscene seinen Entschluß zur That; und nun sieht man den großen Mann in Bewegung — sieht ihn größer und größer, je mehr ihm Hülfsmittel von außen abgeschnitten werden, und er genöthiget wird, in die Tiefen seiner eigenen Seele hinabzusteigen.

„Es ist entschieden! nun ists gut — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen.
Die Brust ist wieder frey, der Geist ist hell;
Nacht muß es seyn, wo Friedlands Sterne strahlen." —

Max und Thekla erscheinen wie zwey freundliche Lichtstrahlen in der rauhen Gruppe dieser Krieger. Die schönsten Stellen des Stückes sind Maxen in den Mund gelegt. Er hat die Prinzessinn ins Lager gebracht: auf dieser Reise entspann sich eine Liebe zwischen ihm und ihr: alles was er spricht ist nun in diese schmelzende Leidenschaft getaucht:

Max.
„O schöner Tag! wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit —
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mayn, dem letzten Raub der Felder!
u. s. w.

Seine weiche, im Lager halb verwilderte Natur kehrt in die Heimath schöner Menschlichkeit zurück. — Durch diese Liebe wird

er doppelt an Wallenstein gebunden, an dem zuvor schon als seinem Bilde und Muster seine ganze Seele hieng. Fürchterlich ist daher sein Kampf, da er sich — durch eiserne Nothwendigkeit und seine Thekla selbst aufgefordert, von dem Herzoge losreisen muß, und er weicht der Letzte unter allen vom Platze. 1800.

Die Scene zwischen Thekla und dem Schwedischen Hauptmanne, der ihr Maxens Heldentod schildert, ist unstreitig die rührendste im ganzen Werke, und kein fühlendes Herz wird sie ohne ausbrechende Thränen lesen können. Eben so rührend und schwärmerisch schön ist der gleich darauf folgende Entschluß des Mädchens, aus dem Lager zu entweichen, und sich in dem Kloster zu begraben, worin ihr Max schlummert. — Diese Tiefe, Reinheit und Macht der Empfindung, erinnern wir uns in keinem frühern Produkte des Verf. gefunden zu haben. Es ist dieselbe, die in dem bescheidenen Blümlein „Ritter Toggenburg" athmet.

Die Mörderscene zwischen Buttler, Macdonald und Deveroux ist mit fürchterlicher Wahrheit getroffen, und hat etwas Gräßlichkomisches, wobey die Natur wie auf der That ertappt ist. — Mit ihr machen die letzten Auftritte Wallensteins mit der Gräfinn, mit Gordon, Seni und dem Kammerdiener einen höchst pathetischen und erschütternden Kontrast. Hier ist Schiller wieder ganz in seiner Sphäre, wie der Adler in der Alpenluft, und man fühlt ein Par Mahle Anwandlungen von Entsetzen — jenem ähnlich, die einem bey einer guten Darstellung Hamlets oder Macbeths die Haare bergan sträuben; oder im Geisterseher den Odem stillstehen machen. — Der Charakter des alten redlichen Gordons ist in ein Par Scenen so vollständig erschöpft, daß man das ganze fleckenfreye Leben des Biedermannes vor sich liegen sieht, die Heiterkeit, Ruhe und behagliche Unbefangenheit, womit sich Wallenstein noch im Momente der schrecklichen Katastrophe gegen den geängstigten Alten ergießt, zeugt von der Größe des Mannes, und bezeichnet seinen Charakter stärker, als irgend ein anderer Zug. (So sprach und schrieb Friedrich II. noch am Vorabende der großen Schlacht, von der sein Leben und seine Krone abhieng).

In der sechsten Scene des letzten Akts, wo das Schreckliche — das Schwerste in der poetischen Darstellung, mit so unübertrefflicher Kunst und Zartheit behandelt wird, nahm es uns

1800. Wunder, den Umstand mit dem ermordeten Hartschier nicht benutzt zu finden. — Die Schluß-Scene zwischen Octavio und der Gräfinn muß mit besonderer Kunst gespielt werden, wenn sie gegen die vorhergehenden erschütternden Auftritte nicht zu matt abfallen soll: im Lesen wenigstens dämpft sie eher die aufgewiegelte Leidenschaft, anstatt sie auf die letzte Höhe zu treiben; und der ganz letzte Eindruck war bei uns wenigstens nicht progressiv.

Octavio, Buttler, Illo, Isolani sind gleichfalls stark ausgeführte Charaktere, deren Spiel in das Ganze der Handlung höchst interessante Scenen veranlaßt. Italiänische Falschheit, Soldateska, deutsche Derbheit, französische Jovialität — greifen hier im stark maskirten Farbenwechsel in einander, und behaupten ihre oft wilde Selbstheit in jedem Zusammenstoßen des Zufalls, wie der Berechnung. Daß Octavio, nachdem die That vollbracht ist, selbe auf sein Werkzeug Buttler wälzen will

— Ich hebe meine Hand auf!
Ich bin an dieser ungeheuren That
Nicht schuldig —

Buttler. Eure Hand ist rein. Ihr habt
Die meinige dazu gebraucht; —

Daß dieser Buttler, bey dem alle anderen Mittel fehlschlugen, zuletzt an seiner Schwäche gepackt, uud durch den Brief Wallensteins zu der ungeheuren That gewonnen wird; daß Illo bis in den letzten Hauch felsenfest ausdauert; daß Isolanis noch frische Dankbarkeit durch seinen Leichtsinn und Octavios Ernst so schnell überwältiget wird. —

Is. „Spinnt er Verrath — Verrath trennt alle Bande;
Er that mir Gutes; doch wenn er ein Schelm ist,
Verdamm ihn Gott! Die Rechnung ist zerrissen."

— Das alles sind wahre, tief aus der Seele des Menschen geschöpfte Züge, dergleichen der Psycholog viele in den Dramen des Verf. finden kann.

Zwischen den Hauptscenen liegen in beyden Stücken ein Par Nebenauftritte, die weit unter die hervorragendsten Situationen des ganzen Gedichts gehören, und besonders auf dem Theater von herrlichem Effect seyn müssen. Wir meinen die erquickende

Scene zwischen dem Kellermeister, dem Adjutanten und dem Bedienten beym Gastmahle, wodurch man gleichsam ein Beysitzer des Bachanals, und nebenbey ganz in den Geist der damahligen Zeit eingeweiht wird. Ferner, die Hauptscene zwischen Wallenstein und Seni, welche den sprödesten Neuglaubigen auf Augenblicke mit der Astrologie aussöhnen muß; und dann die herrliche Erscheinung der zwölf Küraßiere, gegen die sich Wallenstein so königlich benimmt, und deren Gefreyter sie so treuherzig und entschlossen repräsentirt. Buttler tritt eben noch zur rechten Zeit dazwischen, sonst waren sie gewonnen; und diese Felsen hätten sich troz Bannblitz und Acht um ihren Feldherrn her gepflanzt. Das ganze Regiment bis auf den letzten Mann fiel bald hernach für und mit seinem Führer Max Piccolomini — und dieser Umstand wird von Thekla höchst rührend aufgefaßt, um sie in ihrem Entschluße zu bestärken. Dergleichen Scenen sind ächte Nationalstücke, die von jedem Deutschen, der noch einigen Sinn für germanisches Gepräge hat, mit Begeisterung ergriffen werden müssen. Doch genug; deun man spricht nicht gern kalte Worte von Dingen, die man lebhaft fühlt, und in deren Gefühl man glücklich und stolz ist. 1800.

Von den Räubern an, bis zu diesem Wallenstein, sind es immer wildgroße, revolutionäre Gegenstände gewesen, worüber Schillers Genie gebrütet, und die er wie blitzgespaltene Felsen aufgereihet hat. Ein solcher dreigezackter, immer höher steigender Fels ist dieser Wallenstein — die gewaltige Arbeit mehrerer Jahre; dessen Ausdauer und Festigkeit mithin auch seinem langsamen Aufbaue entsprechen wird. Wie Miltons Geist, so liebt dieser das Große, das Ungeheure, das Grauenerweckende, und ist auch nie glücklicher, als wo er aus einander faltet, und dem weit geöffneten Auge, dem schwindelnden Sinne nahe bringt. Cromwell — sollte man denken, müßte ein festlicher Stoff für ihn seyn.

Welcher Fühler des Großen und Schönen sollte nicht frohlocken, wenn er vernimmt, daß uns Schiller nächstens mit einer Maria Stuart, und einer neuen Bearbeitung des Macbeth überraschen wird?

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, München, 1800, 31. July.

1800.

Schillers Maria Stuart in Weimar.

Weimar, d. 18. Juny.

Den 14ten und 16ten dies. M. ist das neue Trauerspiel Maria Stuart von Schiller in Jamben hier aufgeführt worden. Es bleibt billig andern Kunstrichtern die hierzu innern und äußern Beruf in sich fühlen, überlassen, die Vorzüge des Stücks selbst genauer zu beleuchten und auseinander zu setzen. Man hatte viel erwartet. Man hat sehr viel und vieles anders, als man erwartet hatte, gefunden. Darüber kann aber nur Eine Stimme seyn, daß auch durch dieß langsam gereifte Werk eines anerkannten Meisters, unsre vaterländische Literatur um ein vorzügliches Stück reicher geworden ist, zu dessen vollkommner Würdigung vielleicht das Publikum selbst noch nicht den rechten Maßstab in der Hand hat. Bey einer vollendeten Darstellung der Hauptfiguren, verbunden mit einer würdigen, der hohen Sphäre, in der sich hier alles bewegt, entsprechenden Zusammenstimmung der Nebenfiguren müßte ohnstreitig eine vollkommne in einander greifende Vorstellung dieses Trauerspiels vor einem vorbereiteten Publikum die ergreifendste Wirkung hervorbringen, wie sie auf einem modernen Theater, wo die erhabene Kunst aus jener festlichen Gottesverehrung der Griechen und Römer in spielende Kurzweil ausartete, und wo des alles mäßigende, menschliche theilnehmende Chor ermangelt, unter verwöhnten Zuschauern, die der freyen Dichtung überall nur immer das Richtmaaß der schalen Wirklichkeit anzulegen beflissen sind, überhaupt hervorgebracht werden kann. Gewaltig verschlingt und entwickelt sich alles in dem kühn geknüpften und gelösten Knoten, der Zusammenkunft der beyden Königinnen im Schloßgarten zu Fotheringgay, wo der Dichter es wagte, die geschichtliche Wirklichkeit höhern Forderungen der dramatischen Kunst aufzuopfern. Man hat den unglücklichen Ausgang jener Unterredung der stolzen Elisabeth mit der aufglühenden Maria Stuart besonders gegen das Ende sehr hart und beleidigend gefunden; man hat aber auch die Nothwendigkeit eingesehen, gerade durch eine solche Fiktion die äußerst undramatische Unentschlossenheit der Elisabeth zu einem raschen Entschluß zu bringen, und man hat bemerkt, daß, wenn je eine solche Zusammenkunft, die, der Geschichte zufolge, Maria Stuart stets sehnlich erflehte, und Elisabeth stets listig vermied, statt gefunden hätte, sie ohngefähr

denselben Ausgang genommen haben müßte, den hier der Dichter 1800. wirklich vorzeichnet. Furchtbar waltet das Schicksal über sein Opfer, die unglückliche (aber auch schuldige?) Maria. Freunde und Feinde, alles, was sich der Bedrängten nähert, wird in seine Netze verwickelt, und vor dem Auge des unterrichteten, zitternden Zuschauers ahnungslos dem Verderben geweiht. Groß ist die Kunst des Dichters in der Gruppirung und Gegeneinanderstellung der feindlichen und freundlichen Kräfte, gewaltig ihr Aneinanderrücken in bald mahlenden und sentenzenreichen, bald fortschreitenden Dialog. Selbst die gewagten Versuche, die lyrischen Aufflüge des Chors durch jene entfesselte, leichtschwebende Poesie, womit Maria, einst selbst glückliche Dichterin, vom Klange der Hörner und Zuge der Wolken beflügelt, ihre Freyheit auf den blühenden Teppichen der Natur begrüßt, in leisem Anklang ertönen zu lassen, und uns die letzten, schreckensschwangern Momente, wo die königliche Dulderin unter dem Henkersbeil blutet, durch die Verzweiflung eines von Furien gepeinigten Höflings (!) auf eine Weise zu vergegenwärtigen, wie ein Bothe im alten Trauerspiel durch seine Erzählung dessen, was drinnen geschieht, das Abwesende zur Anschauung zu bringen vermochte, werden für unsre durch solche Muster immer höher zu hebenden Bühne nicht verloren gehn.

Die Königin Elisabeth wurde von Dem. Jagemann mit der ihr eignen Feinheit und mit aller Erhebung zur stolzen Kälte gespielt, deren die Vielgewandte nur immer fähig ist. Viele glaubten in ihrer nur zu jugendlichen Figur ein etwas geschmeicheltes Portrait der betagten Maiden Queen zu finden. Ungern vermißte man auch bey der zweyten Vorstellung gewisse conventionelle Zeichen des damaligen Königs-Costumes in ihrer Kleidung. Mad. Vohs beschämte als Maria Stuart alle voreiligen Besorgnisse, und befriedigte selbst da in Anstand und Fassung durch den möglichsten Kraftaufwand, wo die höhere Aufgabe des Dichters der Phantasie einen viel weitern Spielraum überließ. Ob nicht durch eine vortheilhaftere und zeitgemäßere Costumirung auch hier einem kleinen Widerspruche mehr zu begegnen gewesen wäre, ist, da hier viel wichtigere Dinge in Untersuchung kommen, eine sehr unbedeutende Nebenfrage. Herr Vohs gab dem fanatischen Mortimer alle Heftigkeit und Energie, die

1800. dieser starkgezeichnete Charakter zu erfordern schien, und die hier um so wohlthuender wirkt, da man sich sonst überall mit kummergebeugten oder beengten Menschen umringt, und also in diesem Mortimer allein einen kräftigen Anhalt fand. Eine andere Frage bleibt freylich die, ob jene Heftigkeit bis zu gewissen Aeußerungen, die er sich in den letzten Momenten gegen die durch Liebe und Haß gleich grausam verfolgte Maria erlaubt, überhaupt darstellbar, ja überhaupt in der Seele des religiösen Fanatikers erregbar gewesen sey? Auf jeden Fall hat die mildernde und, um mit Aristoteles zu sprechen, reinigende Kunst hier ihre heiligen Rechte. Auch die übrigen Schauspieler wirkten ein jeder zur Kraft und Schönheit des Ganzen mit voller Anstrengung und im gehaltenen Zusammenklang, wie man es schon in dieser Kunstschule gewohnt, und bey so fortgehender Uebung nicht gemeiner Kräfte durch solche Aufgaben immer vollkommener zu erwarten berechtigt ist.

Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1800, July, pag. 359—362.

Tübingen.

Wallenstein, ein dramatisches Gedicht, von Schiller. Erster und zweyter Theil. Octav S. 238 und 250. Bey Cotta.

So wenig auch die Anzeige von gewöhnlichen Theaterstücken für diese Blätter gehört, so können wir doch das Werk eines großen Meisters nicht mit Stillschweigen übergehen: ein Werk, welches vor seiner Erscheinung schon die gespannte Erwartung aller noch übrig gebliebenen Freunde der schönen Litteratur in unserm Vaterlande erregte, vor seiner Erscheinung im Drucke schon auf der Bühne aufgeführt ward, und von welchem bereits eine Uebersetzung im Englischen vorhanden war, ehe das Original in unsern Buchladen kam. Von einem Werke, das gewiß in Jedermanns Händen ist, den Plan oder einen ausführlichen Auszug zu liefern, wäre sehr überflüssig; wir wollen uns also auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken.

Das Gedicht ist in drey besondere Stücke getheilt. 1) Wallen-

stein's Lager, ein Vorspiel in gereimten Versen. Dieses soll dazu dienen, die Denkungsart des untern Theils des Heeres über den Helden, und ein Bild von den Sitten der Zeit und der damahligen Umstände zu liefern. Die Wahrheit der Darstellung, die in diesem Stücke, besonders in dem Kapuziner, herrscht, verkennen wir nicht, möchten aber fragen: ob es einer so ausführlichen Darstellung gemeiner Gegenstände (denn das Vorspiel ist lang) bedurft hätte, da wir ohne diese doch mit dem Haupthelden hinlänglich bekannt werden, auch die Haupthandlung wenig oder nicht durch das Vorspiel anschaulicher und begreiflicher gemacht wird? Bey dem Tone und der Versart des Vorspiels ist uns des Hrn. v. Göthe Jahrmarkt zu Plunderweilern eingefallen. — 2) Die Piccolomini. Mit diesem Stücke in fünf Aufzügen gehet eigentlich die Handlung, Zeichnung und Entwickelung der Charaktere an. Hr. Schiller nennt sein ganzes Werk ein dramatisches Gedicht. Jeder Künstler hat zwar das unbezweifelte Recht, seinem Werke den Rahmen zu geben, der ihm der passendste scheint, aber es giebt gewisse in der Natur der Sache liegende Erfordernisse, die der gewählte Rahme nicht ändern kann. Hr. S. hat sein Werk der Bühne selbst übergeben. Wir müssen es also als für das Theater geschrieben betrachten, uud dürfen verlangen, daß in einem Stücke, was die Vorstellung eines Abends ausmachen soll, die Charaktere nicht allein angelegt, der Knoten nicht bloß geschürzt werden soll, sondern sowohl Charaktere als Handlung in jedem für einen Abend bestimmten Stücke, in Beziehung auf die vorzüglichsten Personen wenigstens, völlige Entwickelung und Auflösung erhalten. Jeder Abend im Schauspielhause muß ein vollendetes Ganzes liefern, denn wenn das Publicum im Theater auch ganz aus den nähmlichen Personen, die am Tage zuvor da waren, bestehen sollte, was aber nie der Fall seyn wird; so erhält sich doch in dem langen Zwischenraume von einem Abend zum andern die gehörige Stimmung des Zuschauers nicht. Bey Shakespear's Heinrichen, so wenig auch jeder Theil für sich, noch alle zusammen genommen, ein geründetes, auf dramatischen Effect recht berechnetes, Ganzes ausmachen, kommen doch wenigstens in jedem Theile einige Hauptpersonen vor, die der Zuschauer in einem Abend ganz kennen lernt, und eine interessante Handlung, deren Anfang und Ende er in einem Abend ersiehet. Im ersten Theile Heinrich's des IV. ist es Northumberland's Verschwörung,

1800.

1800. und Hotspur's Schicksal, die das Interesse auf sich ziehen. Im zweyten Theile Heinrich's des VI. die Cabale gegen den guten Herzog von Gloucester, sein und des Cardinals Beaufort tragisches Ende. In den Piccolomini ist aber nicht Eine dramatische Handlung von Wichtigkeit beendigt. Die Charakter sind angelegt, aber Wallenstein's Charakter noch nicht einmal vollkommen entwickelt. Verwickelung ist genug da, aber die Auflösung von Allem geschieht erst in dem dritten Stücke, gleichfalls in fünf Aufzügen, in Wallenstein's Tod. Die Piccolomini haben kein Ende, aber Wallensteins Tod hat keinen Anfang; man kann weder die Charaktere, noch die Handlung recht begreifen, wenn man beide Stücke, die wegen ihrer Länge nicht in einem Abend aufgeführt werden können, von einander trennt.

Mit großem Vergnügen bemerken wir, daß die Intrigue des Ganzen bey weitem nicht so bunt, verwickelt und schwer zu fassen, wie die im Don Carlos ist; aber der Natur des gewählten Gegenstandes nach bezielet die Handlung einen großen politischen Plan, Wallenstein's Abfall vom Kaiser. Da der Verf. sich so viel, als möglich, an die Geschichte gehalten hat, so werden mehrere Veranlassungen zu dem Plan, und viele Mittel zur Ausführung desselben, die Gewinnung der einzelnen bedeutenden Officiere und die Negociation mit den Schweden dargestellt. Die Mittel zur Ausführung eines umfassenden politischen Plans sind eine Sache des schlauen, überlegenden Verstandes. Sie können also höchst selten in der Darstellung die Leidenschaften stark in Bewegung setzen. Es gehört große Kunst dazu, diese Mittel treffend zu schildern; aber ungeachtet aller angewandten Kunst wird doch die Darstellung solcher einzelnen Handlungen keinen großen dramatischen Effect hervorbringen. Was übrigens die Kunst darin zu leisten vermag, hat Hr. S. geleistet. Nach dem gewählten Plane, eine Handlung in zwey Stücken von fünf Aufzügen durchzuführen, ließ es sich voraussehen, daß die Handlung an sich nicht das größte dramatische Interesse haben konnte, weil sie nicht gedrängt genug vor sich geht, sondern durch alle Ausmahlung von Nebenumständen aufgehalten wird. Von der Darstellung der Charaktere war nach diesem Plane mehr zu erwarten, da zur Entwickelung und theatralischen Darstellung vieler Charaktere hinlänglicher Raum vorhanden war. Hier müssen wir es aber sehr bedauern, daß Hr. S. sich, was den Haupthelden, Wallen-

stein, betrifft, zu sehr an die Geschichte gehalten hat. Die Wahrheit, die der Dichter nicht verletzen darf, ist nicht die historische, sondern die poetische Wahrheit. Ob der Held wirklich so war, die Handlung sich wirklich so zutrug, darum braucht der Dichter sich nicht zu bekümmern. Seine Helden müssen nicht gewöhnliche Menschen seyn; wir müssen aber den Charakter leicht fassen und begreifen können, und darum muß dieser nicht so viele anscheinende Widersprüche in sich vereinigen, wie man sie in den Charakteren in der wirklichen Welt, die uns der Geschichtschreiber darstellen soll, oft findet. Der Held des Dichters, der uns lebhaft interessiren soll, muß sich nicht so von Umständen leiten lassen, wie Hrn. S. Wallenstein oft geleitet wird, dessen anfänglicher Plan, sich dem kaiserlichen Hofe nur furchtbar zu erhalten, ein Plan, der ihn doch schon zu geheimen Unterhandlungen mit dem Feinde bewegt, erst durch die Überredung seiner Freunde, besonders der Gräfinn Terzky, die uns an Lady Macbeth erinnert, in entschiedenen Aufruhr verwandelt wird. In der wirklichen Welt lassen sich freylich die meisten auch der entschlossensten Charakter durch Umstände bestimmen, aber von dem theatralischen Helden, für den wir uns sehr lebhaft interessiren sollen, fordern wir, daß er nach einem angelegten festen Plan handle. Der Verrath, den Wallenstein an Buttler durch den nach Wien geschriebenen Uriasbrief, um seine Ernennung zum Grafen zu hintertreiben, begangen hat, ist ein empörender, kleiner, falscher Streich, wodurch uns der Held, dem wir wohl große Verbrechen, aber keine niedrige Handlung verzeihen, verächtlich wird. Wallenstein's lebhafte Freundschaft für Max, die wir erst bei der Nachricht von Maxens Tode recht gewahr werden, scheint auch mit dem aus Ehrgeitz herrührenden festen Entschluß, seine Tochter nicht an Max zu vermählen, im Widerspruche zu stehen. Auch anscheinende Widersprüche der Art werden sich in der wirklichen Welt genug finden; aber der Dichter soll uns nicht den ganzen Menschen mit allen seinen streitenden Leidenschaften, sondern nur die vornehmsten Grundzüge schildern, weil sonst das Bild schwer zu fassen seyn, und der Total-Eindruck geschwächt wird. Sehr ausführlich werden wir mit Wallenstein's Neigung zur Astrologie bekannt gemacht; wir sehen auch wohl, daß diese Neigung eine mitwirkende Ursache zu seinen ehrgeitzigen Planen ist: allein in den recht kritischen Momenten wirkt diese Neigung doch nicht

1800.

1800. entscheidend, und uns scheint daher der aufgestellte astrologische Apparat zu groß für den Effect, den er hervorbringt. So ungern wir Vergleichungen anstellen, so müssen wir doch bemerken, daß die Wahrsagungen der Hexen im Macbeth viel größere und weit besser motivirte Wirkungen hervorbringen, als Wallenstein's Anhänglichkeit an Sterndeuterey.

Octavio Piccolomini ist unserem Urtheile nach trefflich gezeichnet; allein es scheint doch, wie wir bemerkt haben, vielen Lesern nicht recht deutlich zu seyn, ob der Mann aus reinem Pflichtgefühl handelt, oder ob eigennützige Neigungen bey ihm im Spiele sind. Ein großes dramatisches Interesse kann der Charakter nicht erregen, weil in seinem Betragen gegen Wallenstein Hinterlist herrscht. Da Hr. Schiller in seinem Carlos bereits den Charakter des edelsten, liebevollesten, feurigsten Jünglings dargestellt hat, den vielleicht die Bühne überhaupt aufzuweisen vermag, so war es wohl unmöglich, einen ähnlichen Charakter in gleicher Vollkommenheit zu liefern. Bey den lebhaften Bewunderern des Carlos, zu denen sich Rec. aufrichtigst bekennt, möchte also Max Piccolomini wohl nicht auf einen gleichen Beyfall rechnen können. Unter den Neben-Charakteren sind einige sehr gut gezeichnet: unsers Bedünkens nach vorzüglich Isolani und die Herzoginn.

Bey weitem die hervorstechendste Seite des Gedichts scheint uns das poetische Verdienst der Diction und die einzelnen meisterhaften Sentenzen, die vorkommen. Mit diesen ist es fast zu sehr überladen; aber es enthält deren auch zugleich einige von höchster Schönheit, sowohl in Beziehung auf Wahrheit, als Ausdruck. Das Gedicht ist eine der reichhaltigsten Gruben für Inschriften, Motto's, Denkmähler. Ausheben läßt sich davon für diese Blätter nichts, so wenig, wie von den einzelnen, die Empfindung rührenden, Stellen, wohin wir vorzüglich Maxens Bild des Friedens, und Wallenstein's Klage um Max rechnen möchten. Die Sprache ist außerordentlich gefeilt, und des höchsten Meisters würdig; nur scheint uns in der Sprache mehrerer von den Hauptpersonen nicht Verschiedenheit genug, nach den Charakteren, der Bildung und den Umständen derselben, zu herrschen. Daß Max von den Erinnyen spricht, ist wohl nicht in seinem, noch in dem Charakter der Zeit; aber noch weit auffallender bleibt es, daß Buttler, der gewesene gemeine Reiter, der Laren gedenkt. Wir bemerken dieses, und haben überhaupt unsere Meinung offen gesagt, nicht

um ein großes Genie zu bekritteln, sondern um die Nachahmer, 1800.
die nicht Hrn. S. große Talente besitzen, von ähnlichen Arbeiten
in dieser Gattung, wo möglich, abzuhalten.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1800,
11. August.

Jena u. Weimar (ohne Angabe des Verlegers). Sämmtliche Gedichte von Friedrich Schiller, Professor in Jena. Erster Band, mit dem Portrait des Verf. (von Schweyer) 2. S. Vorr. 188. S. 8. (12 Gr.)

Der Herausgeber dieser Sammlung der Gedichte von Schiller glaubt sich ein Verdienst um seine Zeitgenossen zu erwerben, daß er die zerstreuten Kinder des verdienstvollen Dichters zusammenstellt, und versichert, daß er seinen Hauptzweck erreicht haben werde, wenn der Verf. dadurch bewogen werden sollte, seinen Geisteskindern mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und sie unter seiner väterlichen Obhut dem Publikum vorzustellen. Ob wir es gleich nicht ganz billigen können, daß der Herausgeber diese Sammlung ohne Erlaubniß des Verf. veranstaltet hat, so glauben wir doch, daß sie Schillers Verehrern willkommen seyn werde. Wahrscheinlich würde der Vf. manche Gedichte von einer solchen Sammlung ausgeschlossen, oder wenigstens hin und wieder verbessert haben.

Leipziger Jahrbuch der neuesten Literatur, Leipzig, 1800,
23. August.

Wallenstein ein dramatisches Gedicht von Schiller. Erster und zweiter Theil. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1800. gr. 8. 31 Bogen. Velinp. 7 fl. 12 kr. Schreibp. 4 fl. Druckp. 2 fl.

Hier steht nun ein kolossalisches Phänomen unserer neuesten vaterländischen Litteratur! Mancher Leser wird, besonders der Form wegen, nicht recht wissen, was er eigentlich daraus machen

1800. soll. Es ist ein Ganzes, das aber in verschiedene Theile abgetheilt ist, die aber dennoch, freilich nicht nach der aristotelischen Einheit der Zeit und des Orts, zusammenhängen. Sie haben folgende Aufschriften: Wallensteins Lager: die Piccolomini in fünf Aufzügen; Wallensteins Tod, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wenn es die Sache des Dichters ist, eine Begebenheit, ausser den tief entwickelten psychologischen Erscheinungen der Charaktere, so darzustellen, daß man in der nicht müssigen Handlung die Personen alle, groß und kleine, lebend und webend vor sich darstehen sieht, so hat dieses Drama den Gipfel der Kunst vollkommen erreicht. In dem Prolog schildert der Dichter seinen Helden also:

— — — Den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geissel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der von der Zeiten Gunst empor getragen,
Der Ehren höchste Staffeln rasch erstieg,
Und ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Wallensteins Lager ist gleichsam die Vorbereitung zu dem Hauptdrama selbst. Wir werden da mit dem Geiste der damaligen Zeiten bekannt, und so anstößig auch mancher Leser hier manche Schilderung finden mag, so sind sie doch meisterhafte Bambocciaden, die dem Kenner behagen werden. Unter den auftretenden Personen zeichnet sich besonders der Kapuziner aus, der wie ein leibhafter Abraham von St. Clara spricht. Er ist ein wahrer Bußprediger, ganz im Geschmacke seines Zeitalters, ein großer Liebhaber und Künstler in Wortspielen. Man höre ihn reden! S. 38.

Heysa, Juchheya, Dudeldumdey!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabey!
u. s. w. u. s. w.

Es ist hier auch manches aus unserer vaterländischen Geschichte gemischt und dadurch verewigt worden, wenn es z. B. von Wallensteins Aufenthalt zu Altdorf heißt:

1800.

Denn zu Altdorf, im Studentenkragen,
Trieb er's mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und purschikos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen.
Wollten ihn darauf die Nürnberger Herren,
Mir nichts, dir nichts, ins Carcer sperren,
'S war just ein neugebautes Nest,
Der erste Bewohner sollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Pudel voran laufen.
Nach dem Pudel nennt sichs bis diesen Tag;
Ein rechter Kerl sich dran spiegeln mag.
Unter des Herren großen Thaten allen
Hat mir das Stücken besonders gefallen.

Was nun aber das Hauptdrama selbst anbetrift, so ist dasselbige von der vortreflichsten Komposition. Die Charaktere sind sehr mannichfaltig, abstechend und doch alle nach dem Leben gezeichnet, von dem raschen Max Piccolomini an bis auf die weiche Herzogin und ihre sanfte Tochter Thekla herunter. Sie reden und handeln alle nach einer festen Zeichnung, der Krieger Wallenstein, so wie der Höfling, Kriegsrath von Questenberg. Die Sprache ist ganz dem hohen tragischen Styl angemessen. Wenn Butler von Wallensteins großem Einfluß auf die Armee redet: so setzt er folgendes passende Gleichniß hinzu, S. 91.

So wie des Blitzes Funke sicher, schnell,
Geleitet an der Wetterstange, läuft,
Herrscht sein Befehl vom letzten fernen Posten,
Der an die Dünen branden hört den Belt,
Der in der Etsch fruchtbare Thäler sieht,
Bis zu der Wache, die ihr Schilderhaus
Hat aufgerichtet an der Kaiserburg.

Manche Stelle ist sententiös gesagt: daß man sie nicht leicht in einem Dichter besser findet, indem das Sentenzreiche besonders dem Charakter des Redenden angemessen ist. So sagt der alte Piccolomini zu seinem Sohn S. 103.

1800.

— — Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewichte sinds, die der bedrängte Mensch
An seiner Dränger raschen Willen band.
u. s. w. u. s. w.

Möchten wir doch nun auch in Deutschland bald folgende Schilderung in Erfüllung gehen sehen! S. 106.

O schöner Tag! wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
u. s. w. u. s. w.

Da nach der Sitte der damaligen Zeiten selbst Wallenstein in die astrologischen Träumereyen verliebt war, so tritt er auch hier als ein solcher Träumer auf. Er zeigt sich dabey aber nicht, als ein astrologischer Narr: sondern als ein Mann, in dessen Kopf und Munde selbst diese Possen eine Art von Würde und Gewicht bekommen.

Die Leidenschaft der Liebe verräth sich in den feinsten und wahrsten Zügen: der junge Graf Max Piccolomini giebt sein liebekrankes Herz in folgenden Zügen zu erkennen:

— — — — Mich ängstigte des Lagers
Gewühl, die Fluth zudringlicher Bekannten,
Der fade Scherz, das nichtige Gespräch,
Es wurde mir zu eng, ich mußte fort,
Stillschweigen suchen diesem vollen Herzen
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfin! In der Kirche war ich.
u. s. w. u. s. w.

Wahrheiten sind hier in ungemein schönen Sentenzen kurz ausgedrückt. Eben dieser Graf Max sagt S. 161.

O, der ist aus dem Himmel schon gefallen,
Der an der Stunden Wechsel denken muß!
Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.

Wie rasch und schön ergreift die Leidenschaft der Liebe jede sich ihr anbietende Idee, um daraus Phantasien zu spinnen, die ihr angenehm sind. 1800.

— In dem Drama Wallensteins Tod kommt ein Monolog des unglücklichen Feldherrn vor, der eines Shakespeare's würdig ist. Der Feldherr steht an der Schwelle seines auszuführenden Entschlusses, und kämpft nun mit sich selbst, ob er den entscheidenden Schritt thun soll, oder nicht, und sagt dann S. 16, II Theil.

— — — Du willst die Macht
Die ruhig, sicher thronende erschüttern,
Die in verjährt, geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit fest gegründet ruht,
Die an der Völker frommen Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt?
u. s. w. u. s. w.

Doch wir müßten mehr als ein Blatt anfüllen, wenn wir länger das Schöne und Ausgezeichnete aus diesem Drama heraussuchen und hier auszeichnen wollten. Genug, Wallenstein ist ein Drama, das der deutschen Litteratur zur Ehre und Zierde gereicht!

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1800, 12. September.

Leipzig.

Bei Crusius: Gedichte von Friedrich Schiller. Erster Theil. 1800. 335 S. gr. 8. Endlich ist eine lange hingehaltene Erwartung mit der Erscheinung dieser Sammlung zum Theil befriedigt. Wie viel oder wie wenig seiner frühern poetischen Blüthen (ungern würde man manches liebliche Gedicht aus seiner Anthologie vermissen) der Verf. für diesen Kranz bestimmen wird, läßt sich jetzt noch nicht beurtheilen, da wir nur den ersten Theil vor uns haben und die Auswahl nicht nach der Zeitfolge gemacht ist. Aus den achtziger Jahren liest man hier nun folgende Stücke: Hectors Abschied 1780 (aus den Räubern); die Blumen 1782; Resignation 1786; die Götter Griechenlands 1788; die Hoch-

1800. zeit der Thetis 1789; die andern Stücke von 1790—1800 sind aus der Thalia und neuen Thalia, den Horen und den Schillerschen Musenalmanachen, so viel wir uns erinnern, unverändert aufgenommen. Noch manches schöne Stück fehlt hier, wie das Lehrgedicht: Die Künste, welches vermuthlich einen zweiten Band zieren wird. Gedruckt waren alle hier befindlichen Stücke, ausgenommen, so viel wir wissen, das schöne Gedicht an Göthe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange
Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinsten Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Der Zwang des französ. Schauspiels sey von den deutschen Bühnen verbannt, und der Deutsche folge der freiern Spur der Griechen und Britten. Indeß heißt es weiterhin:

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie,
Die Bühne will sie, wie die Welt entzünden,
Das niedrigste und höchste menget sie,
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachläßig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied,
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reitz vom Tanze.

Nicht Meister zwar darf uns der Franke werden, 1800.
Aus seiner Kunst spricht hier lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Gebehrden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Zum Titelkupfer der Sammlung ist die Scene aus der Erzählung: Der Handschuh gewählt, wo der Ritter Delorges auf Geheiß seiner Dame einen auf den Kampfplatz der Löwen und Tiger herabgefallnen Handschuh aus der Ungeheuer Mitte mit keckem Finger aufhebt.

In demselben Verlage sind erschienen:

Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehreren Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. Zweiter Theil. 1800. 415 S. 8. Wer wird sich nicht freuen, hier folgende durch Form und Materie sich gleich auszeichnende Abhandlungen beisammen zu finden? Über naive und sentimentale Dichtung; über Anmuth und Würde, und über die Grenzen des Gebrauchs schöner Formen, wovon die erste und dritte zuerst in den Horen, die andere in der neuen Thalia stand. Die bis jetzt noch unvollendet gebliebenen Briefe über ästhetische Erziehung an den Herzog von Augustenburg dürften für ein drittes Bändchen dieser Sammlung geeignet seyn.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1800, 27. September.

Fünfter Brief.

Am 30sten Sept. 1800.

— Ich komme jetzt zu dem eigentlichen Gegenstande meines Briefes.

1800.

Göthe's (Göthe'ns*)) neue Schriften, 7ter Bd. Gedichte von Friedrich Schiller, 1ster Band.

Immortal heirs of universal praise.
Pope.

Es giebt Gegenstände, meine Freundinn, über die sich nur wenig sagen läßt und von denen eben deshalb nicht genug geredet wird. Es giebt andre, die sehr vielen Stoff darbieten und daher so unmäßig übersprochen werden, daß man sich mit Widerwillen wegwendet, wo sie noch einmal untersucht werden sollen: jedermann hat schon sein Scherflein entrichtet, und glaubt also im Reinen zu seyn.

Zu diesen letztern gehören Göthe'ns Dichtertalente und die Vorzüge seiner Werke: kein Wunder, da beide so ausgezeichnet sind und er drei- oder viermal in Teutschland alles, was nur so viel Kopf besaß, schwindlicht zu werden, aber nicht genug, um dem Schwindel zu widerstehen, — in seinen Wirbel hinriß und dadurch lächerlich machte. Er selbst rühmt sich: „Deutschland ahmte mich nach**)!" und in der That, er scheint Oberons Horn zu besitzen: so gewaltig hat er gewirkt, — obgleich die Denkmähler, die man seinen Wirkungen setzen könnte, schwerlich die Aufschrift: „der gesunden Vernunft!" erhalten möchten. Werthers Leiden stürzten alle Halbköpfe Teutschlands in trostlose Empfindsamkeit; Götz von Berlichingen erzeugte die Pseudo-Genialität, die Ritter-Schauspiele und Romane; als die Xenien erschienen waren, kiff und biß man in allen Winkeln, und thut es noch, da nichts leichter ist, als Anzüglichkeiten zu sagen; — und jetzt hat die Unregelmäßigkeit seiner Gedichte einen ganzen Flug von Klingreimern ausgebrütet. Man behauptet sogar, sein hohes Wohlvernehmen sey es eigentlich, was jenen Klub von Kunstrichtern hervorgerufen habe, die alles, was neben Göthen oder über ihm steht, herabwürdigen und vor ihm den Staub lecken. Diese letzte Angabe ist indeß sicherlich falsch. Ein freundliches Gesicht und dann und wann eine Mahlzeit mag er den Schmeichlern wohl gewähren: — man streichelt ja wohl selbst den Hund einmal, der einem entgegenwedelt! — aber er müßte kein Ehrgefühl haben, wenn ihn nicht der kriechende Ton, worin jene Leute vor ihm anbeten, indignirte. Wenigstens sähe er sich für so ein

unwürdiges Protektorat hart bestraft: ein gewisses Sonnet ist durch den Sklavengeist, der in ihm spricht, mehr eine Schmähung, als ein Lobgedicht, und macht nicht seinen Verfasser allein lächerlich. — 1800.

Seh' ich auf alles das zurück, was schon über Göthe'ns Genie geschrieben wurde, so sinkt mir der Muth. Seine Anbeter scheinen es sich zur Pflicht gemacht zu haben, so oft er ein kleines mittelmäßiges Buch schrieb, in einem großen schlechten zu beweisen, daß es vortrefflich sey. Was könnte mir, selbst für den engen Raum eines Briefes, zur Beurtheilung seiner Talente übrig geblieben seyn?

Es ist an sich schwer und mißlich, ein Original-Genie zu beurtheilen. Soll man es nach Regeln thun, die vorher festgesetzt wurden? Aber das Genie erkennt mit Recht keine Regel und keine Schranke, als die Natur und die Gränze des Schönen, und oft erweitert es diese mit neuen Gebieten, von denen man vorher nicht ahnete, daß sie zu ihr gezogen werden könnten und die nach ihm niemand ohne Gefahr betritt.

Soll man sich die Regeln aus ihm selbst abziehen? Dann liefe man Gefahr, von seinen übrigen Schönheiten bestochen, oft für vortrefflich anzusehen, was fehlerhaft ist; und die Regeln, die man aus den Werken eines Genies abzöge, würden immer für die Werke des andern nicht passen, da jedes mit anderem Geiste anderen Zwecken, auf anderen Wegen, entgegen strebt.

Mir fällt ein Ausweg ein. Göthe'ns Anbeter halten es für unmöglich, ein Nebenbild seiner Göttlichkeit zu finden; für ruchlos, es nur zu suchen. Ich aber, der ich, in der Literatur wenigstens, ein Atheist bin und höchstens Heroen anerkenne, ich will es muthig wagen, ihn mit Schillern zu vergleichen. Freilich sind beide unendlich von einander verschieden: nun gut! finden wir keine Ähnlichkeit, so wird die Vergleichung bestimmen, worin die Unähnlichkeit liege. Einem von ihnen übrigens die Palme reichen zu wollen, fällt mir nicht ein. Geräth die Untersuchung, so wird es der Leser selbst thun, wiewohl ich überhaupt nicht sehe, warum es nöthig ist, zu bestimmen, welcher der Größere sey. Sie sind beide sehr vorzügliche Dichter: damit genug!

Die eben erschienenen Sammlungen von Göthe'ns und Schillers Gedichten geben Gelegenheit zu einer solchen Vergleichung. Etwas Vollständiges freilich werden Sie hier nicht

1800. erwarten: aber auch ein bloßes Fragment kann zu Resultaten führen; und so wollen wir diese Vergleichung ohne weitere Vorbereitung mit den Romanzen und Balladen, die beide Sammlungen enthalten, anfangen. Sie kennen sie alle schon; ich brauche sie also nur zu nennen, um Ihnen ihren Inhalt erinnerlich zu machen.

Die Schillerschen sind: die Bürgschaft (die Geschichte des Damon und des Pythias); der Ritter Toggenburg; der Taucher; der Kampf mit dem Drachen; der Ring des Polykrates; die Kraniche des Ibikus; der Gang nach dem Eisenhammer. Ob auch das eleusische Fest und das Lied von der Glocke hierher gehören, bedürfte erst einer Untersuchung: sie mögen also wegbleiben. Die besten der Göthischen sind: das Veilchen; Erlkönig; der Fischer; der König in Tule; die vier Romanzen von der Müllerin; die erste Walpurgisnacht; der Zauberlehrling; die Braut von Korinth; der Gott und die Bajadere.

Scheint Ihnen nicht schon die Wahl der Gegenstände sehr charakteristisch? Schiller erzählt uns berühmte Anekdoten; Göthe wählt meistentheils nur eine bekannte romantische Idee, und verwandelt sie in eine Begebenheit, oft nur in eine interessante Situation. Schiller erregt eine historische Neugier; Göthe reizt sogleich die Phantasie auf, und durch sie das Gefühl.

Die Behandlung ist der Wahl der Gegenstände angemessen. Schiller, dessen Stoff schon ganz gegeben vor ihm liegt, hat beinahe nur die Freiheit, zu malen und Reflektionen anzustellen. Er wendet seinen höchsten Fleiß auf den Ausdruck, der bei ihm immer edel und malerisch ist; er reißt uns plötzlich vor ein erhabenes Gemälde hin, das uns mit dem glänzendsten Colorit entgegenstrahlt, und uns dann durch seine Correktheit und seinen tiefen Sinn lange festhält und nachdenkend entläßt.

Göthe, der seinen Stoff selbst schuf, zählt uns, indem er immer neue Gefühle auszusprechen bemühet ist, die einzelnen Züge zu, und überläßt es unsrer eignen Phantasie, sie in Ein Bild zusammen zu setzen. Er spricht einfach, wie der wahre Ausdruck der Empfindungen immer ist, und malt nur da, wo es dienen kann, diese lebhafter zu erregen.

Beide Dichter wirken durch die Phantasie; aber der eine vorzüglich auf den Verstand, der andre auf das Herz. Ich sage: *vorzüglich*; denn daß keinem die Eigenschaften ganz fehlen,

die bei dem andern vorleuchten, versteht sich: sonst wäre keiner ein großer Dichter. Schillers größtes Talent ist feierlicher Ernst und Erhabenheit der Darstellung, — Göthe'ns, einfache Wahrheit des Gefühls. 1800.

Diese Verschiedenheit zwischen beiden zeigt sich auch an den Fehlern, in die sie gerathen. Wer immer erhaben seyn will, verfällt leicht in Bombast und Preciosität; — wer sich in seiner Einfachheit ganz unbeachtet gehen läßt, wird nur zu leicht platt, niedrig und unrichtig. Die Vorzüge unsrer Dichter bedurften keines Beleges; daß sie aber wirklich in jene Fehler gerathen, — darüber, mein Freundin, muß ein Beweis geführt werden.

Erlauben Sie mir dazu eine kleine kritische Operation. Die Gedanken des Dichters sind sein Gesang; das Metrum seiner Verse ist sein Akkompagnement. Damit wir jenen besser beurtheilen können, schweige dieses. Echte Poesie muß auch dann noch Poesie seyn, wenn ihre Wortfügung in Prosa aufgelöst wird; und als Prosa werde ich Ihnen ein Paar Stellen aus beiden Dichtern hinschreiben. Käme es darauf an, den Werth eines einzelnen zu bestimmen, so wäre das vielleicht unrecht: aber bei einer Vergleichung zweier ist es erlaubt, da beiden gleichviel dabei genommen wird.

Eine der Götheschen Romanzen fängt mit folgenden Worten an, zu denen ich kein überflüssiges hinzusetze:

„Ein Knabe war frech genug „und" eben aus Frankreich gekommen. Er hatt' ein armes junges Mädel oft in Arm genommen und geliebkost und liebgeherzt, als Bräutigam herum gescherzt und endlich es verlassen. „Als" das braune Mädel das erfuhr, vergingen ihr die Sinnen (Sinne); sie lacht' und weint' und bet't und schwur: so fuhr ihre Seele von hinnen."

Finden Sie darin etwas Poetisches, außer die Licenz des Sprachfehlers und der Härten? Ich muß gestehen, wüßt' ich nicht, daß diese Zeilen von Göthe sind, und wär' es nicht völlige Unmöglichkeit, daß er etwas Ungöttliches lieferte: ich würde sie nicht nur gemein, sondern platt finden.

Der Anfang von Schillers Kranichen lautet so:

„Ibikus, der Götterfreund, zog zum Kampf der Wagen und Gesänge, der die Stämme der Griechen auf Korinthus Landesenge froh vereint. Ihm schenkte Apoll die Gabe des Gesangs und

1800. den süßen Mund der Lieder. So wandert er, des Gottes voll, am leichten Stabe aus Rhegium."

Bei Schillern darf man eher etwas wagen, und so will ich Ihnen nicht verhehlen, daß mir der Vortrag gesucht und schwerfällig, und der süße Mund der Lieder sehr preciös scheint: ich muß aber zugleich hinzu setzen, daß dies vielleicht die schlechteste Strophe in der ganzen Sammlung ist. Wir wollen ihn sowohl als Göthe in einem bessern ihrer Gedichte sehn. Göthe sagt in seiner Braut von Korinth:

„Ein Jüngling kam von Athen nach Korinth gezogen, wo er noch unbekannt war. Einen Bürger hofft er sich gewogen (zu finden); beide Väter (Welche? Wessen?) waren gastverwandt, hatten schon früh voraus Töchterchen und Sohn Braut und Bräutigam genannt. Aber wird er auch willkommen scheinen, wenn er die Gunst nicht theuer erkauft? Er ist, mit den Seinen noch ein Heide und sie (Wer?) sind schon Christen und getauft. Keimt ein neuer Glaube, wird oft Lieb' und Treue wie ein böses Unkraut ausgerauft."

Gestehen Sie, meine Freundin, wenn Sie diese Zeilen irgendwo so fänden, würde es Ihnen wohl einfallen, daß sie möglicher Weise nicht etwa nur schlechte fehlerhafte Prosa seyen, sondern der Anfang eines hochberühmten Gedichts? — Vielleicht wird aber aus jedem Gedichte durch die Auflösung etwas Ähnliches. Vielleicht macht der Zwang des Sylbenmaßes die Sprachfehler nothwendig. — Schiller mag Ihnen antworten:

„Was rennt das Volk? Was wälzt sich dort die langen Gassen brausend fort? Stürzt Rhodus unter Feuersflammen? Es rottet sich im Sturm zusammen, und aus dem Menschentroß gewahr ich einen Ritter, hoch zu Roß, und hinter ihm, welch Abentheuer! bringt man ein Ungeheuer geschleppt."

Wie täuschend lebhaft! wie schön, wie erhaben dichterisch ist die Diktion! — Aber, rufen Sie aus, das sind ja beinahe die Verse selbst, nicht eine Auflösung! — das ist es eben, meine Freundin. Versuchen Sie einmal diese Verse mehr in Prosa aufzulösen. Kein Wort können Sie anders stellen, ohne der Sprache selbst Gewalt anzuthun. Weit entfernt, daß das Sylbenmaß Härten, Verwerfungen, oder gar Sprachfehler nöthig machte: keine Prosa könnte natürlicher und fließender seyn, als diese Verse und fast alle Schillerschen sind. Bemerkt man, was hierin dem

Einen großen Dichter möglich war, so sieht man, daß der andre wohl — was man so lange von ihm läugnete — eine Manier hat, nehmlich die der Vernachlässigung und Fehlerhaftigkeit. 1800.

Wir wollen Beide jetzt in einer andern Dichtungsart sich begegnen sehn, in dem Liede. Das Lied soll bloß Ausbruch des Gefühls seyn, und ist dieses leidenschaftlich erhöht, so strömt der Dichter es in einer Ode aus. In dieser letztern Gattung, in der uns Schiller vorzüglich das Lied an die Freude, und seine Resignation lieferte, hat sich Göthe hier nicht versucht. Was das eigentliche Lied betrifft, — so bitte ich Sie um die Schonung gegen ihn, die drei ersten Lieder dieser Sammlung gar nicht zu bemerken: Sie könnten sonst in Versuchung gerathen, Göthe mit Schmidt und Tieck in Eine Classe zu setzen.

Wählen Sie die beiden besten aus, die „Nähe des Geliebten" und die „Verschiedenen Empfindungen," und vergleichen Sie damit die Klage des Mädchens in den Schillerschen Gedichten. Auch hier werden Sie finden, daß Göthe uns die mannigfaltigsten Empfindungen gewöhnlicher Menschen mit glücklicher Individualität auszudrücken weiß, Schiller hingegen alles veredelt, alles bis zur Erhabenheit idealisirt. Sollte Ihnen dabey zufällig das Lied: „Musen und Grazien in der Mark", vorkommen, und Sie haben über das Treffende dieser Satire hinlänglich gelacht, so lesen Sie, um das Gemeine in derselben, den Quark, den Mist u. s. w., geschwind zu vergessen, die Schillersche Satire: „Shakespeares Schatten" nach. Ich wüßte nicht zwei andre Gedichte aufzufinden, welche die Geistes-Physiognomie beider Dichter in so ausdrucksvollen Zügen einander entgegenstellten. Beide treffen tödtlich: aber dieser mit dem Schwert, jener mit dem Prügel.

Die dritte Gattung, in der wir Schiller und Göthe vergleichen können, ist die Elegie.

Die Elegieen, welche Göthe in Rom schrieb, bilden zusammen einen kleinen Roman, indem sie uns eine Reihe von Situationen, und die Empfindungen und Betrachtungen schildern, die jene einflößen. Hier, wie überall, ist der Dichter sehr glücklich im Ausdruck, aber hier, wie fast überall, nicht delikat genug in der Wahl dessen, was er ausdrücken will. Er beschreibt uns nicht nur die schönen Formen seiner Geliebten, sondern auch die Handlungen, zu denen sie den Liebenden anreizen; und das ist doch wohl — um kein stärkeres Wort zu brauchen — unsittlich. Wenn die

1800. Mätresse erzählt: sie habe „Rothstrumpf immer gehaßt, und Violetstrumpf dazu"; so ist das gemein. Erzählt Göthe uns aber gar, in der achtzehnten Elegie, warum er sich eine eigene Mätresse halte, nehmlich aus Besorgniß für seine Gesundheit, — ich kann mir nicht helfen, meine Freundin, ich find' es niedrig. — Hatte Göthe den Schillerschen Oden nichts entgegen zu stellen, so bleibt ihm Schiller hier das Gegenstück schuldig.

---

*) S. Adelungs Sprachlehre, Berlin, 1792. S. 164.

**) Mit aller Achtung, die Göthen gebührt: dieser Ruhm ist etwas zweideutig. Seine fehlerfreieren Werke, Tasso und Iphigenia, haben keinen Nachahmer erweckt; es möchte also wohl der Mühe werth seyn, zu untersuchen, ob es die erhabenen Züge in den übrigen, oder die Gemeinheiten, mit denen sie untermischt sind, waren, was dem Haufen, mit der Lust, auch den Muth einflößte, sich au niveau mit Göthen stellen zu wollen. Zudem — was ahmt man nicht nach! Hat doch so gar schon das non plus ultra flacher Geschmacklosigkeit, Rinaldo Rinaldini, Nachahmer gefunden.

Sechster Brief.

Am 7ten Oktober 1800.

Ich dachte es wohl, meine Freundin, daß die Sachen, die ich von Göthen sagte, Sie nicht angenehm überraschen, und daß Ihnen vorzüglich die Ausdrücke, mit denen mein voriger Brief schließt, etwas stark scheinen würden. Glauben Sie indeß ja nicht, daß ich hier etwas zurücknehmen werde. Auch ich weiß, welche Achtung man einem großen Manne selbst da schuldig ist, wo man seine Mißgriffe rügt; auch ich weiß, daß es Krittelei scheint, wenn man, wo so viele Vorzüge glänzen, wie in Göthens Gedichten, die Fehler derselben nicht übersieht: — aber die Litteratur verträgt keinen Monarchen, und den will man ihr jetzt in Göthen aufdringen. Mit Recht preist man von ihm, daß er so manche Schulfesseln in der Dichtkunst zerrissen habe: aber sollen wir uns deshalb gefallen lassen, daß uns seine lächerlichen Vergötterer die seinigen anlegen? Wenn diese Menschen in kriechenden Lobreden alles neben ihm herab würdigen; wenn sie verlangen, daß man nur ihm anbetend huldigen solle, indeß die Nation noch Klopstock, Wieland, Herder, Voß und Schiller besitzt; — wenn Er selbst

endlich anfängt, sich auf das Wort seiner Schmeichler für einen Halbgott zu halten, dem alles erlaubt sey: — dann, meine Freundin, ist es Zeit, daß ihn jedermann, so laut er es vermag, an seine Menschheit erinnere — und das betäubte Publikum dazu. So wahr alle Rügen sind, die ich bis jetzt aufstellte, und alle, die dieser Brief noch enthalten wird, so werden sie doch niemand auf einen Augenblick vergessen lassen, daß Göthe einer der größten Dichter ist, welche die Nation hat: aber als den Einzigen, als fehlerloses Muster soll man uns ihn nicht aufdringen, und er soll das Publikum wenigstens nicht ungerügt so verächtlich behandeln, als er in dieser Sammlung wirklich gethan hat. — 1800.

Ohne weitere Einleitung will ich jetzt fortfahren, wo ich im vorigen Briefe abbrechen mußte.

Außer jenen berufenen Römischen Elegien giebt Göthe uns in diesem Bande noch sieben andre, unter denen Alexis und Dora, der neue Pausias, Euphrosyne und Amyntos die vorzüglichsten sind. Den meisten Schillerschen: der Tanz, das Glück, der Genius, der Spaziergang, die Geschlechter u. s. w. fehlt, mit jenen vier von Göthe verglichen, die Lebendigkeit des Interesse. Sie sind nicht, wie diese, Gemälde von genialisch erfundenen Situationen und den Empfindungen, die sie einflößen, sondern theils Gemälde von wirklichen Gegenständen, theils nur philosophische, dichterisch behandelte Reflexionen. Schiller ist in der Elegie Maler und Redner, Göthe meistentheils wahrer Dichter: wagt er sich aber in Schillers Gebiet, so bleibt er tief unter ihm. Wie matt ist der Anfang seiner Metamorphose der Pflanzen:

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfaltige Mischung
Dieses Blumengewühls über den Garten umher;
Viele Nahmen hörest du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.

Ist das etwas anderes, als in metrische Bissen zerrissene Prosa? Er fährt fort, uns, wiewohl in sehr gewählten Ausdrücken und einer wohl tönenden Diktion, ein Kollegium über die Botanik zu lesen: er beschreibt uns, wie sich der Keim durch die Feuchtigkeit entwickelt; er beschreibt uns die Stengel, die Blätter, die Ordnung der Blumen, und endigt dann, mit einer Anspielung auf den behandelten Gegenstand:

1800. O gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns, holde Gewohnheit entsproß;
Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gebracht
u. s. w.

Ganz recht! Die Abendkühle der Beschreibung konnte in nichts besser übergehen, als in den Nachtfrost einer Worttändelei.

Vergleichen Sie mit dieser Elegie, welche von den Schillerschen Sie wollen, z. B. die Geschlechter:

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.
Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennt sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben:
Nur die gesättigte Kraft kehret zu Anmuth zurück
u. s. w.

Welch ein Eingang gegen das „Dich verwirret!" Doch lesen und urtheilen Sie selbst. Sie werden finden, wenn Schiller uns keine Elegie gegeben hat, die Göthens Euphrosyne an die Seite gesetzt werden kann, so sinkt er doch auch nie zu der Todtenkälte hinab, die Göthen in seiner Metamorphose ergreift.

Am größesten erscheint Schiller in den lyrischen Lehrgedichten, in den Worten des Glaubens, den Idealen, den Göttern Griechenlands, dem Reich der Formen u. a. Wenn Sie beide Dichter gegen einander wägen, so vergessen Sie nicht, daß ich diese Gedichte hier, wo es nur auf eine Vergleichung der beiden Sammlungen ankam, übergehen mußte, da Göthe, in diesem Bande wenigstens, keine ähnliche geliefert hat.

Die letzte Gattung, in der Beide hier zusammentreffen, ist das Epigramm; und auch hier bleiben sie ihrem oben erwähnten Hauptcharakter treu: Göthe der Natürlichkeit, Schiller der Erhabenheit. Beide fallen aber auch in die Fehler, die ihnen am nächsten lagen. Göthe empfängt seine Einfälle leicht und wirft sie mit Leichtigkeit, oft nur mit zu großer, hin; doch da er alles heraussagt, so schlüpfen oft nicht nur alltägliche, sondern auch wohl gemeine unter. Schiller macht jeden Gedanken zu einem

sorgfältigen gefeilten Gedichte: aber es widerfährt ihm auch oft, daß er einen verworrnen oder schiefen Gedanken, weil er poetische Politur annahm, durch ein Bild oder dichterische Ausdrücke herausputzt, ohne daß er dadurch etwas anders werde, als ein Faux brillant. Er sagt z. B.: 1800.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet:
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem einen entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Was heißt das? Gewiß wollte der Dichter nicht sagen, daß man nicht sterbe, wenn man dem Idealischen nachstrebe; und eben so wenig wollte er empfehlen, daß man es noch vor seinem Tode thun solle: also was wollte er? Es bedürfte eines langen, langen Kommentars, um nur irgend einen Sinn hinein zu erklären, der am Ende doch nur ein sehr alltäglicher, schief ausgedrückter wäre. — Das Epigramm, der Kaufmann, endigt sich:

Güter zu suchen
Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Welche Wortspielerei, um zu sagen: der Handel bereichere die Nationen nicht nur, er bilde sie auch!

Göthe dagegen — auch seine Epigramme führen uns zuweilen in unsaubre Gesellschaft. Seine Lacerten, seine Spelunken und die Vorgänge in den letztern, die er im 60sten Epigramme schildert*) — Ich bitte Sie dringend um Verzeihung, meine Freundin, daß ich dieser Dinge erwähnen mußte. Aber scheinen Ihnen die folgenden Einfälle sehr fein?

Dichten ist ein lustiges Handwerk, nur find' ich es theuer;
Wie dies Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort. —

Sankt Johannes im Koth heißt jene Kirche. Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sankt Markus im Koth. —
Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben:
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

1800. Sind die beiden ersten Epigramme, so spricht man in allen Gassen und Gäßchen Europens den ganzen Tag in Epigrammen. Das dritte hat freilich eine schärfere Pointe; aber wir sind es dem großen Dichter schuldig, anzunehmen, es sey ihm nur aus Versehen entschlüpft. Unmöglich konnte er sonst vergessen, wie leicht man es für den Ausbruch eines sehr zerknirschten Selbstgefühls, oder einer unbändigen Arroganz ansehen könne.

Lassen Sie uns jetzt noch einen Blick auf die Sammlungen im Ganzen werfen. —

Schiller hat eine strenge Auswahl unter seinen Gedichten getroffen und die aufgenommenen mit der mühsamsten Sorgfalt gefeilt. Um das hohe Verdienst seiner Selbstverläugnung ganz einzusehen, vergleichen Sie das Gedicht, die Götter Griechenlands, in seiner jetzigen Gestalt mit seiner frühern. Unzufrieden vermißt man jetzt ganze Strophen, die so vortrefflich sind, daß man sich ihrer nur mit Entzücken erinnert. Vergleicht man aber genauer, prüft man, warum der Dichter sie wegschnitt, so bewundert man seinen strengen Künstlersinn mit dankbarer Hochachtung. Indeß ist es Schade, daß sie nicht in einem Anhange oder in Noten beigefügt wurden! es sind Goldspähne, die auch für sich des Aufhebens werth bleiben.

Wenn Göthe dagegen nicht nur aus seinen ältern Schriften, wenn er selbst aus den ersten Bänden der neuen, manche Gedichte dem Verleger und dem Publikum noch einmal verkauft, so muß man seine ganze Achtung für ihn aufrufen, um nicht zu denken, es habe nur ein Buch werden sollen, und sich nicht einer gewissen Bemerkung Lichtwehrs über die Nachtigall zu erinnern, die bei Nacht vortrefflich singe, bei Tage aber — Wenn er, trotz der laut gewordenen Mißbilligung des bessern Publikums, die meisten Dinge, die es ehemals indignirten, wieder abdrucken läßt; wenn er am Ende gar geruhet die Leser in 32 Räthseln, Weissagungen genannt, die der Entzifferung theils nicht fähig, theils nicht werth sind, zum Besten zu haben: so — werden Sie wenigstens gestehen, daß das in einem sehr vornehmen Style sammeln heißt.

---

*) Göthe selbst scheint wenigstens gehört zu haben, daß das Unsittliche in vielen seiner Gedichte anstößig sey. In der Elegie Herrmann und Dorothea vertheidigt er sich darüber mit dem Beispiele der Alten.

Ist denn auch das Unsittliche in ihnen nachahmenswerth? Wird das Garstige dadurch weniger garstig, daß es nicht originell ist? 1800.

Merkel, Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, Berlin, 1800, pag. 67—91.

— Bey dem Mangel an eigenen neuen Stücken von Bedeutung griffen die Theater-Unternehmer nach Übersetzungen ausländischer, besonders deutscher, und bald kam es dahin, daß unsere dramatischen Schriftsteller die englischen fast ganz von ihrer vaterländischen Bühne und von den Pulten der englischen Lesewelt verdrängten. Göthe und Schiller, Kotzebue und Iffland sind jetzt an der Tagesordnung. — Mit der doppelten Übersetzung von Schillers Don Carlos, deren eine Don Carlos, Prince Royal of Spain from the German of Fr. S. — (L. Miller 1798. 327 S. 8) von dem Übersetzer des Fiesco, die andre Don Carlos, a Trag. (Richardson 1798. 320 S. 8.) von einem Unbekannten herrührt, wurde die Folge der bis dahin gedruckten Schauspiele dieses Dichters in englischer Sprache vollendet. Die erstere in ungereimten Versen hat von den Eigenthümlichkeiten des Originals weniger, als die zweite in Prosa, verloren gehen laßen. Die Räuber hat der weiter oben als Vf. einer deutschen Sprachlehre für Engländer erwähnte W. Render, von neuem übersetzt, und außerdem gründet sich darauf, wie auch der Titel zeigt: The Red Cross Knights as performed at the Theatre roy, Hay Market, founded on the Robbers of Schiller, by J. G. Holman. L. Cawthorn 1799. 8. (2 sh.) wodurch Sch. viel verloren zu haben scheint. Daß jetzt aus der Handschrift desselben seine neuesten Stücke von Coleridge übersetzt werden, ist bereits S. 559 dieses I Bl. erwähnt worden.

Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1800, 1. October.

1800.

Leipziger Theater.

Leipzig, den 28. Oct. 1800.

Wallensteins Tod ist den 19. Sept. zum erstenmal auf die Bühne gebracht, den andern Tag wiederholt, hierauf in Verbindung mit den beyden ersten Theilen des dramatischen Gedichts vom 2. bis [illegible] Oct. dargestellt, und damit den 19. Oct. die Reihe der diesjährigen Vorstellungen der Franz Secondaischen Schauspielergesellschaft, nachdem Mad. Hartwig die Abschiedsrede gehalten, geschlossen worden. Hätte nur nicht Mad. Henle (welche wohl zu der Oberförsterin in den Jägern, zur Frau Saaler im Herbsttag, zur Mamsell Stahl in dem Hausfrieden, zur Jungfer Schmalheim in der Aussteuer, so wie überhaupt zur Darstellung schier karrikaturmäßiger Geschwätzigkeit, Zierhaftigkeit und Frömmelei des betagten weiblichen Alters taugen mag) als Herzogin von Friedland selbst die gemäßigtesten Ansprüche unbefriedigt, und die sonst meist brav zusammenspielenden Schauspieler ohne Unterstützung gelassen, und die Illusion so schmerzhaft gestört! C. A. M.

Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1800, December, pag. 652—653.

C. Päß'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.





